Mit Zeichnungen von Kurt Zimmermann

NIKOLAI OSTROWSKI

WIE DER STAHL GEHÄRTET WURDE

VERLAG NEUES LEBEN

Originaltitel: Как закалялась сталь
Nikolai Ostrowski, Gesammelte Werke, Band 1, Moskau 1955
Die deutsche Übersetzung wurde mit der russischen Ausgabe
verglichen und neu bearbeitet von E. Dornhof

Alle Rechte für die deutsche Ausgabe beim Verlag Neues Leben, Berlin 1947

ERSTER TEIL

Alles in Ostrowski ist Flamme der Aktion und des Kampfes – und diese Flamme wuchs und dehnte sich aus, je enger Nacht und Tod ihn umringten. Er strömte von unermüdlichem Lebensmut und Optimismus über. Und diese Freude verband ihn mit allen kämpfenden und vorwärtsschreitenden Völkern der Erde.

ROMAIN ROLLAND

ERSTES KAPITEL

„Wer von euch war vor den Feiertagen bei mir zu Hause, seine Aufgaben herzusagen? Der soll aufstehen!"

Der schwammige Mann im Priesterrock, mit dem schweren Kreuz am Hals, blickte drohend auf die Schüler.

Seine bösen Äuglein durchbohrten geradezu die sechs Kinder, die sich von den Bänken erhoben hatten – es waren vier Jungen und zwei Mädchen. Ängstlich schauten sie zu ihm empor.

„Ihr könnt euch setzen", bedeutete der Pope den Mädchen.

Mit einem Seufzer der Erleichterung setzten sie sich rasch.

Die Äuglein Vater Wassilis blieben jetzt an den übrigen vier kleinen Gestalten haften.

„Na, kommt mal her, meine Täubchen!"

Vater Wassili erhob sich, schob den Stuhl zurück und trat dicht an die sich eng aneinanderdrängenden Kinder heran.

„Wer von euch Taugenichtsen raucht?"

Leise erwiderten alle vier: „Wir rauchen nicht, Väterchen."

Das feiste Gesicht des Popen lief dunkelrot an.

„Ihr Halunken raucht nicht – und wer hat mir Machorka in den Teig gestreut? Ihr raucht nicht? Na, das werden wir ja gleich sehen. Kehrt die Taschen um! Na, wird's bald? Was habe ich gesagt? Die Taschen heraus!"

Drei der Kinder begannen sogleich den Inhalt ihrer Taschen auf den Tisch auszuschütten.

Sorgfältig prüfte der Pope die Taschennähte. Er spähte nach Tabakspuren, doch er fand nichts. Darauf knöpfte er sich den vierten vor, einen schwarzäugigen Jungen in grauem Hemd und blauer Hose, die an den Knien geflickt war.

„Und du, was stehst du wie ein Ölgötze da?“

Mit verhohlenem, haßerfülltem Blick antwortete der schwarzäugige Bursche dumpf:

„Ich habe keine Taschen!“ Er strich mit den Händen über die zugenähten Stellen.

„Ach so, keine Taschen! Du meinst also, ich wüßte nicht, wer zu solch einer Gemeinheit fähig ist – den Teig zu verderben? Du meinst wohl, daß man dich auch jetzt noch in der Schule lassen wird? Nein, mein Täubchen, das wird dir nicht geschenkt! Das letztemal hat mich nur deine Mutter durch Bitten bewogen, es noch einmal zu versuchen; aber jetzt ist Schluß! Mach, daß du rauskommst!“ Er packte den Jungen derb am Ohr, stieß ihn in den Gang hinaus und warf die Tür hinter ihm zu.

Die Klasse schwieg und duckte sich scheu. Niemand begriff, weshalb Pawel Kortschagin aus der Schule gejagt wurde. Nur Serjosha Brusshak, Pawels bester Freund, hatte gesehen, wie Pawel dem Popen eine Handvoll Machorka in den Osterteig gestreut hatte, dort in der Küche, wo die sechs zurückgebliebenen Schüler auf den Popen warteten. Sie waren in seine Wohnung gekommen, um ihre Aufgaben nachträglich herzusagen.

Der hinausgeworfene Pawel hockte sich auf die letzte Stufe der Vortreppe nieder. Er überlegte, was er zu Hause der Mutter sagen sollte, seiner Mutter, die immer so besorgt war und die sich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht als Köchin beim Steuerinspektor abrackerte.

Pawel würgten die Tränen.

Was soll ich jetzt bloß machen? Und alles dieses verdammten Popen wegen. Und warum, zum Kuckuck, habe ich ihm nur das Zeug hineingestreut? Serjosha ist ja der Anstifter gewesen. „Los“, hat er gesagt, „streuen wir diesem Ekel Machorka in den Teig!“ Und da haben wir es gleich so gemacht. Serjosha – dem passiert nichts, aber mich wird man sicher rausschmeißen ...

Die Feindschaft zwischen Pawel und Vater Wassili war schon alten Datums. Pawel hatte sich eines Tages mit Mischa Lewtschukow gerauft und mußte deshalb nachsitzen. Damit der Lausbub jedoch im leeren Klassenzimmer keine Dummheiten machte, brachte ihn der Lehrer zu den älteren Schülern in die zweite Klasse. Pawel setzte sich auf die letzte Bank.

Der Lehrer, ein dürres Männlein in schwarzem Rock, erzählte von der Erde und den Gestirnen. Pawel vernahm staunend, mit weit offenem Munde, daß die Erde schon seit vielen Millionen Jahren existierte und daß



die Sterne auch so etwas Ähnliches wie die Erde seien. Er war von dem Gehörten derart überrascht, daß er sogar aufstehen und dem Lehrer sagen wollte: In der Bibel steht es aber ganz anders. Er fürchtete jedoch, daß es wieder etwas setzen könnte.

In Religion hatte Pawel vom Popen immer gute Noten bekommen. Alle Choräle, das Neue und das Alte Testament konnte er im Schlafe hersagen. Er wußte genau, was Gott an welchem Tage erschaffen hatte. Pawel beschloß also, sich bei Vater Wassili nach allem zu erkundigen. Gleich in der nächsten Religionsstunde, sobald sich der Pope auf seinem Lehnstuhl niedergelassen hatte, meldete sich Pawel, erhielt auch die Erlaubnis zu sprechen und stand auf:

„Väterchen, warum sagt der Lehrer in der oberen Klasse, daß die Erde schon Millionen Jahre existiert, und nicht ... fünftausend, wie es in der

Bibel steht?" Weiter kam er nicht. Vater Wassilis wütendes Gekreisch unterbrach ihn:

„Was sprichst du da, du Halunke? So also lernst du das Wort des Herrn!"

Ehe Pawel sich's versah, hatte ihn der Pope bei den Ohren gepackt und schlug ihn mit dem Kopf gegen die Wand. In der nächsten Minute flog er, verprügelt und erschrocken, auf den Gang hinaus.

Auch bei der Mutter kam Pawel übel an.

Am nächsten Tag ging sie in die Schule und bat Vater Wassili, ihren Sohn wiederaufzunehmen. Von diesem Zeitpunkt an haßte Pawel den Popen aus tiefster Seele. Er haßte und fürchtete ihn zugleich. Er verzieh niemals Kränkungen, die ihm zugefügt wurden; auch dem Popen vergaß er die unverdienten Prügel nicht. Er trug den Groll heimlich in sich.

Der Junge hatte noch vielerlei Schikanen von Vater Wassili zu ertragen: bald jagte ihn der Pope aus dem Zimmer, bald stellte er ihn wochenlang für nichts und wieder nichts in die Ecke und hörte niemals seine Aufgaben ab. Deshalb mußte er auch vor Ostern mit den zurückgebliebenen Schülern in die Wohnung des Popen gehen, um sich prüfen zu lassen. Dort, in der Küche, hatte er ihm Machorka in den Osterteig gestreut.

Niemand hatte es gesehen, und trotzdem hatte der Pope sofort erraten, wessen Werk das gewesen war...

Die Stunde war zu Ende, die Kinder liefen auf den Hof hinaus und umringten Pawel, der düster schwieg. Serjosha Brusshak war in der Klasse geblieben. Er fühlte sich mitschuldig, konnte aber dem Freund nicht helfen.

Aus dem offenen Fenster des Lehrerzimmers beugte sich Jefrem Wassiljewitsch, der Schuldirektor. Sein tiefer Baß ließ Pawel erzittern.

„Kortschagin soll sofort zu mir kommen!" rief er.

Klopfenden Herzens ging Pawel ins Lehrerzimmer.

Der Besitzer der Bahnhofswirtschaft, ein älterer, blasser Mann mit ausdruckslosen Augen, streifte den etwas abseits stehenden Pawel mit einem flüchtigen Blick: „Wie alt ist er denn?"

„Zwölf", antwortete die Mutter.

„Na schön, mag er dableiben. Die Bedingungen sind: acht Rubel monatlich und Essen an den Arbeitstagen. Vierundzwanzig Stunden Dienst, vierundzwanzig Stunden frei, und daß er sich nicht untersteht zu stehlen."

„Wo denken Sie hin! Gott bewahre! Stehlen wird er nicht, dafür bürge ich", sagte die Mutter erschrocken.

„Na, dann soll er gleich heute anfangen", befahl der Wirt und wandte sich an die Kellnerin, die neben ihm hinter der Theke stand: „Sina, führ den Jungen in den Abwaschraum und sage Frossja, sie soll ihn an Stelle von Grischka beschäftigen."

Die Kellnerin legte das Messer weg, mit dem sie gerade Schinken geschnitten hatte, nickte Pawel zu und ging durch den Saal zu einer Seitentür, die in den Spülraum führte. Pawel folgte ihr. Die Mutter ging neben ihm her und flüsterte ihm hastig zu:

„Gib dir ordentlich Mühe, Pawluschka, und mach mir keine Schande."

Sie sah dem Sohn traurig nach und ging dann davon.

Im Spülraum herrschte Hochbetrieb. Ein Berg Teller, Gabeln, Messer türmte sich auf dem Tisch, und mehrere Frauen trockneten das Geschirr mit Küchenhandtüchern ab, die ihnen über die Schultern hingen.

Ein rothaariger Junge mit zerzaustem, ungekämmtem Haar, kaum älter als Pawel, hantierte an zwei riesigen Samowaren. Der Raum, in dem eine große Spülschüssel mit heißem Wasser stand, war voller Dampf. Pawel vermochte anfangs die Gesichter der arbeitenden Frauen nicht zu unterscheiden. Er stand da und wußte weder, was er zu tun hatte, noch an wen er sich wenden sollte.

Die Kellnerin Sina trat an eine der Frauen heran, faßte sie an der Schulter und sagte:

„Hier, Frossja, hast du einen neuen Jungen, er soll an Stelle von Grischka arbeiten. Erkläre ihm alles, was er zu tun hat."

Zu Pawel gewandt, deutete Sina auf die Frau, die sie soeben Frossja genannt hatte, und erklärte ihm:

„Sie ist hier die Oberste. Was sie anordnet, mußt du tun." Dann drehte sie sich um und ging zur Theke zurück.

„Schön", sagte Pawel leise und blickte die vor ihm stehende Frossja fragend an. Diese wischte sich den Schweiß von der Stirn, musterte den Jungen von oben bis unten, als wollte sie ihn abschätzen, krempelte den vom Ellbogen heruntergerutschten Ärmel auf und sagte mit ungewöhnlich angenehm klingender Stimme:

„Na, was ist da schon viel zu erklären, mein Kleiner. Du mußt also frühmorgens unter diesem Kessel Feuer machen und dafür sorgen, daß immer kochendes Wasser drin ist. Holz mußt du natürlich hacken, und auch die Samoware gehören zu deiner Arbeit. Dann wirst du, wenn's nötig ist, Messer und Gabeln putzen und das Abwaschwasser hinaustragen. An

Arbeit fehlt's nicht, Kleiner, wirst schon schwitzen", sagte sie in ihrer Kostromaer Mundart mit der Betonung des „a". Von dieser Mundart und dem frischen Gesicht mit der kleinen Stupsnase wurde es dem Jungen leichter ums Herz.

Das ist offenbar eine ganz nette Tante, entschied er im stillen und wandte sich schon mutiger an Frossja:

„Und was soll ich jetzt tun, Tantchen?"

Sprach's und stockte. Das laute Gelächter der in der Spülküche beschäftigten Frauen verschlang seine letzten Worte.

„Hahaha! ... Frossja hat plötzlich einen Neffen gekriegt ..."

„Haha!" lachte Frossja noch herzhafter als alle anderen.

In dem Dunst hatte Pawel ihr Gesicht nicht recht sehen können; Frossja war erst achtzehn Jahre alt.

Ganz und gar verwirrt wandte sich Pawel nun an den Jungen und fragte:

„Was soll ich jetzt tun?"

Aber der Junge beantwortete die Frage nur mit einem Gekicher.

„Frag doch die Tante, die wird dir schon alles erklären, ich arbeite hier nur aushilfsweise." Er wandte sich um und sprang zur Tür hinaus, die in die Küche führte.

„Komm her, hilf die Gabeln abtrocknen", hörte Pawel eine ältere Geschirrwäscherin sagen.

„Was johlt ihr da? Was hat der Bub schon Besonderes gesagt? Da, greif zu", sagte sie und hielt Pawel ein Handtuch hin. „Nimm das eine Ende zwischen die Zähne, und das andere zieh straff an. Putz die Gabeln zwischen den Zinken hin und her, damit ja kein Stäubchen mehr dranbleibt. Bei uns wird darauf streng geachtet. Die Herrschaften sehen sich die Gabeln genau an, und wenn sie Schmutz bemerken, ist's schlimm, dann jagt einen die Wirtin im Nu davon."

„Wieso die Wirtin?" Pawel stutzte. „Ihr habt doch einen Wirt. Er hat mich ja eingestellt."

Die Frau lachte.

„Der Wirt, mein Söhnchen, ist bei uns nur so was wie ein Möbelstück, ein Pantoffelheld ist er. Die Zügel hat hier die Wirtin in der Hand. Heute ist sie nicht da. Wenn du eine Weile bei uns bist, wirst du's schon merken."

Die Tür des Spülraums wurde aufgestoßen, und drei Kellner brachten Stöße schmutzigen Geschirrs herein.

Einer von ihnen, ein breitschultriger, schieläugiger Bursche, mit einem derben, viereckigen Gesicht, sagte:

„Sputet euch mal etwas, aber fix! Gleich kommt der Zwölfuhrzug, und ihr vertrödelt hier die Zeit."

Er sah Pawel an und fragte:

„Was ist denn das für einer?"

„Ein Neuer", antwortete Frossja.

„Aha, ein Neuer", sagte er und ließ seine schwere Hand auf Pawels Schulter fallen, wobei er ihn zu den Samowaren hinstieß. „Schau her, die müssen immer fertig sein, aber der eine, siehst du, ist ganz ausgegangen, und auch der andere dampft kaum. Heute wollen wir noch mal ein Auge zudrücken, aber wenn das morgen wieder passiert, kriegst du eine gelangt. Verstanden?"

Pawel machte sich, ohne ein Wort zu erwidern, an den Samowaren zu schaffen.

Und so begann Pawels Werktätigendasein. Noch nie hatte er sich so angestrengt wie an diesem ersten Arbeitstag. Er hatte begriffen, daß es hier nicht wie zu Hause war, wo er der Mutter nicht immer folgte. Der Schieläugige hatte ja klar und deutlich gesagt: Gehorchst du nicht, so bekommst du eine gelangt.

Die Funken sprühten nur so unter den dickbäuchigen, vier Eimer Wasser fassenden Samowaren, als Pawel die Glut anfachte. Er hatte dazu den einen Stiefel ausgezogen und ihn über das Rohr des Samowars gestülpt. Die Eimer in der Hand, rannte er zur Abfallgrube, heizte den Wasserkessel, trocknete die nassen Handtücher über den heißen Samowaren, kurz, er tat alles, was ihm befohlen wurde. Todmüde ging er spät am Abend hinunter in die Küche. Die ältliche Geschirrwäscherin Anissja sagte mit einem Blick auf die Tür, hinter der Pawel verschwunden war:

„Der Junge ist wohl nicht richtig im Kopf; der schuftet ja wie ein Verrückter. Der hat's wohl nötig!"

„Er ist ein tüchtiger Bursche", meinte Frossja, „so einen braucht man nicht anzutreiben."

„Der wird sich die Hacken bald ablaufen", entgegnete Luscha. „Anfangs sind sie alle eifrig."

Um sieben Uhr morgens übergab Pawel, von der schlaflosen Nacht und der endlosen Rennerei völlig erschöpft, die kochenden Samoware seiner Ablösung, einem dreisten, pausbäckigen Kerl.

Nachdem sich der Junge davon überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war und das Wasser in den Samowaren kochte, steckte er die Hände in die Hosentaschen, spuckte durch die Zähne, blickte Pawel mit seinen wäßrigen Augen verächtlich von oben herab an und erklärte in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete:

„He, du Schlafmütze! Komm morgen Punkt sechs Uhr zur Ablösung."

„Warum um sechs?" fragte Pawel. „Schichtwechsel ist doch um sieben Uhr."

„Mag der Schichtwechsel sein, wann er will, aber du hast um sechs Uhr hier zu sein! Und wenn du noch lange quasselst, werde ich dir mal einen Stempel in die Visage drücken. So 'ne Null – hat kaum angefangen zu arbeiten und will sich schon mausig machen!"

Die Geschirrwäscherinnen, die ihre Arbeit der Ablösung übergeben hatten, verfolgten interessiert das Gespräch der beiden Jungen. Der freche Ton und das herausfordernde Benehmen des anderen brachten Pawel auf. Er ging einen Schritt auf seinen Arbeitskollegen zu und schickte sich an, dem Jungen einen gehörigen Denkzettel zu versetzen; jedoch die Furcht, gleich am ersten Tage von der Arbeitsstelle gejagt zu werden, ließ ihn einhalten. Ganz rot vor Zorn sagte er:

„Ein bißchen sachte, tu dich nicht so dicke, sonst könnte es was setzen. Ich komme morgen um sieben Uhr, und raufen kann ich nicht schlechter als du. Wenn du's probieren willst – bitte sehr!"

Der Gegner trat einen Schritt zurück und schaute den erbosten Pawel erstaunt an. Solch einen entschiedenen Widerstand hatte er nicht erwartet. Er stutzte ein wenig.

„Na schön, wir werden schon sehen", brummte er.

Der erste Tag war glücklich vorüber; mit dem Gefühl eines Menschen, der sich seine Ruhe ehrlich verdient hat, stiefelte Pawel heim. Jetzt arbeitet auch er, und niemand wird ihm sagen können, daß er ein Schmarotzer ist.

Hinter dem Koloß des Sägewerkes stieg träge die Morgensonne empor. Bald wird auch Kortschagins Häuschen zu sehen sein. Da ist es, gleich hinter dem Herrenhaus der Leszczynski.

Die Mutter ist sicher schon aufgestanden, und ich komme von der Arbeit zurück, dachte Pawel, begann zu pfeifen und beschleunigte seine Schritte. Gar nicht so übel, daß man mich aus der Schule hinausgeschmissen hat. Der verfluchte Pope hätte mir sowieso das Leben sauer gemacht, und jetzt spucke ich auf ihn, überlegte Pawel, während er sich zufrieden dem Haus

näherte. Als er das Pförtchen öffnete, ging ihm der Gedanke durch den Kopf: Dem Semmelblonden werde ich bestimmt noch ein paar in die Fresse hauen, ganz bestimmt.

Die Mutter war im Hof mit dem Samowar beschäftigt. Als sie den Sohn erblickte, fragte sie besorgt: „Na, wie ist's gegangen?"

„Ganz gut", erwiderte Pawel.

Die Mutter wollte ihm irgend etwas mitteilen, aber Pawel hatte bereits gesehen, was los war; durch das offene Fenster bemerkte er den breiten Rücken seines Bruders Artjom.



„Was, Artjom ist gekommen?“ fragte er bestürzt.

„Ja, gestern, und er will hierbleiben. Er wird im Depot arbeiten.“

Etwas unsicher öffnete Pawel die Zimmertür.

Die riesige Gestalt, die mit dem Rücken zu ihm am Tisch saß, wandte sich um, und unter dichten schwarzen Brauen blickten Pawel die strengen Augen seines Bruders an.

„Aha, da ist er, unser Machorkamann. Na also, guten Tag!“

Die Worte des heimgekehrten Bruders ließen Pawel nichts Gutes erwarten.

Artjom weiß schon alles, dachte Pawel. Er wird mich sicher ausschimpfen oder sogar verprügeln.

Pawel hatte Angst vor seinem großen Bruder.

Artjom aber hatte offenbar nicht die Absicht, ihn zu verprügeln. Er saß auf einem Schemel, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und schaute Pawel unverwandt an, halb spöttisch, halb verächtlich.

„Also du meinst, daß du die Universität schon hinter dir hast und alle Wissenschaften aus dem Effeff kennst; da hast du dich also ans Geschirrabwaschen gemacht?“ sagte Artjom.

Pawel hatte den Blick auf ein lockeres Dielenbrett geheftet und studierte aufmerksam einen daraus hervorragenden Nagel. Artjom aber stand auf und ging in die Küche.

Diesmal schien es wohl noch ohne Abreibung abzugehen. Pawel seufzte erleichtert auf.

Beim Teetrinken fragte Artjom den Bruder ruhig über den Vorfall in der Klasse aus.

Pawel legte los.

„Und was soll weiter aus dir werden, wenn du solch ein Strolch bleibst?“ fragte die Mutter bekümmert. „Was fangen wir nur mit ihm an? Nach wem ist er so geraten? Ach, du lieber Gott, was habe ich nur mit diesem Jungen auszustehen!“

Artjom schob die leere Tasse beiseite und wandte sich an Pawel:

„Na also, Brüderchen, wenn's schon mal so weit gekommen ist, können wir's nicht mehr ändern. Aber nimm dich von nun an in acht, mach auf der Arbeit keine Faxen und tu alles, wie sich's gehört. Schmeißt man dich dort auch raus, versohl' ich dich so, daß du dein Lebtag dran denken wirst. Merk dir das! Hör jetzt auf, der Mutter Kummer zu machen. Wo du nur hinkommst, gibt es Unannehmlichkeiten, überall stellst du was an. Aber jetzt

Schluß damit! Wenn du dort ein Jährchen gearbeitet hast, werde ich darum bitten, daß man dich im Depot als Lehrling einstellt, denn beim Geschirrabwaschen wird ja doch nichts Rechtes aus dir werden. Mußt ein Handwerk erlernen. Jetzt bist du noch zu klein, aber in einem Jahr werd' ich mal anfragen – vielleicht nimmt man dich dann. Ich hab' mich hierher versetzen lassen und werde hier arbeiten. Mutter wird sich nicht mehr bei fremden Leuten abrackern müssen. Hat genug vor dem Pack den Buckel krumm gemacht. Du aber sei vernünftig, Pawka, und benimm dich wie ein anständiger Mensch.“

Er erhob sich zu seiner ganzen ungeheuren Größe, zog den über der Stuhllehne hängenden Rock an und rief der Mutter zu:

„Ich gehe auf ein Stündchen weg, muß noch etwas erledigen.“ Damit ging er hinaus, wobei er sich im Türrahmen bücken mußte.

Als er am Fenster vorüberkam, rief er von draußen hinein:

„Ich hab' dir da Stiefel und ein Taschenmesser mitgebracht, laß dir's von Mutter geben.“

Die Bahnhofswirtschaft war Tag und Nacht ununterbrochen geöffnet.

Auf dem Eisenbahnknotenpunkt Schepetowka kreuzten sich sechs Linien. Bis auf zwei, drei Stunden in der Nacht, wo der Verkehr ein wenig abflaute, war der Bahnhof immer voller Menschen. Hunderte von Truppentransporten begegneten sich hier und brausten dann wieder in verschiedenen Richtungen davon. Von der Front wieder zur Front. Verstümmelte, zerschundene Menschen trafen ein – und Männer in einförmigen grauen Soldatenmänteln fuhren ab.

Zwei Jahre war Pawel bereits auf dieser Arbeitsstelle. Küche und Spülraum – das war alles, was er in dieser Zeit zu Gesicht bekommen hatte. In der riesigen Küche unten im Keller wurde fieberhaft gearbeitet. Über zwanzig Menschen waren dort beschäftigt. Zehn Kellner liefen zwischen Theke und Küche hin und her.

Pawel verdiente nicht mehr acht, sondern zehn Rubel monatlich. Er war in den vergangenen zwei Jahren gewachsen und kräftiger geworden. Viel Plackerei hatte er in der letzten Zeit gehabt. Ein halbes Jahr war er als Küchenjunge tätig gewesen und dann wieder in den Spülraum abgeschoben worden. Er hatte dem allmächtigen Chef mißfallen, dieser widerspenstige Junge, von dem man jeden Moment erwarten konnte, daß er einem wegen einer Backpfeife mit dem Messer an die Kehle fahren würde. Er wäre

längst weggejagt worden, aber sein unverwüstlicher Arbeitseifer rettete ihn immer wieder. Arbeiten konnte Pawel mehr als alle anderen, darin war er unermüdlich.

In den Stunden, in denen es besonders heiß herging, rannte er wie ein Besessener, das Tablett in der Hand, vier, fünf Stufen auf einmal nehmend, in die Küche hinunter und wieder zurück.

Nachts, wenn der Andrang in beiden Sälen der Wirtschaft nachgelassen hatte, versammelten sich die Kellner unten in den Vorratskammern neben der Küche. Hier ging es bei „Siebzehn und vier“ und anderen Glücksspielen hoch her. Pawel hatte mehr als einmal Geld haufenweise auf dem Tisch liegen sehen. Er wunderte sich nicht über das viele Geld, wußte er doch, daß jeder Kellner während seines vierundzwanzigstündigen Dienstes an die dreißig bis vierzig Rubel Trinkgelder einsteckte. Fünfzigkopekenweise, rubelweise sammelten sie das Geld ein und vertranken und verspielten es dann. Pawel verabscheute sie aus ganzem Herzen.

Diese verfluchten Hunde, dachte er. Artjom ist einer der besten Schlosser im Betrieb und verdient nur achtundvierzig Rubel, und ich – zehn. Und diese stecken soviel Geld an einem Tag ein. Und wofür? Tragen auf und räumen weg. Und nachher versaufen und verspielen sie alles.

Für Pawel waren die Kellner wie der Wirt fremde, feindliche Elemente.

Diese Schufte laufen hier als Lakaien umher. Aber ihre Frauen und Söhnchen leben in den Städten wie die Herrschaften.

Die Kellner brachten zuweilen ihre in Gymnasiastenuniform gekleideten Söhne und ihre vor lauter Wohlleben immer fetter werdenden Frauen mit. Die haben sicher mehr Geld als die Herren, um die sie herumtanzen, dachte Pawel.

Er wunderte sich auch nicht über das, was nachts in den Winkeln der Küche und in den Lagerräumen vor sich ging. Wußte er doch sehr gut, daß kein Küchenmädchen, keine Kellnerin lange auf ihrer Arbeitsstelle bleiben konnte, wenn sie sich nicht jedem, der hier ein Wort zu sagen hatte, für ein paar Rubel verkaufte.

Begierig nach allem Neuen und Unbekannten, lernte Pawel hier die Abgründe des Lebens kennen und in ihre morastigen Tiefen schauen, aus denen ihn Moder und Fäulnis anwehten.

Artjom war es nicht gelungen, den Bruder als Lehrling beim Depot unterzubringen: Jugendliche unter fünfzehn Jahren wurden nicht eingestellt.

Pawel erwartete sehnlichst den Tag, an dem er von hier weggehen könnte. Es zog ihn nach dem riesigen, verrußten Steingebäude, oft war er dort bei Artjom, kontrollierte mit ihm die Waggons und war bemüht, ihm behilflich zu sein.

Besonders öde wurde es, als Frossja die Stelle verlassen hatte.

Das lachende, fröhliche Mädchen fehlte Pawel, und er fühlte mehr denn je, wie sehr er an ihr gehangen hatte. Wenn er morgens den Spülraum betrat und das zänkische Geschrei der Frauen vernahm, empfand er Leere und Einsamkeit.

Während einer nächtlichen Pause hockte Pawel beim Heizen des Wasserkessels vor dem geöffneten Ofentürchen, kniff die Augen zusammen und schaute blinzelnd ins Feuer. Der Ofen verbreitete eine wohltuende Wärme. Pawel war ganz allein im Spülraum, und unwillkürlich kehrten seine Gedanken zu dem zurück, was er vor kurzem erlebt hatte, zu Frossja. Noch heute stand alles deutlich vor seinen Augen.

Es war an einem Sonnabend gewesen. Pawel war während der nächtlichen Pause die Treppe hinunter in die Küche gegangen. Im Treppenwinkel war er aus Neugier auf den dort gelagerten Holzstapel geklettert, um in den Lagerraum hineinzuschauen, in dem sich die Kartenspieler zu versammeln pflegten. Das Spiel war dort in vollem Gange. Die Bank hielt Saliwanow, der vor Aufregung dunkel angelaufen war.

Plötzlich hörte Pawel Schritte auf der Treppe. Der Junge wandte sich um: Prochoschka kam herunter. Pawel kroch unter die Treppe, um abzuwarten, bis der andere in die Küche gehen würde. Unter der Treppe war es dunkel, so daß Prochoschka ihn nicht sehen konnte. Pawel jedoch konnte seinen breiten Rücken und seinen großen Kopf erkennen.

Behenden, leichten Schrittes eilte noch jemand die Treppe herunter, und Pawel vernahm eine bekannte Stimme:

„Prochoschka, warte einen Augenblick!“

Prochoschka blieb stehen, drehte sich um und schaute hinauf.

„Was gibt's?“ brummte er.

Die Schritte auf der Treppe kamen näher, und Pawel erkannte Frossja.

Sie packte den Kellner am Ärmel und sagte mit stockender, gepreßter Stimme:

„Prochoschka, wo ist denn das Geld, das dir der Leutnant gegeben hat?“

Prochor riß sich heftig los. „Was für Geld? Hast du vielleicht keins von mir gekriegt?“ versetzte er gereizt und scharf.

„Aber er hat dir doch dreihundert Rubel gegeben.“ Frossja unterdrückte krampfhaft ein Schluchzen.

„Dreihundert Rubel, sagst du?“ erwiderte Prochoschka giftig. „Und du willst sie also haben? Sind Sie vielleicht nicht gar zu teuer, gnädiges Fräulein aus der Spülküche? Ich denke, die fünfzig Rubel, die ich dir gegeben habe, genügen auch. Was denkst du dir eigentlich?! Es gibt nettere Fräuleins, gebildete, und selbst die nehmen nicht einmal soviel Geld. Sollst dich lieber schön bedanken – für eine Nacht volle fünfzig Rubel. Bin doch nicht auf den Kopf gefallen. Einen Zehner oder zwei werde ich dir noch geben, aber damit basta! Und wenn du dich nicht blöd anstellst, wirst du noch genug verdienen. Ich werde dir schon wieder was verschaffen.“ Mit diesen Worten drehte sich Prochoschka um und verschwand in der Küche.

„Schuft, du niederträchtiger!“ schrie ihm Frossja nach und begann, an den Holzstapel gelehnt, dumpf zu schluchzen.

Es läßt sich nur schwer schildern, was Pawel, im Dunkeln unter der Treppe hockend, empfand, als er dieses Gespräch hörte und sah, wie Frossja, die am ganzen Körper bebte, den Kopf auf den Holzstapel fallen ließ. Pawel machte sich nicht bemerkbar. Krampfhaft hielt er das eiserne Treppengeländer umklammert, und in seinem Kopf hämmerte es klar und deutlich: Auch die haben sie also verschachert, dies verfluchte Gesindel. Ach, Frossja, Frossja ...!

So wurde sein Haß gegen Prochoschka noch tiefer und heftiger, seine gesamte Umgebung wurde ihm noch widerwärtiger und verhaßter. Ja, wenn ich stark genug wäre, ich würde diesen Schuft zu Tode prügeln! Warum bin ich nicht so groß und stark wie Artjom?

Die Flammen im Ofen flackerten auf und verlöschten, ihre roten Zungen bebten und verflochten sich zu einer langen bläulichen Spirale. Pawel schien es, als mache sich jemand über ihn lustig und strecke ihm höhnisch die Zunge heraus.

Im Raum war es still, nur das Holz knisterte, und vom Wasserhahn her war das Geräusch gleichmäßig fallender Tropfen zu hören.

Klimka stellte den letzten blankgeputzten Kochtopf auf das Wandbrett und trocknete sich die Hände ab. Die Küche war leer. Der diensttuende Koch und die Küchenmädchen schliefen in der Garderobe. Des Nachts herrschte in der Küche immer drei Stunden lang Ruhe, und diese Stunden

verbrachte Klimka stets oben bei Pawel. Der Küchenjunge und der schwarzäugige Bursche vom Wasserkessel hatten sich gut angefreundet. Als Klimka heraufkam, sah er Pawel vor dem offenen Ofen kauern. Pawka bemerkte den Schatten der wohlbekannten wuschelköpfigen Gestalt an der Wand und sagte, ohne sich umzuschauen:

„Setz dich, Klimka.“

Der Küchenjunge kletterte auf die aufgestapelten Holzscheite, streckte sich auf ihnen aus, blickte den stumm zusammengekauerten Pawel an und sagte lächelnd:

„Was machst du denn da, zauberst wohl vor dem Feuer?“

Pawel riß nur mühsam den Blick von den Flammenzungen los. Ein Paar große, glänzende Augen richteten sich auf Klimka. In diesen Augen las Klimka unsagbaren Kummer. Zum erstenmal sah er in den Augen seines Freundes eine solche Traurigkeit.

„Du bist heute so komisch, Pawka“, sagte er verwundert, und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Ist etwas passiert?“

Pawel stand auf und setzte sich neben Klimka.

„Gar nichts ist passiert“, erwiderte er mit dumpfer Stimme. „Aber es fällt mir schwer, hier auszuhalten, Klimka.“ Und seine auf den Knien ruhenden Hände ballten sich zu Fäusten.

„Was ist heute mit dir los?“ fragte Klimka wieder und stützte sich auf den Ellbogen.

„Heute, sagst du? Immer schon war das gleiche los, seitdem ich hier bin. Schau nur, was sich hier tut! Wir schuften wie die Viecher, und zum Dank haut dir jeder, der Lust dazu hat, eine runter, und niemand steht dir bei. Die Wirtsleute haben uns angestellt, damit wir für sie arbeiten, aber uns prügeln, das darf jeder, der nur kräftig genug dazu ist. Du kannst dich in Stücke reißen, aber allen kannst du's doch nicht recht machen, und wem du's eben nicht recht machst, der langt dir eine. Man gibt sich doch schon solche Mühe, um alles zu machen, wie sich's gehört, damit keiner etwas auszusetzen hat; man rast hin und her, und doch, hat man einmal jemandem etwas nicht rechtzeitig gebracht – gleich kriegst du eins ins Genick ...“

Klimka unterbrach ihn erschrocken:

„Schrei doch nicht so, sonst kommt noch jemand und hört's.“

Pawel sprang auf.

„Sollen sie's doch hören. Ich geh' sowieso weg von hier. Selbst Schnee schippen an der Bahnlinie ist noch besser, als hier zu arbeiten ... hier geht

man zugrunde, hier sind alle durch die Bank Gauner. Wieviel Geld die haben! Und uns behandeln sie wie die Tiere. Mit den Mädchen machen sie, was sie wollen. Gibt ein anständiges Mädchen nicht nach, so wird sie eins-zwei-drei rausgeschmissen. Und wo soll sie hin? Obdachlose, Flüchtlinge, Hungernde werden angestellt. Die bleiben schon wegen des Brotes. Hier haben sie doch wenigstens was zu essen, und vor Hunger gehen sie auf alles ein!"

Er sprach mit einer derartigen Erbitterung, daß Klimka aus Angst, jemand könnte ihr Gespräch mit anhören, plötzlich aufsprang und die zur Küche führende Tür verschloß, aber Pawel machte seinem Herzen noch weiter Luft.

„Ja, du, Klimka, du hältst immer den Mund, wenn man dich prügelt. Warum eigentlich?"

Pawel ließ sich auf einen Schemel fallen und stützte müde den Kopf in die Hand. Klimka schob Holz in den Ofen und setzte sich dann zu ihm.

„Wollen wir heute nicht lesen?" fragte er Pawel.

„Ich habe kein Buch", antwortete dieser, „der Bücherstand ist geschlossen."

„Wieso verkauft er denn heute nicht?" fragte Klimka verwundert.

„Die Gendarmen haben den Verkäufer geholt. Haben wohl irgend etwas bei ihm gefunden."

„Was denn?"

„Man sagt, etwas mit Politik."

Klimka schaute Pawel verständnislos an.

„Was bedeutet das – Politik?"

Pawka zuckte die Achseln.

„Weiß der Teufel! Man sagt, wenn jemand gegen den Zaren ist, so heißt das Politik."

Klimka fuhr erschrocken zusammen.

„Gibt's denn solche Leute?"

„Weiß nicht", antwortete Pawel.

Die Tür ging auf, und die verschlafene Glascha trat ein.

„Warum schlaft ihr nicht, Jungens? Auf eine Stunde könnt ihr noch einnicken, bis die Züge ankommen. Geh, Pawka, ich werde auf den Kessel achtgeben."

Pawel sollte seine Stelle schneller verlassen, als er es geahnt hatte, und auf ganz unerwartete Weise.



An einem frostigen Januartag hatte Pawel gerade seine Schicht beendet und machte sich zum Heimgehen fertig; doch der Bursche, der ihn ablösen sollte, war nicht erschienen. Pawel ging zur Wirtin und erklärte ihr, er werde nach Hause gehen, aber sie ließ ihn nicht weg. Da mußte der todmüde Junge nun weitere vierundzwanzig Stunden schuften, und als die Nacht kam, war er völlig erschöpft. In der Pause hatte er die Wasserkessel zu füllen, um bis zum Dreiuhrzug kochendes Wasser zu haben.

Pawel drehte den Hahn auf – aber es kam kein Wasser. Das Pumpwerk versagte offenbar. Er ließ den Hahn offen, streckte sich auf dem Holzstapel aus und schlief ein; die Müdigkeit hatte ihn übermannt.

Nach einigen Minuten schon gluckste und rauschte es im Hahn. Wasser strömte in den Kessel, füllte ihn bis in den Rand und floß über die Kacheln auf den Fußboden des Spülraums, in dem, wie gewöhnlich, niemand mehr war. Das Wasser rann und sickerte unter der Tür hindurch in den Wartesaal.

Wasserbäche rieselten unter das Gepäck und die Koffer der schlafenden Reisenden. Niemand merkte es, und erst als das Wasser einen auf dem Boden liegenden Fahrgast erreichte und dieser aufsprang und zu schreien begann, stürzte alles zum Gepäck.

Es entstand ein heilloses Durcheinander.

Das Wasser aber stieg und stieg.

Prochoschka, der den Tisch im zweiten Saal abräumte, kam auf das Geschrei der Reisenden herbeigestürzt, sprang über die Pfützen zur Tür und riß sie gewaltsam auf. Das Wasser flutete nun in Strömen in den Saal.

Das Geschrei wurde lauter. Die diensttuenden Kellner eilten in den Spülraum. Prochoschka warf sich auf den schlafenden Pawel.

Ein Schlag nach dem andern hagelte auf den Kopf des vor Schmerz völlig benommenen Jungen nieder. In seiner Schlaftrunkenheit verstand er gar nicht, was los war. Grelle Blitze flackerten vor seinen Augen. Ein brennender Schmerz durchfuhr seinen ganzen Körper.

Übel zugerichtet, schleppte er sich mit Mühe und Not nach Hause.

Am Morgen befragte ihn Artjom mit finsterer, zorniger Miene über das Vorgefallene.

Pawel erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte.

„Wer hat dich geschlagen?“ fragte Artjom mit gepreßter Stimme.

„Prochoschka.“

„Schön, kannst liegenbleiben.“

Artjom zog seinen Schafpelz an und verließ das Haus, ohne ein Wort zu sagen.

„Kann ich den Kellner Prochor sprechen?“ erkundigte sich ein unbekannter Arbeiter bei Glascha.

„Er wird gleich hier sein, warten Sie einen Augenblick“, erwiderte sie.

Die riesige Gestalt lehnte sich an den Türrahmen.



„Schön, ich werde warten."

Das Tablett voller Geschirr in den Händen, stieß Prochor mit dem Fuß die Tür auf und trat ein.

„Das ist er", sagte Glascha und wies auf Prochor.

Artjom schritt auf ihn zu, ließ seine Hand wuchtig auf die Schulter des Kellners fallen und fragte ihn unverblümt:

„Warum hast du meinen Bruder Pawka verprügelt?"

Prochor versuchte seine Schulter frei zu machen, aber ein furchtbarer Faustschlag warf ihn zu Boden. Er wollte aufstehen, aber ein zweiter, schrecklicher als der erste, nagelte ihn förmlich am Fußboden fest.

Die erschrockenen Frauen sprangen zur Seite.

Artjom drehte sich um und ging von dannen.

Mit blutig geschlagenem Gesicht wälzte sich Prochoschka auf dem Fußboden.

Abends kehrte Artjom nicht aus dem Depot zurück.

Die Mutter brachte in Erfahrung, daß man ihn in der Gendarmerie festhielt.

Am Abend des sechsten Tages kam Artjom nach Hause. Die Mutter schlief bereits. Er trat zu dem auf dem Bett sitzenden Pawel und fragte ihn freundlich: „Geht's besser, Brüderchen?" und setzte sich neben ihn auf den Bettrand. „Na, es gibt Schlimmeres." Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Macht nichts, fängst jetzt im Elektrizitätswerk an. Ich habe dort schon von dir gesprochen. Dort wirst du wenigstens was Vernünftiges lernen."

Pawel drückte mit beiden Händen heftig die riesige Hand des Bruders.

ZWEITES KAPITEL

Wie ein Sturmwind brauste durch das Städtchen die erschütternde Nachricht: „Der Zar ist gestürzt!"

Niemand wollte es glauben.

Einem im Schneegestöber langsam herankeuchenden Zug entstiegen zwei Studenten, die Gewehre über den Mänteln, und eine Abteilung revolutionärer Soldaten mit roten Armbinden. Sie verhafteten die Bahnhofsgendarmen, einen alten Oberst und den Chef der Garnison. Jetzt endlich glaubte man es im Städtchen. Tausende von Menschen wälzten sich durch die verschneiten Straßen zum Marktplatz.

Gierig lauschten sie den neuen Worten: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit."

Die unruhigen Tage voller Lärm, Aufregung und Begeisterung vergingen. Im Städtchen trat wieder Ruhe ein, und nur die rote Fahne auf dem Gebäude der Stadtverwaltung, in dem sich die Menschewiki und Sozialrevolutionäre festgesetzt hatten, zeugte von der eingetretenen Veränderung. Alles übrige war beim alten geblieben.

Gegen Ende des Winters wurde ein Gardekavallerieregiment in dem Städtchen einquartiert. Allmorgendlich ritt die Truppe schwadronweise zum Bahnhof, um die von der Südfront geflüchteten Deserteure abzufangen.

Die Gardekavalleristen waren alle große, baumstarke Kerle mit satten Gesichtern. Die Offiziere, zumeist Grafen und Fürsten, hatten goldene Epauletten, silberne Biesen an den Reithosen, alles genauso, wie es unter dem Zaren gewesen war – als hätte es nie eine Revolution gegeben.

So verging das Jahr neunzehnhundertsiebzehn.

Für Pawel, Klimka und Serjosha Brusshak hatte sich nichts geändert. Ihre Herren waren die gleichen geblieben. Erst im regnerischen Monat

November schien irgend etwas Ungewöhnliches vor sich zu gehen. Neue Leute tauchten auf dem Bahnhof auf, zumeist Soldaten aus den Schützengräben; sie trugen den seltsamen Namen „Bolschewiki".

Woher dieser hart und gewichtig klingende Name kam, konnte niemand mit Bestimmtheit sagen.

Den Gardekavalleristen fiel es immer schwerer, den Strom der Deserteure zu stoppen. Immer häufiger zersplitterten die Scheiben der Bahnhofsfenster bei den Schießereien. Viele Gruppen rückten von der Front aus und setzten sich, wenn man sie anhalten wollte, mit Bajonetten zur Wehr. Anfang Dezember strömten schon ganze Truppenverbände zurück.

Die Gardekavalleristen riegelten den Bahnhof ab. Sie glaubten auf diese Weise die Deserteure aufhalten zu können, aber das Maschinengewehrgeknatter belehrte sie bald eines andern. Es waren mit dem Tode vertraute Menschen, die aus den Eisenbahnwagen herausstürzten.

Die grauen Frontsoldaten jagten die Kavalleristen in die Stadt hinein. vertrieben sie und kehrten zum Bahnhof zurück; und wieder passierten Truppentransporte das Städtchen.

An einem Frühlingstag des Jahres neunzehnhundertachtzehn verließen die drei Freunde Serjosha Brusshaks Wohnung, in der sie „Sechsundsechzig" gespielt hatten. Unterwegs machten sie beim Gärtchen der Kortschagin halt und legten sich dort ins Gras. Sie langweilten sich redlich, hatten zu keiner ihrer üblichen Beschäftigungen Lust und dachten darüber nach, wie sie den Tag am besten verbringen könnten. Plötzlich hörten sie hinter sich Pferdegetrappel. Ein Reiter kam herangesprengt. Mit einem Sprung setzte das Pferd über den Graben, der die Chaussee von dem niedrigen Gartenzaun trennte. Der Reiter winkte den im Gras Liegenden mit der Peitsche.

„Heda, Jungens, kommt mal her!"

Die drei sprangen auf und rannten zum Zaun. Der Reiter war völlig in Staub gehüllt; die in den Nacken geschobene Mütze, die graue Hose und die Feldbluse waren mit einer dicken Schicht grauen Straßenstaubs bedeckt. Am Koppel baumelten ein Revolver und zwei deutsche Handgranaten.

„Bringt mir Wasser zum Trinken, Jungens!" bat er, und während Pawel ins Haus lief, um Wasser zu holen, wandte sich der Reiter dem ihn anstarrenden Serjosha zu: „Sag mal, Junge, wer ist jetzt bei euch in der Stadt an der Macht?"

Hastig teilte Serjosha dem Fremden alle Neuigkeiten mit.

„Seit zwei Wochen ist bei uns niemand an der Macht. Hier herrscht der Selbstschutz. Alle Einwohner halten des Nachts der Reihe nach Wache. – Aber was sind Sie denn für einer?" fragte er nun seinerseits.

„Merk dir, wer zuviel weiß, wird bald alt", erwiderte der Reiter mit einem Lächeln.

Pawel kam mit einem Krug Wasser aus dem Haus gelaufen.

Gierig trank der Reiter das Wasser in einem Zug bis auf den letzten Tropfen aus, gab Pawel den Krug zurück, zog die Zügel an und sprengte im Galopp zu dem nahen Tannenwäldchen.

„Wer war das?" wandte sich Pawel verständnislos an Klimka.

„Woher soll ich denn das wissen?" antwortete dieser achselzuckend.

„Wahrscheinlich wird wieder eine andere Macht kommen. Deshalb haben sich auch gestern Leszczynskis verduftet, und wenn die Reichen ausrücken, so bedeutet das: die Partisanen kommen", entschied Serjosha mit Bestimmtheit diese höchst politische Frage.

Seine Schlußfolgerungen waren so einleuchtend, daß Pawel und Klimka sofort zustimmten.

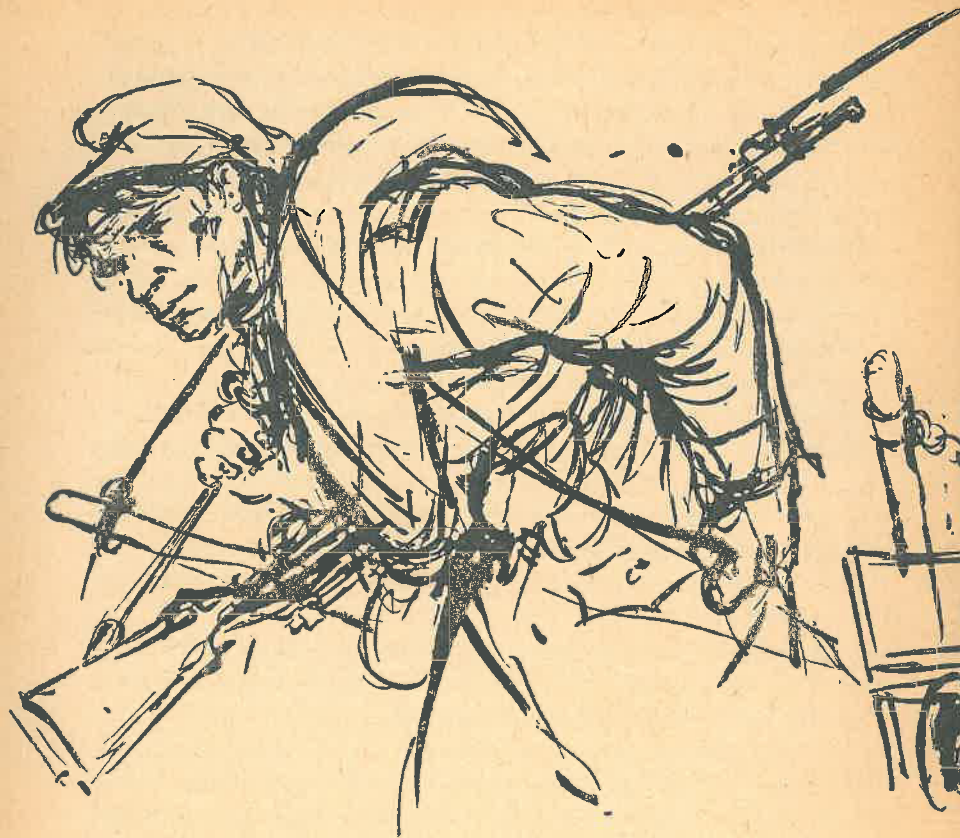
Noch hatten sich die drei Jungen über das eben Geschehene nicht richtig aussprechen können, als auf der Chaussee abermals Pferdegetrappel zu hören war. Alle drei rannten zum Gartenzaun.

Vom Wald her, von dort, wo kaum sichtbar das Försterhaus lag, kamen Menschen und Fuhrwerke, und bereits ganz nahe sprengten auf der Chaussee ungefähr fünfzehn Berittene heran, die Gewehre quer über dem Sattel. Zwei ritten voran: der eine, ein älterer Mann in feldgrauem Rock mit Offizierskoppel und einem Feldstecher auf der Brust; neben ihm der Reiter, mit dem die Jungen soeben gesprochen hatten. Am Rock des Älteren leuchtete ein rotes Band.

„Was hab' ich gesagt!" rief Serjosha und puffte Pawel mit dem Ellbogen in die Seite. „Siehst du, ein rotes Band. Partisanen! Ich will mich totschlagen lassen, wenn das nicht Partisanen sind..." Er jauchzte vor Freude auf und schwang sich flugs über den Zaun auf die Straße.

Die beiden Freunde folgten seinem Beispiel. Alle drei standen jetzt am Rande der Chaussee und blickten auf die Näherkommenden.

Die Männer ritten dicht heran. Der Reiter, mit dem die Jungen schon bekannt geworden waren, nickte ihnen zu und wies mit der Peitsche auf das Haus der Leszczynski.





„Wer wohnt dort?"

Pawel, bemüht, mit dem Pferd des Reiters Schritt zu halten, erzählte:

„Das ist das Haus vom Rechtsanwalt Leszczynski. Gestern ist er ausgerückt. Hat wahrscheinlich Angst vor euch gekriegt ..."

„Woher weißt du denn, wer wir sind?" erkundigte sich der andere Reiter lächelnd.

Pawka zeigte auf das rote Band und erwiderte:

„Und was ist das da? Man sieht's doch gleich ..."

Die Einwohner strömten auf die Straße und bestaunten neugierig die in die Stadt einrückende Abteilung. Unsere drei Freunde standen an der

Chaussee und wandten kein Auge von den vorüberziehenden müden, staubbedeckten Rotgardisten. Als das einzige Geschütz der Abteilung und die Karren mit den Maschinengewehren über das Pflaster geholpert waren, gingen die Jungen den Partisanen nach und kehrten erst nach Hause zurück, als die Truppe im Zentrum der Stadt haltgemacht hatte und in den Wohnungen Quartier bezog.

In dem geräumigen Eßzimmer des Leszczynskischen Hauses, in dem sich der Stab einquartiert hatte, saßen am Abend vier Männer an einem großen Tisch mit gedrechselten Beinen; es waren der Abteilungskommandeur, Genosse Bulgakow, ein älterer Mann mit graumeliertem Haar, und drei Stabsmitglieder.

Bulgakow hatte die Karte des Gouvernements auf dem Tisch ausgebreitet, fuhr mit dem Finger über sie hinweg, indem er wichtige Linien mit dem Nagel nachzog, und sprach auf einen Mann mit hervorstehenden Backenknochen und kräftigen Zähnen ein, der ihm gegenübersaß.

„Du meinst also, Genosse Jermatschenko, daß wir hier den Kampf aufnehmen sollen. Ich bin jedoch der Ansicht, daß wir morgen früh von hier abrücken müssen. Besser wäre sogar, es noch in der Nacht zu tun, aber die Leute sind müde. Wir haben die Aufgabe, schnellstens Kasatin zu erreichen, damit die Deutschen uns nicht zuvorkommen. Mit unseren Kräften Widerstand zu leisten wäre ja lächerlich... Ein einziges Geschütz mit etwa dreißig Geschossen, zweihundert Bajonette und sechzig Säbel – was für eine kolossale Streitmacht...! Die Deutschen rücken wie eine eiserne Lawine vor... Ein Gefecht können wir erst aufnehmen, wenn wir uns mit anderen abziehenden Roten Abteilungen vereinigt haben. Wir müssen doch im Auge behalten, Genosse, daß wir, außer mit den Deutschen, unterwegs noch mit den verschiedenen konterrevolutionären Banden zu tun haben werden. Meine Meinung ist die: Morgen früh ziehen wir los und sprengen beim Abmarsch die Eisenbahnbrücke hinter der Station. Bis die Deutschen sie wieder instand gesetzt haben, werden zwei, drei Tage vergehen. Der Weitertransport ihrer Truppen auf der Bahnstrecke wird somit aufgehalten. Was meint ihr dazu, Genossen? Fassen wir also einen Beschluß!“ wandte er sich an die um den Tisch Sitzenden.

Strushkow, der Bulgakow schräg gegenübersaß, bewegte die Lippen, schaute auf die Karte, dann auf Bulgakow und preßte schließlich mühsam die Worte hervor:

„Ich... unter... stütze Bulgakow.“

Der jüngste der Anwesenden, ein Bursche in einem Arbeitskittel, erklärte sich ebenfalls einverstanden:

„Bulgakow hat recht.“

Und nur Jermatschenko, derjenige, der am Tage mit den Jungen gesprochen hatte, schüttelte den Kopf.

„Wozu, zum Teufel, haben wir denn die Abteilung aufgestellt? Um vor den Deutschen kampflos zurückzuweichen? Meiner Ansicht nach soll man es hier mit ihnen aufnehmen. Ich hab' es satt, ewig zu türmen. Wenn es nach mir ginge, würde ich hier kämpfen – unbedingt...“ Heftig rückte er den Stuhl vom Tisch weg, erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab.

Bulgakow betrachtete ihn mißbilligend.

„Kämpfen muß man mit Verstand, Jermatschenko. Wir können die Leute nicht dem sicheren Untergang und der Vernichtung preisgeben. Und außerdem wäre es einfach lächerlich, denn eine ganze Division rückt uns nach, mit schwerer Artillerie und Panzerautos... Sei doch kein Kind, Genosse Jermatschenko...“ Und schon an die übrigen gewandt, fügte er hinzu: „Es ist also beschlossene Sache – morgen früh rücken wir ab... Die nächste Frage betrifft die Verbindung“, fuhr Bulgakow fort. „Da wir zuletzt abrücken, haben wir die Arbeit im Hinterland der Deutschen zu organisieren. Hier ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, das Städtchen hat zwei Bahnhöfe. Wir müssen dafür sorgen, daß ein zuverlässiger Genosse auf der Bahnstation arbeitet. Wir werden sofort entscheiden, wen wir von den Unsern zur Organisierung der Arbeit hierlassen können. Schlagt Kandidaten vor.“

„Ich denke, man sollte den Matrosen Shuchrai dazu bestimmen“, sagte Jermatschenko und trat an den Tisch. „Erstens stammt Shuchrai aus dieser Gegend. Zweitens ist er Schlosser und Monteur, kann also Arbeit auf der Station bekommen. Fjodor ist von niemandem bei unserer Abteilung gesehen worden – er trifft erst nachts hier ein. Er hat Grütze im Kopf und wird seine Sache schon machen. Ich denke, das ist der geeignetste Mann.“

Bulgakow nickte.

„Richtig, ich bin mit dir einverstanden, Jermatschenko. Habt ihr etwas einzuwenden, Genossen?“ wandte er sich an die übrigen. „Nein? Die Frage ist also erledigt. Wir geben Shuchrai Geld und ein Mandat für die Arbeit... Und jetzt noch die dritte und letzte Frage, Genossen. Es handelt sich um die Waffen, die sich in der Stadt befinden. Wie wir erfahren haben, ist hier ein ganzes Waffenlager vorhanden – zwanzigtausend Gewehre, die noch vom zaristischen Krieg stammen. Sie liegen in einer Scheune. Das Lager ist von allen vergessen worden. Mir hat der Bauer, dem die Scheune gehört, davon Mitteilung gemacht. Er möchte die Gewehre loswerden... Wir dürfen dieses Lager natürlich keineswegs in die Hände der Deutschen fallen lassen. Ich denke, daß man es in Brand setzen sollte, und zwar gleich, damit bis zum Morgen alles vorbei ist. Die Sache hat aber einen Haken. Die Scheune steht am Rande der Stadt, inmitten armseliger Bauernhöfe, die Feuer fangen könnten.“

Strushkow, ein Mann von kräftiger Gestalt, mit einem schon seit langem unrasierten Gesicht, erhob sich: „Wo... wo... wozu... verbrennen? Ich d-denke, wir sollten die Waffen unter die Be... Bevölkerung ver... verteilen.“

Bulgakow wandte sich ihm sofort zu:
„Verteilen, sagst du?"
„Richtig! Das ist eine Idee!" rief Jermatschenko begeistert aus. „Man muß sie an die Arbeiter und an die übrige Bevölkerung ausgeben, an alle, die Waffen wollen. Dann werden sie wenigstens etwas haben, womit sie den Deutschen auf die Finger klopfen können, wenn die es zu toll treiben. Und das werden sie bestimmt. Wenn's dann nicht mehr zum Aushalten ist, werden die Jungen schon zu den Waffen greifen. Strushkow hat recht: Die Waffen müssen verteilt werden. Es wäre sogar gut, sie hinaus aufs Land zu schaffen. Die Bauern werden sie ganz tief einbuddeln, und wenn die Deutschen kommen, um alles zu requirieren, wird man diese Dinger recht gut brauchen können."
Bulgakow lachte auf.
„Ja, aber die Deutschen werden befehlen, alle Waffen abzuliefern, und da wird man alles angeschleppt bringen."
Jermatschenko protestierte:
„Nicht alle werden das tun, manche ja, andere nicht."
Bulgakow streifte die Anwesenden mit einem fragenden Blick.
„Wir müssen die Gewehre verteilen, unbedingt verteilen", unterstützte der junge Arbeiter Jermatschenko und Strushkow.
„Also gut, wollen wir sie verteilen", willigte Bulgakow ein. „So, das wäre nun alles", sagte er und stand auf. „Wir können uns jetzt bis zum Morgen ausruhen. Wenn Shuchrai kommt, schickt ihn zu mir. Ich will mit ihm sprechen. Und du, Jermatschenko, geh und kontrolliere die Posten."
Nachdem die drei ihn verlassen hatten, ging Bulgakow in das Schlafzimmer des Hauseigentümers, breitete auf der Matratze seinen Soldatenmantel aus und legte sich nieder.

Am nächsten Morgen ging Pawel vom Elektrizitätswerk nach Hause. Seit einem Jahr arbeitete er dort bereits als Hilfsheizer.
Im Städtchen herrschte ein ungewöhnliches Treiben. Das fiel ihm sofort auf. Man sah immer mehr Leute, die ein, zwei, sogar drei Gewehre trugen. Pawel eilte heim, ohne zu verstehen, was da vor sich ging. Vor der Leszczynskischen Villa sattelten seine neuen Freunde die Pferde.
Er rannte heim, wusch sich hastig und erfuhr von der Mutter, daß Artjom noch nicht nach Hause gekommen war. Darauf lief Pawka zu Serjosha Brusshak, der am anderen Ende der Stadt wohnte.



Serjosha war der Sohn eines Lokomotivführergehilfen. Sein Vater hatte ein Häuschen und eine kleine Wirtschaft.
Serjosha war nicht zu Hause. Seine Mutter, eine rundliche Frau mit sehr weißer Haut, schaute Pawel mit unzufriedener Miene an.
„Der Teufel mag wissen, wo der steckt! Sprang in aller Herrgottsfrühe aus den Federn und treibt sich weiß Gott wo herum. Man sagt, daß irgendwo Waffen verteilt werden. Dort wird er sicher auch nicht fehlen. Die Hosen strammziehen sollte man euch Rotznasen. Seid schon ganz außer Rand und Band geraten. Seine liebe Müh und Not hat man mit euch. Ist noch nicht

trocken hinter den Ohren, und schon holt sich so was Waffen. Sag dem Bengel, daß ich ihm den Kopf abreißen werde, wenn er mir nur eine einzige Patrone ins Haus bringt. Jeden Dreck schleppt er heran, und dann soll man auch noch die Verantwortung dafür tragen. Und du, du rennst wohl auch dahin?"

Aber Pawel hörte nicht mehr auf das Geschimpfe von Serjoshas Mutter, sondern war schon wieder auf und davon.

Auf der Chaussee kam ihm ein Mann entgegen, der über jeder Schulter ein Gewehr trug.

Pawel stürzte auf ihn zu.

„Onkelchen, sag, woher hast du die?"

„Dort oben in der Werchowina werden sie verteilt."

So schnell ihn nur seine Beine trugen, rannte Pawel in die genannte Richtung. Nachdem er zwei Straßen durchquert hatte, stieß er auf einen Jungen, der ein schweres Infanteriegewehr mit Bajonett schleppte.

„Woher hast du das?" Pawel hielt den Jungen an.

„Gegenüber der Schule geben die Soldaten Waffen aus, aber jetzt ist schon alles verteilt. Die ganze Nacht ging es. Bloß leere Kisten sind geblieben. Das ist schon das zweite, das ich erwischt habe", schloß der Junge stolz.

Diese Nachricht war ein schwerer Schlag für Pawel.

Ach, zum Teufel, wäre ich doch gleich hingerannt und nicht erst nach Hause gegangen, dachte er verzweifelt. Wie konnte ich das nur verpassen?

Plötzlich fiel ihm etwas ein. Er drehte sich jäh um, holte mit drei Sprüngen den davonlaufenden Jungen ein und riß ihm mit aller Kraft das Gewehr aus den Händen.

„Du hast schon eins – das reicht für dich. Und das hier nehme ich!" erklärte Pawka in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ.

Außer sich über diesen am hellichten Tage verübten Raub, warf sich der Junge auf Pawka. Dieser sprang jedoch einen Schritt zurück und hielt ihm das Bajonett entgegen:

„Weg, oder du wirst aufgespießt!" schrie er.

Der Junge heulte vor Ärger los und lief schimpfend in ohnmächtiger Wut davon. Pawka aber ging hochbefriedigt nach Haus. Er setzte über den Zaun und eilte in den kleinen Schuppen, versteckte das eroberte Gewehr unter einem Dachbalken und ging dann, vergnügt vor sich her pfeifend, ins Haus. –

Schön sind die Sommerabende in solch einem ukrainischen Städtchen wie Schepetowka, die bis auf einige wenige Straßen im Stadtinnern ganz ländlich anmuten.

An diesen stillen Sommerabenden ist die gesamte Jugend auf der Straße. Die Mädchen und Burschen versammeln sich vor ihren Haustüren, in den Gärten und Vorgärten, oder sie sitzen gruppen- und paarweise auf dem geschichteten Bauholz auf der Straße.

Ringsum Lachen und Gesang.

Die Luft ist erfüllt von berauschendem Blumenduft. Hoch am Himmel flimmern die Sterne, kleinen Leuchtkäfern gleich, und der Klang der Stimme ist weithin vernehmbar...

Pawkas große Leidenschaft ist seine Ziehharmonika. Liebevoll hält er das klangvolle Instrument mit den zwei Tastenreihen auf den Knien. Die geschmeidigen Finger berühren kaum die Tasten, behend gleiten sie von oben nach unten. Tief seufzen die Bässe auf, und plötzlich erklingt hellstimmig und übermütig ein Lied...

Der Balg der Ziehharmonika krümmt und dehnt sich – wer will da nicht tanzen? Das junge Volk hält es kaum auf den Plätzen, die Beine bewegen sich von selbst. Feurig atmet die Harmonika – ach, wie schön ist doch das Leben!

Heute abend ging es besonders fröhlich zu. Es war ein lustiges Völkchen, das sich bei den aufgestapelten Balken vor Pawels Haus zusammengefunden hatte. Und am lautesten tönte das herzliche Lachen von Galotschka, der Nachbarin. Die Tochter des Steinmetzen liebt Tanz und Gesang sehr. Sie hat eine tiefe Altstimme, weich wie Samt.

Pawel fürchtet sich ein wenig vor der Zunge Galotschkas. Sie setzt sich neben ihn auf die Balken, drückt ihn fest an sich und lacht.

„Ach, du mein unübertrefflicher Musikant! Schade, bist noch ein bißchen zu jung, sonst wärst du gerade der passende Mann für mich. Ich liebe die Harmonikaspieler, das Herz schmilzt mir jedesmal, wenn ich sie höre."

Pawel errötet bis an die Haarwurzeln – nur gut, daß man das am Abend nicht sehen kann. Er rückt ab von der Schelmin, sie aber hält ihn fest und läßt ihn nicht weg.

„Wohin willst du denn, mein Lieber? Bist ein schöner Freier", neckt sie ihn.

Pawka fühlt ihre prallen Brüste an seiner Schulter. Eine unerklärliche Unruhe erfüllt sein Herz. Und ringsum erschüttert Gelächter die sonst so ruhige Straße.

Pawka stemmt seine Hand gegen Galotschkas Schulter und sagt:

„Stör mich nicht. Rück ein wenig beiseite."

Und wiederum lautes Lachen, Necken und Scherze.

Marussja mischt sich ein:

„Pawka, spiel doch etwas Trauriges, was einem so richtig zu Herzen geht."

Langsam dehnt sich die Harmonika, langsam gleiten die Finger; eine allen bekannte, von allen geliebte Melodie. Galotschka greift sie als erste auf, nach ihr Marussja und alle anderen.

In der heimischen Hütte,
da versammeln sich die Treidler.
Lieb und schön ist's hier.
Von unserem traurig Los
woll'n ein Lied wir singen.

Und weit bis zum Wald hinüber schallen die hellen jungen Stimmen.

„Pawka!" Das ist Artjom, der ruft.

Pawel packt die Ziehharmonika zusammen.

„Ich muß jetzt gehen. Man ruft mich."

Marussja bittet:

„Bleib doch noch ein Weilchen, spiel noch eins. Kommst noch früh genug nach Haus."

Aber Pawel hat es eilig.

„Nein, morgen ist auch noch ein Tag. Da können wir wieder spielen. Aber jetzt muß ich gehen. Artjom ruft mich." Und schon eilt er über die Straße und ist im Haus verschwunden.

Er öffnet die Zimmertür und sieht: Am Tisch sitzt Roman, ein Arbeitskollege von Artjom, und noch ein anderer Mann, den er nicht kennt.

„Du hast mich gerufen?" fragt Pawel.

Artjom nickt und sagt dann zu dem Unbekannten:

„Das ist er also, mein Brüderchen."

Der Fremde streckt Pawel seine schwielige Hand entgegen.

„Hör mal zu, Pawka", wendet sich Artjom an den Bruder. „Du hast mir doch gesagt, daß bei euch im Elektrizitätswerk der Monteur krank geworden ist. Erkundige dich doch morgen, ob sie nicht einen einstellen wollen, der was von der Sache versteht. Wenn sie jemanden brauchen, so teile mir das sofort mit."

Der Unbekannte mischt sich ins Gespräch.

„Nein, ich geh' lieber mit ihm zusammen hin. Will selbst mit dem Chef reden."

„Natürlich brauchen wir einen. Das Werk stand doch heute still, weil Stankowitsch krank geworden ist. Unser Chef ist zweimal gegangen, um Ersatz zu finden, aber vergebens. Er wollte nicht riskieren, das Werk mit nur einem Heizer in Gang zu setzen. Der Monteur aber hat Typhus."

„Na also, dann ist die Sache schon so gut wie gemacht", sagt der Unbekannte. „Ich hole dich morgen früh ab und gehe mit dir zusammen hin", wendet er sich an Pawel.

„Schön."

Pawels Blick begegnet den ruhigen grauen Augen des Unbekannten, die ihn aufmerksam mustern. Der feste, unverwandte Blick verwirrt Pawel ein wenig. Die von oben bis unten zugeknöpfte graue Jacke spannt etwas über dem breiten, kräftigen Rücken, sie ist ihrem Besitzer offensichtlich zu eng. Schultern und Kopf sind durch einen kräftigen Nacken verbunden, und der ganze Mensch strotzt von Kraft wie eine alte knorrige Eiche.

Beim Abschiednehmen sagt Artjom:

„Einstweilen alles Gute, Shuchrai. Morgen gehst du mit meinem Bruder hin und regelst die Sache.

Die Deutschen marschierten drei Tage nach dem Abzug der Rotgardisten in die Stadt ein. Das Pfeifen der Lokomotive auf dem in den letzten Tagen verwaisten Bahnhof verkündete ihre Ankunft. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im Städtchen:

„Die Deutschen sind da!"

Und obwohl alle längst wußten, daß die Deutschen kommen würden, glich die Stadt in diesem Augenblick einem aufgescheuchten Ameisenhaufen. Man hatte doch nicht so recht daran glauben wollen. Und jetzt waren sie plötzlich da, diese schrecklichen Deutschen. Sie waren nicht mehr irgendwo im Anmarsch, sondern schon mitten in der Stadt.

Die Einwohner standen alle hinter ihren Gartenzäunen oder an den Pforten. Auf die Straße trauten sie sich nicht hinaus.

Und die Deutschen, in ihren dunkelgrünen Uniformen, marschierten in Reihen mit gefälltem Bajonett zu beiden Seiten der Chaussee, die Mitte frei lassend. Die Bajonette waren breit wie Messer. Auf dem Kopf trugen die Soldaten schwere Stahlhelme und auf dem Rücken mächtige Tornister. In langer, ununterbrochener Reihe marschierten sie vom Bahnhof zur Stadt,

stets auf der Hut, jederzeit zur Abwehr bereit, obwohl kein Mensch daran dachte, ihnen Widerstand zu leisten.

Den Gruppen voran marschierten zwei Offiziere, Mauserpistolen in den Händen. In der Mitte der Chaussee schritt ein Hetmanfeldwebel in blauem ukrainischen Überrock und mit Tscherkessenmütze; es war der Dolmetscher.

Die Deutschen nahmen auf dem Platz im Zentrum der Stadt in einem Viereck Aufstellung. Die Trommel wurde geschlagen. Eine kleine Gruppe etwas dreister gewordener Einwohner hatte sich angesammelt. Der Hetmanfeldwebel stieg auf die Vortreppe der Apotheke und verlas mit lauter Stimme den Befehl des Kommandanten, Major Korff:

Ich befehle:

§ 1

Alle Bürger der Stadt haben binnen 24 Stunden die in ihrem Besitz befindlichen Schuß- und Hiebwaffen abzuliefern. Nichteinhaltung dieses Befehls wird mit dem Tode durch Erschießen bestraft.

§ 2

Über die Stadt wird der Belagerungszustand verhängt. Nach acht Uhr abends ist das Verlassen der Wohnung verboten.

DER STADTKOMMANDANT
MAJOR KORFF

In dem Gebäude der früheren Stadtverwaltung, wo nach der Revolution der Rat der Arbeiterdeputierten seinen Sitz gehabt hatte, richtete sich die deutsche Militärkommandantur ein. Vor dem Eingang stand ein Posten, der keinen Stahlhelm, sondern eine Pickelhaube mit dem riesigen kaiserlichen Adler trug. Im Hof befand sich die Waffenablieferungsstelle.

Durch die angedrohte Erschießung erschreckt, schleppte die Bevölkerung den ganzen Tag Waffen herbei. Erwachsene ließen sich nicht blicken. Kinder und Halbwüchsige lieferten die Waffen ab. Die Deutschen nahmen niemanden fest. Wer die Waffen nicht bis zur Sammelstelle tragen wollte, warf sie einfach in der Nacht auf die Straße. Am Morgen sammelte eine deutsche Patrouille die Waffen auf, packte sie auf einen Wagen und schaffte sie zur Kommandantur.

Um ein Uhr mittags, nach Ablauf der Ablieferungsfrist, zählten die deutschen Soldaten ihre Trophäen. Es waren insgesamt vierzehntausend

Gewehre abgeliefert worden. Sechstausend Gewehre blieben somit in den Händen der Bevölkerung. Die daraufhin vorgenommenen allgemeinen Haussuchungen hatten nur ganz magere Ergebnisse.

Im Morgengrauen des darauffolgenden Tages wurden hinter der Stadt, beim alten jüdischen Friedhof, zwei Eisenbahnarbeiter erschossen, bei denen während der Haussuchung versteckt gehaltene Gewehre gefunden worden waren.

Sofort nach Bekanntgabe des Befehls war Artjom nach Haus gerannt. Im Hof begegnete er Pawel. Er packte ihn an der Schulter und fragte mit leiser, jedoch eindringlicher Stimme:

„Hast du etwas von dem Lager nach Hause gebracht?"

Pawel wollte erst die Sache mit dem Gewehr verschweigen, doch widerstrebte es ihm, den Bruder zu belügen, und so erzählte er ihm alles.

Sie gingen miteinander zum Schuppen. Artjom holte das hinter dem Dachbalken versteckte Gewehr hervor, entfernte den Verschluß und das Bajonett, packte dann das Gewehr am Lauf und schlug es mit aller Kraft gegen einen Zaunpfosten. Der Kolben brach in Stücke. Die Reste des Gewehrs wurden auf einen unbebauten Platz weit hinter dem Garten geworfen. Das Bajonett und den Verschluß versenkte Artjom in die Abortgrube.

Als er mit allem fertig war, wandte sich Artjom an seinen Bruder und sagte:

„Du bist kein Kind mehr, Pawka, du verstehst, daß Waffen kein Spielzeug sind. Ich warne dich ganz ernstlich: Schlepp nichts mehr ins Haus. Du weißt doch, daß es einem jetzt das Leben kosten kann. Sei vernünftig, und daß du mich nicht hinters Licht führst. Denn wenn du so was nach Hause bringst und man findet es, werde ich als erster erschossen. Dich Rotznase wird keiner anrühren. Es sind jetzt verfluchte Zeiten. Verstanden?"

Pawel gab dem Bruder das Versprechen, nichts mehr nach Hause zu bringen.

Als die beiden über den Hof gingen, hielt gerade eine Kutsche vor dem Tor des Leszczynskischen Hauses an. Ihr entstieg der Rechtsanwalt mit seiner Frau und den Kindern – Nelly und Viktor.

„Ja, ja, jetzt kommen sie wieder angeflogen, die Vögelchen", brummte Artjom erbittert. „Nun wird es heiter hergehen, hol alles der Teufel!" Und er ging ins Haus.

Pawel trauerte den ganzen Tag seinem Gewehr nach. Zur selben Zeit mühte sich sein Freund Serjosha im Schweiße seines Angesichts ab, mit dem

Spaten in einem alten verlassenen Schuppen an der Wand eine Grube auszuheben. Endlich war sie tief genug, und Serjosha legte drei nagelneue, in Lappen eingewickelte Gewehre hinein, die er bei der Verteilung erbeutet hatte. Es fiel ihm gar nicht ein, sie den Deutschen abzuliefern. Dazu hatte er sich nicht eine ganze Nacht lang geplagt, daß er sich von seiner Beute trennen sollte.

Als er die Grube wieder zugeschüttet hatte, stampfte er die Erde sorgfältig fest und schleppte dann Müll und altes Gerümpel auf die eingeebnete Stelle; darauf betrachtete er kritisch das Ergebnis seiner Arbeit und fand es befriedigend. Dabei nahm er die Mütze ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Jetzt mögen sie ruhig suchen. Und wenn sie was finden, so wissen sie noch lange nicht, wem der Schuppen gehört."

Unmerklich schloß sich Pawel immer enger dem rauhen Monteur an, der bereits seit einem Monat im Elektrizitätswerk arbeitete.

Shuchrai erklärte seinem Hilfsheizer die Konstruktion eines Dynamos und lernte ihn an.

Der aufgeweckte Junge gefiel dem Matrosen. An seinen freien Tagen kam Shuchrai oft zu Artjom. Geduldig hörte sich der ernste und einsichtsvolle Matrose alle Erzählungen über das Leben und Treiben im Städtchen an; besonderes Interesse zeigte er, wenn die Mutter über Pawkas Streiche klagte. Shuchrai verstand es, auf Maria Jakowlewna so beruhigend einzuwirken, daß sie all ihr Mißgeschick vergaß und zuversichtlich gestimmt wurde.

Eines Tages hielt Shuchrai im Hof des Elektrizitätswerks zwischen den dort aufgeschichteten Holzstapeln Pawel an und sagte lächelnd zu ihm:

„Deine Mutter hat mir erzählt, daß du dich gern raufst. ‚Er ist ein richtiger Kampfhahn', hat sie gesagt." Der Monteur lachte gutmütig. „Kämpfen ist gar nicht so schlecht. Nur muß man wissen, wen man prügelt und wofür."

Pawel, der nicht wußte, ob Shuchrai das ernst meinte oder sich nur über ihn lustig machte, antwortete:

„Ich raufe mich nicht so ins Blaue hinein, sondern nur, wenn es um etwas Gerechtes geht."

Plötzlich schlug ihm Shuchrai vor:

„Willst du? – Ich bring' dir bei, wie man sich richtig schlägt."

Pawel blickte ihn erstaunt an.

„Was heißt das: richtig?"

„Das wirst du gleich sehen."

Und Pawka erhielt seine erste kurze Lektion im Boxen.

Diese Kunst fiel Pawel nicht leicht, aber er erfaßte sie vorzüglich. Mehr als einmal warf ihn Shuchrais Faustschlag kopfüber zu Boden, aber der fleißige Schüler hielt durch. –

An einem heißen Sommertag kam Pawel nach einem Besuch bei Klimka heim, schlenderte im Zimmer umher, wußte aber nichts anzufangen. Da entschloß er sich, seinen Lieblingsplatz auf dem Dach des Wächterhäuschens aufzusuchen, das hinter dem Haus in einem Winkel des Gartens stand. Er ging über den Hof in den Garten hinaus zu dem Bretterschuppen und kletterte aufs Dach; er kroch in die dichten Zweige des Kirschbaums, die über dem Schuppen hingen, bis zur Mitte des Daches und legte sich in die pralle Sonne.

Die eine Seite des Wächterhäuschens war dem Leszczynskischen Garten zugewandt; kroch man bis zum Dachrand, so waren der ganze Garten und eine Seite des Hauses zu überschauen. Pawel beugte neugierig den Kopf über den Dachvorsprung und erblickte einen Teil des Hofes, wo die Kutsche stand. Er konnte sehen, wie der Bursche des deutschen Leutnants, der in der Leszczynskischen Wohnung einquartiert war, die Uniform seines Herrn ausbürstete. Pawka hatte den Offizier schon oft am Tor der Villa gesehen.

Der Leutnant war untersetzt, rotwangig und hatte einen gestutzten Schnurrbart; er trug einen Klemmer und hatte eine Mütze mit lackiertem Schirm auf. Pawka wußte, daß der Leutnant das Seitenzimmer bewohnte, dessen Fenster auf der Gartenseite lag und vom Dach aus sichtbar war.

Der Deutsche saß am Tisch und schrieb etwas, dann nahm er das Geschriebene und verließ das Zimmer. Er übergab den Brief seinem Burschen und ging danach durch den Garten. Vor der Gartenlaube blieb der Leutnant stehen und schien sich mit jemandem zu unterhalten. Aus der Laube kam Nelly Leszczynska. Er schob seinen Arm unter den ihren, und beide traten durch die Gartentür auf die Straße hinaus.

Pawel hatte das alles beobachtet. Er war schon halb im Einschlafen, als er den Burschen in das Zimmer des Leutnants treten sah. Dort hängte er die Uniform an den Haken, öffnete das Fenster, räumte ein wenig auf und ging wieder hinaus, die Tür hinter sich nur leicht anlehnend. Im nächsten Augenblick sah ihn Pawel bereits beim Pferdestall.

Durch das offene Fenster konnte Pawel das ganze Zimmer überblicken. Auf dem Tisch lag Riemenzeug und etwas Glänzendes.

Von heftiger Neugier geplagt, kletterte Pawel lautlos vom Dach auf den Kirschbaum hinüber und ließ sich vom Stamm in den Leszczynskischen Garten gleiten. Gebückt erreichte er mit ein paar Sprüngen das offene Fenster und blickte ins Zimmer. Auf dem Tisch lagen ein Offizierskoppel mit Portepee und eine Tasche mit einer wundervollen Mannlicher-Pistole.

Pawel stockte der Atem. Einige Sekunden tobte in seinem Innern ein schwerer Kampf. Aber schließlich siegte sein tollkühnes Verlangen. Er beugte sich ins Zimmer hinein, griff nach der Tasche und zog die funkelnagelneue Waffe heraus. Er sprang wieder in den Garten, schaute sich nach allen Seiten um und steckte die Pistole vorsichtig in seine Tasche. Geschwind ging's dann durch den Garten zum Kirschbaum zurück. Pawel erklomm behend wie ein Affe das Dach, dann blickte er hinunter. Der Offiziersbursche unterhielt sich friedlich mit dem Stallknecht. Im Garten war alles still... Er kletterte vom Schuppen und lief nach Hause.

Die Mutter war in der Küche mit dem Mittagessen beschäftigt und beachtete Pawel nicht.

Er griff flink nach einem hinter der Truhe liegenden Lappen, steckte ihn in die Hosentasche und verschwand unbemerkt durch die Tür, rannte durch den Garten, kletterte über den Zaun und schlug den Weg zum Wald ein. Er hielt die schwer gegen das Bein schlagende Pistole mit der Hand fest und lief aus Leibeskräften auf eine verfallene Ziegelei zu.

Seine Füße berührten kaum den Boden, der Wind pfiff ihm um die Ohren.

Bei der alten Ziegelei herrschte tiefe Stille. Das hier und dort eingebrochene Holzdach, Berge zerbrochener Ziegelsteine und die verfallenen Öfen machten einen beängstigenden Eindruck. Alles war von Steppengras überwuchert; nur die drei Freunde hatten sich hier manchmal zu ihren Spielen zusammengefunden. Pawel kannte viele verborgene Plätze, an denen man einen gestohlenen Schatz verstecken konnte.

Ehe er in einen zerfallenen Ofen hineinkroch, spähte er vorsichtig nach allen Seiten aus, aber auf der Straße war kein Mensch zu sehen. Leise rauschten die Föhren. Ein leichter Wind wirbelte feinen Staub auf. Kräftiger Harzduft erfüllte die Luft.

Ganz unten auf dem Boden des Ofens legte Pawka die in einen Lappen gehüllte Pistole in eine Ecke und überdeckte sie mit einer Pyramide aus

Ziegelsteinen. Nachdem er aus dem Ofen hervorgekrochen war, stopfte er das Loch, durch das er sich hineingezwängt hatte, mit Ziegeln zu, merkte sich die Lage der Steine und schritt dann langsam davon.

Die Knie zitterten ihm immer noch ein wenig.

Wie wird das enden, dachte er bei sich, und sein Herz krampfte sich vor Unruhe zusammen. Lange vor Arbeitsbeginn ging er ins Elektrizitätswerk, um nur nicht zu Hause sein zu müssen. Er holte sich beim Wächter den Schlüssel und schloß die breite Tür auf, die in den Kesselraum führte. Während er ein Zugloch reinigte, Wasser in den Kessel pumpte und anheizte, dachte er: Was mag sich jetzt in der Villa von Leszczynski abspielen?

Es war schon spätabends, gegen elf Uhr, als Shuchrai an Pawel herantrat, ihn auf den Hof hinausrief und flüsternd fragte:

„Warum ist bei euch heute Haussuchung gewesen?"

Pawel zuckte erschrocken zusammen.

„Was – Haussuchung?"

Shuchrai schwieg, dann fügte er hinzu:

„Ja, die Sache ist faul. Weißt du nicht, was sie gesucht haben?"

Pawel wußte es nur allzugut. Er konnte sich jedoch nicht entschließen, Shuchrai von der gestohlenen Pistole zu erzählen. Vor Aufregung bebend, fragte er:

„Haben sie Artjom verhaftet?"

„Niemand ist verhaftet worden, aber sie haben im ganzen Haus das Oberste zuunterst gekehrt."

Bei diesen Worten wurde es Pawel ein wenig leichter, aber seine Unruhe ließ nicht nach. Einige Minuten lang hing jeder seinen eigenen Gedanken nach. Der eine, dem die Ursache der Haussuchung bekannt war, machte sich Sorgen über den Ausgang der Affäre; der andere kannte die Ursache nicht, war jedoch nicht weniger beunruhigt.

Weiß der Teufel, vielleicht sind sie doch dahintergekommen? Artjom weiß doch nichts von mir, warum haben sie Haussuchung bei ihm gemacht? Man muß noch vorsichtiger sein, überlegte Shuchrai.

Schweigend gingen beide an die Arbeit.

In der Villa herrschte tatsächlich große Aufregung.

Sobald der Leutnant die Pistole vermißt hatte, rief er den Burschen. Als es sich herausstellte, daß die Waffe verschwunden war, versetzte der sonst so Korrekte und Zurückhaltende dem Burschen mit aller Wucht eine

Ohrfeige. Der Soldat taumelte von dem Schlag zurück, schnellte aber wie eine Sprungfeder gleich wieder vor und wartete, die Hände an der Hosennaht, mit schuldbewußtem Gesicht gehorsam das Weitere ab.

Der zur Klärung der Angelegenheit herbeigerufene Rechtsanwalt war gleichfalls sehr aufgebracht und entschuldigte sich vielmals, daß so etwas in seinem Haus hatte passieren können.

Viktor Leszczynski äußerte seinem Vater gegenüber die Vermutung, daß die Pistole von den Nachbarn, und zwar wahrscheinlich von dem Rowdy Pawel Kortschagin, gestohlen worden sei. Der Vater beeilte sich, dem Leutnant die Vermutung seines Sohnes mitzuteilen, und dieser gab daraufhin der Wache den Befehl, sofort eine Haussuchung durchzuführen.

Die Haussuchung verlief ergebnislos. Der Vorfall mit der abhanden gekommenen Pistole bewies Pawel, daß sogar so gewagte Husarenstreiche manchmal glücklich ablaufen können.

DRITTES KAPITEL

Tonja stand am offenen Fenster. Gelangweilt schweifte ihr Blick über den so wohlbekannten und vertrauten Garten, über die ihn umgebenden hohen, schlanken Pappeln, die kaum merkbar im leichten Wind bebten, und es schien ihr unfaßbar, daß sie ein ganzes Jahr lang ihr Vaterhaus nicht gesehen hatte. Es kam ihr vor, als hätte sie all diese seit ihrer Kindheit vertrauten Orte erst gestern verlassen und sei heute mit dem Morgenzug wieder heimgekehrt.

Nichts hatte sich verändert. Dieselben sorgfältig beschnittenen Reihen der Himbeersträucher, dieselben geometrisch abgezirkelten Gartenwege, die von den Lieblingsblumen der Mutter – Stiefmütterchen – umsäumt waren. Alles war sauber und gepflegt im Garten. Überall war die pedantische Hand eines erfahrenen Försters spürbar. Und eben diese peinliche Sauberkeit und diese abgezirkelten Gartenwege ödeten Tonja an.

Sie nahm einen nicht zu Ende gelesenen Roman, öffnete die Verandatür, ging die in den Garten führenden Stufen hinunter, stieß das gestrichene Pförtchen auf und schlenderte auf den am Pumpwerk gelegenen Teich zu.

Sie passierte die kleine Brücke und betrat die Landstraße. Diese glich einer Allee; rechts lag, von Palmweiden und dichtem Weidengebüsch umgeben, der Teich, und links begann der Wald.

Sie hatte schon fast die Teiche beim alten Steinbruch erreicht, als sie unten am Wasser eine ausgeworfene Angel bemerkte und stehenblieb.

Tonja beugte sich über eine gekrümmte Weide, schob mit der Hand die Zweige auseinander und erblickte einen braungebrannten barfüßigen Jungen mit bis über die Knie hochgekrempelter Hose. Neben ihm stand eine rostige Blechbüchse mit Würmern. Der Junge war völlig in seine Beschäftigung vertieft und bemerkte Tonjas aufmerksamen Blick nicht.

„Kann man denn da Fische fangen?"

Pawel schaute ärgerlich auf.

Tief über das Wasser gebeugt und sich an einer Weide festhaltend, stand ein ihm unbekanntes Mädchen. Es trug eine weiße Matrosenbluse mit blaugestreiftem Kragen und einen kurzen hellgrauen Rock. Die Söckchen mit dem bunten Rand umspannten ein Paar schlanke sonngebräunte Beine, die Füße steckten in braunen Halbschuhen. Das kastanienbraune Haar war in einem schweren Zopf zusammengehalten.

Die Hand des Jungen zitterte leicht. Der Schwimmer an der Angel zuckte, und konzentrische Kreise durchschnitten die glatte Wasserfläche. Ein aufgeregtes Stimmchen hinter ihm rief:

„Da beißt einer an, passen Sie auf, der beißt an."

Pawel kam völlig aus der Fassung und zog an der Angel. Wassertropfen spritzten empor, und ein am Angelhaken zappelnder Wurm kam zum Vorschein.

Zum Henker noch mal – nun ist's mit der ganzen Angelei vorbei. Wer zum Teufel hat die nur hergeschickt, dachte Pawel wütend. Um seine Ungeschicklichkeit zu verbergen, warf er die Angel weit hinaus ins Wasser. Sie fiel zwischen zwei Wasserrosenblätter, gerade dorthin, wo man sie nicht hätte hinwerfen dürfen, da der Angelhaken in den Schlingpflanzen hängenbleiben konnte.

Er sah das sofort und fuhr, ohne sich umzudrehen, das Mädchen an:

„Was schreien Sie da herum? Sie verscheuchen mir ja alle Fische!"

Von oben ließ sich eine spöttische, belustigte Stimme vernehmen.

„Die Fische sind ja bei Ihrem Anblick schon längst davongeschwommen. Wer angelt denn auch am hellichten Tag? Sie sind mir ein schöner Angler!"

Das war entschieden zuviel für Pawels Selbstbeherrschung. Er erhob sich, zog die Mütze in die Stirn, was er immer machte, wenn er zornig war, und sagte, bemüht, sich so gewählt wie irgend möglich auszudrücken:

„Sagen Sie, Fräulein, könnten Sie sich wirklich nicht woanders niederlassen?"

Tonja kniff ein ganz klein wenig die Augen zusammen, dann aber blitzte es in ihnen vor unterdrücktem Lachen auf.

„Stör' ich Sie denn?"

Ihre Stimme klang jetzt schon nicht mehr spöttisch, sondern freundschaftlich, versöhnlich, und Pawel, der im Begriff war, diesem plötzlich aufgetauchten wildfremden „Fräulein" einige saftige Grobheiten zu sagen, fühlte sich entwaffnet.

„Na schön, meinetwegen schauen Sie zu, wenn es Ihnen Spaß macht. Platz ist für uns beide genug da", meinte er nachgiebig und setzte sich nieder, den Blick wiederum auf den Schwimmer der Angel gerichtet. Der lag dicht neben der Wasserrose, und es war ganz klar, daß sich der Haken dort verfangen hatte. Pawel konnte sich nicht entschließen, ihn herauszuziehen.

Ist er hängengeblieben, so läßt er sich nicht losreißen. Und die da wird mich natürlich wieder auslachen. Wenn sie bloß weggehen wollte, dachte er.

Aber Tonja richtete sich noch bequemer auf der leicht schwankenden gekrümmten Weide ein, legte das Buch auf die Knie und beobachtete den sonngebräunten schwarzäugigen Grobian, der sie so wenig liebenswürdig empfangen hatte und nun so tat, als wäre sie Luft.

Pawel konnte im Wasser sehr gut das Spiegelbild des auf der Weide sitzenden Mädchens sehen. Sie las jetzt, und er zog sachte an der festsitzenden Angel. Der Schwimmer war ganz untergetaucht, die Schnur straffte sich.

Also doch hängengeblieben, verdammt noch mal, ging es ihm durch den Kopf. Mit einem Seitenblick bemerkte er die lachenden Augen des Mädchens im Wasserspiegel.

Über die kleine Brücke beim Pumpwerk kamen zwei junge Burschen – Obersekundaner des hiesigen Gymnasiums. Der eine war der Sohn des Depotleiters, des Ingenieurs Sucharko, ein siebzehnjähriger Lümmel mit Sommersprossen und fast weißen Wimpern und Augenbrauen, ein Galgenstrick, der in der Schule „der scheckige Schura" genannt wurde. Er war mit einer guten Angel ausgerüstet und hielt eine Zigarette keck im Mundwinkel. Neben ihm ging Viktor Leszczynski, ein schlanker, verzärtelter Jüngling.

Sucharko blinzelte Viktor vielsagend an und sagte, indem er sich zu ihm hinbeugte:

„Das Mädel hat's in sich. In der ganzen Gegend findest du hier keine, die es mit ihr aufnehmen könnte. Ich sage dir, direkt ein ro-man-ti-sches Wesen. Sie geht in Kiew zur Schule und verbringt jetzt die Sommerferien zu Haus. Ihr Vater ist hier am Ort Oberförster. Meine Schwester Lisa ist mit ihr gut bekannt. Ich habe ihr mal ein Briefchen geschickt, weißt du, so eins in gehobenem Stil: Bin irrsinnig in Sie verliebt, erwarte mit bren-

nender Ungeduld Ihre Antwort, und so weiter. Hatte sogar ein passendes Gedicht von Nadson aufgegabelt."

„Und was war weiter?" erkundigte sich Viktor neugierig.

Sucharko wurde ein wenig verlegen:

„Hm, sie ziert sich, hat große Rosinen im Kopf. ‚Ist nur Papierverschwendung', sagte sie. Aber das ist am Anfang immer so. Bin in solchen Sachen bewandert. Weißt du, ich habe keine Lust, solch einem Mädel lange den Hof zu machen und um sie herumzuscharwenzeln. Da geh' ich lieber abends in die Reparaturbaracken. Dort kann man sich für drei Rubel das schönste Weibsstück aussuchen, einfach prima! Und ohne alles Getue. Ich bin mit Walka Tichonow dort hingegangen – du kennst doch den Bahnmeister?"

Viktor runzelte verächtlich die Stirn.

„Mit solchen Schmutzereien gibst du dich ab, Schura?"

Schura zog an seiner Zigarette, spuckte aus und warf spöttisch hin:

„Tu doch nicht so, als wärst du weiß Gott was für ein Unschuldsengel. Wir wissen doch ganz genau, was du treibst."

Viktor unterbrach ihn und fragte: „Also du stellst mich jetzt vor?"

„Natürlich. Gehen wir schneller, damit sie nicht wegläuft. Gestern früh hat sie selbst geangelt."

Die Freunde näherten sich Tonja.

Sucharko nahm die Zigarette aus dem Mund und verbeugte sich geckenhaft:

„Guten Tag, Mademoiselle Tumanowa. Angeln Sie?"

„Nein, ich schaue nur zu", erwiderte Tonja.

„Kennen Sie sich?" fragte Sucharko rasch und zog Viktor näher heran. „Mein Freund Viktor Leszczynski."

Viktor gab Tonja verlegen die Hand.

„Und warum angeln Sie heute nicht?" fragte Sucharko, bemüht, die Unterhaltung in Gang zu bringen.

„Ich habe keine Angel mitgenommen", antwortete Tonja.

„Ich bringe gleich eine", sagte Sucharko diensteifrig. „Nehmen Sie vorläufig meine, und ich hole gleich noch eine andere."

Er hatte das Versprechen, Viktor mit Tonja bekannt zu machen, gehalten und wollte nun die beiden allein lassen.

„Nein, wir würden hier stören. Hier wird bereits geangelt", antwortete Tonja.

„Wen stören?" fragte Sucharko. „Ach, den dort?" Erst jetzt bemerkte er den hinter dem Gebüsch sitzenden Pawel. „Na, dem werde ich gleich Beine machen."

Ehe Tonja etwas einwenden konnte, kletterte er zu dem angelnden Pawel hinunter.

„Zieh die Angel raus, und scher dich zum Teufel!" wandte sich Sucharko an Pawel. „Na, wird's bald?" setzte er hinzu, als er sah, daß Pawel seelenruhig weiterangelte.

Pawel hob den Kopf und schaute Sucharko mit einem Blick an, der nichts Gutes verhieß. „'n bißchen sachte, du! Sonst könntest du was erleben!"

„W-a-as?" brauste Sucharko auf. „Du wagst noch zu widersprechen, du Lumpensack? Scher dich fort!" Mit diesen Worten versetzte er der Blechbüchse mit den Würmern einen kräftigen Fußtritt, so daß sie sich in der Luft überschlug und ins Wasser fiel. Die hoch aufspritzenden Wassertropfen benetzten Tonjas Gesicht.

„Sucharko, schämen Sie sich nicht?" rief sie empört aus.

Pawel sprang auf. Er wußte, Sucharko war der Sohn des Depotleiters, dem Artjom unterstellt war. Wenn er diesem Sommersprossigen jetzt eins in die lose Schnauze versetzte, würde sich der Gymnasiast bei seinem Vater beschweren, und Artjom hätte dafür zu büßen. Das war der einzige Grund, der Pawel davon abhielt, dem Burschen sofort einen Denkzettel zu erteilen.

Sucharko spürte, daß der andere ihm gleich eine kleben würde, stürzte vor und stieß den am Wasser stehenden Pawel mit beiden Händen vor die Brust. Dieser fuchtelte mit den Armen, taumelte, erlangte jedoch sofort wieder das Gleichgewicht.

Sucharko war zwei Jahre älter als Pawel und als Raufbold und Rüpel bekannt.

Nach diesem heftigen Stoß konnte sich Pawel nicht mehr beherrschen.

„Ach so! Na warte mal!" Und er schlug ihm kräftig mit der Faust ins Gesicht. Ohne ihm dann Zeit zur Besinnung zu lassen, packte er ihn fest an seiner Gymnasiastenbluse, riß ihn an sich und zog ihn ins Wasser.

Sucharko stand bis zu den Knien im Wasser, seine gewichsten Schuhe und die Hose waren durchnäßt, und er versuchte mit aller Kraft, sich aus Pawels Umklammerung zu befreien. Pawel sprang jedoch, nachdem er den Gymnasiasten ins Wasser gestoßen hatte, selbst schnell ans Ufer zurück.

Außer sich vor Wut, stürzte Sucharko hinter Pawel her und hätte ihn am liebsten in Stücke gerissen. Während sich Pawel rasch nach dem ihn verfolgenden Sucharko umdrehte, fiel ihm Shuchrais Unterricht ein: auf das linke Bein gestützt, das rechte angespannt und ein wenig gebeugt. Nicht nur mit der Hand, sondern mit dem ganzen Körper zustoßen, von unten nach oben, gegen's Kinn schlagen.

Los...!

Jäh schlugen die Zähne aufeinander, Sucharko heulte auf von dem furchtbaren Schmerz im Kinn und in der Zunge, in die er sich gebissen hatte, fuchtelte sinnlos mit den Händen herum und plumpste der Länge nach ins Wasser.

Die am Ufer stehende Tonja schüttelte sich vor Lachen.

„Bravo, bravo!" rief sie und klatschte in die Hände. „Das ist ja fabelhaft!"

Pawel griff nach seiner Angel, zog sie mit einem Ruck heraus, so daß die Schnur, die sich verfangen hatte, abriß, und war mit einem Satz auf der Straße.

Beim Weggehen hörte er noch, wie Viktor zu Tonja sagte:

„Das ist Pawel Kortschagin, der berüchtigste Raufbold der ganzen Gegend."

Auf dem Bahnhof herrschte Aufregung. Von der Bahnstrecke drangen Gerüchte ins Städtchen, daß die Eisenbahner zu streiken begonnen hätten. Auf der benachbarten großen Eisenbahnstation war es unter den Depotarbeitern zu Unruhen gekommen. Zwei Lokomotivführer waren unter dem Verdacht, Flugblätter herangeschafft zu haben, von den Deutschen verhaftet worden. Auch der Arbeiter, die vom Land stammten, bemächtigte sich große Erregung, hervorgerufen durch die Requisitionen und durch die Rückkehr der Gutsbesitzer auf ihre Güter.

Die Peitschen der hetmanschen Soldateska bearbeiteten brutal die Rükken der Bauern. Die Partisanenbewegung im Gouvernement wuchs immer mehr an. Man zählte bereits an die zehn Partisanenabteilungen, die von den Bolschewiki aufgestellt worden waren.

Shuchrai gönnte sich in diesen Tagen keinen Augenblick Ruhe. Während seines Aufenthalts im Städtchen hatte er große Arbeit geleistet, viele Eisenbahner kennengelernt. Er besuchte die Tanzabende, auf denen die Jugend zusammenkam, und hatte eine starke, zuverlässige Gruppe aus

Schlossern des Depots und Holzarbeitern organisiert. Auch bei Artjom fühlte er vor. Auf seine Frage, wie Artjom zur bolschewistischen Sache und Partei stehe, antwortete ihm der kräftige Schlosser:

„Ja, weißt du, Fjodor, ich kenne mich mit diesen Parteien schlecht aus. Aber wenn es darauf ankommt zu helfen, bin ich immer dabei. Du kannst auf mich rechnen."

Fjodor war auch damit zufrieden – er wußte, daß Artjom ein guter Prolet war und daß er auch hielt, was er einmal gesagt hatte. Für die Partei ist er noch nicht reif. Macht nichts, wir leben jetzt in einer solchen Zeit, daß er bald begreifen wird, worum es geht, dachte der Matrose.

Fjodor arbeitete jetzt nicht im Elektrizitätswerk, sondern im Depot. Das war günstiger für seine Arbeit, denn im Elektrizitätswerk fehlte ihm die Verbindung mit der Eisenbahn.

Der Verkehr auf den Bahnlinien hatte gewaltigen Umfang angenommen. In Tausenden von Waggons beförderten die Feinde alles nach Deutschland, was sie in der Ukraine geraubt hatten: Roggen, Weizen, Vieh...

Unverhofft hatte die Hetmanwache den Telegraphisten Ponomarenko verhaftet. In der Kommandantur war er so erbarmungslos verprügelt worden, daß er offenbar etwas über die Agitationsarbeit Roman Sidorenkos, eines Kollegen von Artjom aus dem Depot, erzählt hatte.

Zwei deutsche Soldaten und einer der Hetmanleute, der Gehilfe des Stationskommandanten, erschienen während der Arbeitszeit, um Roman zu verhaften. Ohne ein Wort zu verlieren, trat der Hetmanoffizier zur Werkbank, an der Roman arbeitete, und schlug ihm mit der Knute ins Gesicht.

„Los, komm mit, du Hund! Wir wollen uns mal ein bißchen miteinander unterhalten", sagte er und packte den Schlosser mit einem unheimlichen Grinsen am Ärmel. „Dir wird das Agitieren schon vergehen!"

Artjom, der am benachbarten Schraubstock arbeitete, schmiß die Feile beiseite und trat in seiner ganzen Größe auf den Hetmanoffizier zu. Nur mühsam hielt er seinen Zorn zurück und fuhr ihn an:

„Was unterstehst du dich zu schlagen, du Schuft!"

Der Offizier wich einige Schritte zurück und griff nach seiner Revolvertasche. Einer der Soldaten, ein untersetzter, kurzbeiniger Kerl, riß sein schweres Gewehr mit dem breiten Bajonett von der Schulter.

„Halt!" bellte er, bereit, bei der ersten Bewegung zu schießen.

Der baumstarke Schlosser stand hilflos vor diesem jämmerlichen Soldaten.

Man nahm beide fest. Artjom wurde nach einer Stunde wieder freigelassen, Roman aber in den Gepäckkeller gesperrt.

Zehn Minuten später ruhte die Arbeit im ganzen Depot. Die Depotarbeiter versammelten sich in der Bahnhofsanlage. Auch die Weichensteller und Lagerarbeiter schlossen sich ihnen an.

Alles war in höchster Erregung.

Jemand schrieb einen Aufruf, der die Freilassung Romans und Ponomarenkos forderte.

Die Erregung nahm noch zu, als der von einem Haufen Wachleute umgebene Hetmanoffizier zur Anlage gestürzt kam, mit dem Revolver herumfuchtelte und losbrüllte:

„Wenn ihr nicht sofort alle an die Arbeit geht, lasse ich euch auf der Stelle verhaften und ein paar von euch an die Wand stellen!"

Die Rufe der erbosten Arbeiter zwangen ihn jedoch, sich schleunigst zur Station zurückzuziehen. Aus der Stadt kamen bereits mit deutschen Soldaten besetzte Lastautos, die vom Stationskommandanten angefordert worden waren, die Chaussee entlanggebraust.

Die Arbeiter zerstreuten sich und gingen nach Hause. Alle hatten die Arbeit verlassen, selbst der Stationsvorsteher. Shuchrais Arbeit war nicht vergebens gewesen. Das war die erste Massenaktion auf der Bahnstation.

Die Deutschen brachten auf dem Bahnsteig ein schweres Maschinengewehr in Stellung; es stand dort wie ein Jagdhund auf dem Anstand. Neben ihm kauerte, die Hand auf dem Griff, ein deutscher Unteroffizier.

Öde und menschenleer war es jetzt auf dem Bahnsteig geworden.

Nachts setzten die Verhaftungen ein. Auch Artjom wurde wieder festgenommen. Shuchrai hatte nicht zu Hause übernachtet, ihn konnten sie nicht finden.

Die Verhafteten wurden in den riesigen Güterschuppen getrieben, und man stellte ihnen das Ultimatum: entweder Wiederaufnahme der Arbeit oder vors Kriegsgericht.

Fast alle Eisenbahner auf der Strecke streikten jetzt. Vierundzwanzig Stunden lang ging nicht ein einziger Zug, und hundertzwanzig Kilometer weiter kam es zu einem Gefecht mit einer starken Partisanenabteilung. Sie hatte die Bahnstrecke und die Brücken in die Luft gesprengt.

In der Nacht lief ein Eisenbahntransport mit deutschen Soldaten auf der Station ein. Der Lokomotivführer, sein Gehilfe und der Heizer machten sich sofort aus dem Staub. Außer diesem Militärtransport warteten auf dem Bahnhof noch zwei Züge auf die Abfahrt.

Die schwere Tür des Güterschuppens wurde geöffnet, und den Raum betrat der Stationskommandant – ein deutscher Leutnant –, begleitet von seinem Adjutanten und einigen deutschen Soldaten.

Der Adjutant rief:

„Kortschagin, Politowski, Brusshak – vortreten! Ihr fahrt sofort als Lokomotivbrigade los. Wer sich weigert, wird auf der Stelle erschossen. Werdet ihr fahren oder nicht?"

Die drei Arbeiter antworteten mit mürrischem Kopfnicken. Unter Bewachung wurden sie zur Lokomotive gebracht. Währenddessen rief der Adjutant des Kommandanten die Namen eines anderen Lokomotivführers, Gehilfen und Heizers für einen zweiten Zug auf.

Grimmig fauchend spie die Lokomotive glühende Funken, keuchte schwer und raste durch die nächtliche Finsternis. Artjom hatte Kohlen in die Feuerung geworfen und schlug mit dem Fuß den Schieber zu. Jetzt trank er einen Schluck Wasser aus dem stumpfnasigen Teekessel und wandte sich an den alten Lokomotivführer Politowski:

„Also befördern wir sie, Alter?"

Dieser runzelte ärgerlich die buschigen Brauen:

„Bleibt doch nichts anderes übrig, wenn einem das Bajonett im Hintern steckt."

„Schmeißen wir alles hin, und springen wir von der Lokomotive ab", schlug Brusshak vor und warf einen Seitenblick nach dem auf dem Tender stehenden deutschen Soldaten.

„Ich bin derselben Meinung", murmelte Artjom. „Aber da haben wir diesen Kerl dort auf dem Hals."

„Tja", brachte Brusshak in unbestimmtem Ton hervor und beugte sich zum Fenster hinaus.

Politowski trat dicht an Artjom heran und flüsterte:

„Wir dürfen sie nicht dorthin fahren, verstehst du? Dort wird gekämpft. Die Aufständischen haben die Gleise gesprengt. Und wenn wir nun diese Hunde hinschaffen, werden sie im Handumdrehen die Partisanen erledigen. Du mußt wissen, mein Söhnchen, ich habe unterm Zaren bei Streiks nie

jemanden befördert, und ich werde das auch jetzt nicht tun. Es hieße ja Schimpf und Schande bis ans Lebensende, wenn wir unseren eigenen Leuten die Strafexpedition auf den Hals brächten. Die andere Lokomotivbrigade hat sich doch aus dem Staub gemacht. Die Burschen haben unter Lebensgefahr die Lokomotive im Stich gelassen. Unter keinen Umständen dürfen wir jetzt den Zug befördern. Was meinst du?"

„Einverstanden, Alter, aber was fangen wir mit dem da an?" Er wies mit einem Blick auf den Soldaten.

Der Lokomotivführer runzelte die Stirn, wischte sich mit einer Handvoll Werg den Schweiß ab und blickte mit seinen entzündeten Augen auf das Manometer, als hoffe er da eine Antwort auf die peinigende Frage zu finden. Dann fluchte er in seiner Verzweiflung plötzlich wütend.

Artjom trank noch einen Schluck Wasser aus dem Teekessel. Beide hatten den gleichen Gedanken, aber keiner konnte sich entschließen, ihn als erster auszusprechen. Artjom erinnerte sich an sein Gespräch mit Shuchrai: „Wie stehst du eigentlich, Bruderherz, zur bolschewistischen Partei und zur kommunistischen Idee?" Und an die Antwort, die er auf diese Frage gegeben hatte: „Ich bin immer bereit zu helfen, du kannst auf mich rechnen ..."

Eine schöne Hilfe, wir bringen ihnen die Henker ...

Politowski beugte sich über den Werkzeugkasten und brachte, dicht neben Artjom stehend, mühsam hervor:

„Der da muß erledigt werden, verstehst du?"

Artjom zuckte zusammen, Politowski fügte, mit den Zähnen knirschend, hinzu:

„Es gibt keinen anderen Ausweg. Wir machen Schluß mit ihm, werfen den Regulator und die Hebel in die Feuerung, schalten langsamen Gang ein, und dann auf und davon!"

Und Artjom antwortete, als wälze er eine schwere Last ab:

„Schön."

Artjom beugte sich zu Brusshak hin und teilte ihm leise den Beschluß mit.

Brusshak zögerte mit der Antwort. Jeder von ihnen nahm ein großes Risiko auf sich. Sie hatten alle Familie daheim. Politowskis Familie war besonders zahlreich: neun Mäuler hatte er zu stopfen. Und doch begriff jeder von ihnen, daß diese Fahrt um jeden Preis verhindert werden mußte.

„Nun, ich bin einverstanden", sagte Brusshak. „Aber wer wird denn den ..." Er verschluckte die letzten Worte, Artjom verstand ihn auch so.

Artjom wandte sich dem Alten zu, der sich am Regulator zu schaffen machte, und nickte mit dem Kopf, als wollte er ihm zu verstehen geben, daß auch Brusshak einverstanden sei; aber dann trat er, von der noch ungelösten Frage gequält, näher an Politowski heran.

„Wie werden wir das aber anstellen?"

Der Gefragte blickte Artjom an: „Du machst den Anfang, du bist der Stärkste; mit dem Brecheisen eins drauf ... und fertig." Der Alte war heftig erregt.

Artjoms Gesicht verfinsterte sich. „Ich kann's nicht. Weiß nicht, warum – aber ich bring' es nicht übers Herz. Der Soldat ist ja im Grunde genommen nicht schuld. Den haben sie ja auch gewaltsam in den Krieg getrieben."

Politowskis Augen blitzten auf.

„Er ist nicht schuld daran, sagst du. Aber sind wir vielleicht schuld daran, daß man uns hierhergejagt hat? Wir fahren doch eine Strafexpedition. Diese Unschuldslämmer werden die Partisanen über den Haufen schießen, und die, sind die wohl schuld? ... Was bist du für ein Kindskopf. Stark wie ein Bär, aber was kommt schon dabei raus ..."

„Also gut", brachte Artjom heiser hervor und griff nach dem Brecheisen. Politowski aber flüsterte:

„Laß, ich mach' es selber, das wird sicherer sein. Nimm du die Schaufel und wirf Kohlen vom Tender herüber. Wenn's nötig sein sollte, versetzt du dem Deutschen eins mit der Schaufel. Und ich tue so, als wollte ich Kohlen zerkleinern."

Brusshak nickte beistimmend mit dem Kopf:

„Hast recht, Alter"; damit trat er zum Regulator.

Der Deutsche, in seiner schirmlosen Feldmütze mit dem roten Rand, saß, das Gewehr zwischen die Beine geklemmt, seitwärts auf dem Tender und rauchte eine Zigarre; ab und zu warf er einen Blick zu den auf der Lokomotive beschäftigten Arbeitern hinüber.

Als Artjom hinaufkletterte, um Kohle zu schaufeln, schenkte der Posten diesem Vorgang keine besondere Beachtung. Und als dann Politowski, als wolle er vom Rand des Tenders her große Kohlestücke heranschaffen, ihm durch ein Zeichen zu verstehen gab, daß er ein wenig wegrücken solle, kam der Deutsche willig herunter, trat auf die Tür zu, die zum Führerstand führte.

Der dumpfe kurze Hieb mit dem Brecheisen, der dem Deutschen den Schädel einschlug, ließ Artjom und Brusshak erschauern. Der Soldat sackte zusammen und fiel auf den Durchgangssteg.

Die feldgraue Tuchmütze wurde von Blut durchtränkt. Das Gewehr schlug klirrend auf Eisen.

„Der ist fertig", flüsterte Politowski, warf das Brecheisen weg und fügte mit krampfhaft verzerrtem Gesicht hinzu: „Jetzt gibt's kein Zurück."

Die Stimme versagte ihm, aber schon im nächsten Augenblick durchbrach er das bedrückende Schweigen und rief laut: „Los, schraubt den Regulator ab!"

In zehn Minuten war alles erledigt. Die Lokomotive, jetzt ihrer Führung beraubt, verlangsamte allmählich die Fahrt.

Die dunklen Silhouetten der am Wegrand stehenden Bäume tauchten, sich massiv abhebend, im Feuerschein der Lokomotive auf und verschwanden alsbald wieder im Schatten der Nacht. Die glühenden Augen der Maschine suchten die Finsternis zu durchdringen, doch ihr Licht verfing sich ringsum im dichten Schleier der Nacht und vermochte ihr nur wenige Meter zu entreißen. Die Lokomotive keuchte, als gäbe sie ihre letzten Kräfte her, ihr Fauchen wurde allmählich schwächer und schwächer.

„Los, Junge, spring ab!" hörte Artjom die Stimme Politowskis hinter sich. Im selben Moment ließ er den Griff los. Der schwere Körper wurde nach vorn geschleudert, und die Füße prallten heftig auf dem entgleitenden Boden auf. Artjom lief zwei Schritte, dann stürzte er, sich schwer überschlagend, hin.

Von den beiden Trittbrettern der Lokomotive lösten sich gleichzeitig noch zwei Schatten.

In Brusshaks Haus herrschte trübe Stimmung. Antonina Wassiljewna, Serjoshas Mutter, hatte in den letzten vier Tagen völlig den Kopf verloren. Sie war ohne jede Nachricht von ihrem Mann. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß die Deutschen ihn wie auch Kortschagin und Politowski gezwungen hatten, gemeinsam einen Zug zu befördern. Gestern waren drei von der Hetmanwache im Haus erschienen und hatten sie grob und fluchend nach ihrem Mann ausgefragt.

Dunkel hatte sie erraten, daß etwas Schlimmes passiert sein mußte, und nachdem die Soldaten die Wohnung verlassen hatten, warf sich die Frau ein Tuch um und ging, von der schrecklichen Ungewißheit gepeinigt, zu

Maria Jakowlewna, von der sie etwas über ihren Mann zu erfahren hoffte.

Ihre älteste Tochter Walja, die gerade in der Küche wirtschaftete, sah die Mutter weggehen und fragte:

„Wohin gehst du, Mutter?"

Antonina Wassiljewna antwortete der Tochter mit Tränen in den Augen:

„Zu Kortschagins. Vielleicht kann ich dort erfahren, was mit dem Vater ist. Wenn Serjoshka heimkommt, sag ihm, daß er zu Politowski auf die Station gehen soll."

Walja umarmte die Mutter herzlich, bemüht, ihr während der wenigen Schritte zur Tür Trost zuzusprechen:

„Es wird schon noch alles gut werden, Mama."

Maria Jakowlewna empfing die Freundin, wie immer, sehr herzlich. Beide Frauen erwarteten, etwas Neues voneinander zu erfahren, aber diese Hoffnung verschwand gleich nach den ersten Worten.

Auch bei Kortschagins war nachts Haussuchung gewesen. Man hatte Artjom gesucht. Die Soldaten hatten Maria Jakowlewna befohlen, der Kommandantur sofort zu melden, wenn ihr Sohn nach Hause käme.

Die nächtliche Patrouille hatte Maria Jakowlewna zu Tode erschreckt. Sie war allein in der Wohnung gewesen; Pawel machte, wie gewöhnlich, Nachtschicht im Elektrizitätswerk.

Am frühen Morgen kam Pawel nach Haus. Als er durch die Mutter von der nächtlichen Haussuchung und vom Fahnden nach Artjom erfuhr, erfaßte ihn quälende Unruhe um den Bruder. Die Brüder liebten einander innig, trotz ihrer verschieden gearteten Charaktere und des scheinbar so unzugänglichen Wesens des Älteren. Es war eine rauhe Liebe, ohne viele Worte, aber Pawel wußte genau, daß er, wenn es nötig wäre, ohne Zaudern jedes Opfer für den Bruder auf sich nehmen würde.

Pawel ruhte nach der Arbeit nicht aus, sondern eilte zur Station, um Shuchrai im Depot aufzusuchen. Dieser war jedoch nicht da, und die Arbeiter, mit denen er bekannt war, konnten ihm nichts über die Männer sagen, die losgefahren waren. Auch die Familie des Lokomotivführers wußte nichts. Pawel traf im Hof Politowskis jüngsten Sohn Boris. Von ihm erfuhr er, daß auch bei Politowskis nachts Haussuchung gewesen war. Man hatte nach dem Vater geforscht.

So kehrte er unverrichteterdinge zu seiner Mutter zurück, warf sich müde aufs Bett und fiel sofort in unruhigen Schlaf.

Es klopfte. Walja schaute auf.

„Wer ist da?“ fragte sie und schob den Riegel zurück.

In der geöffneten Tür erschien der rothaarige Wuschelkopf Klimkas. Es war ihm anzusehen, daß er gerannt war, so völlig außer Atem und puterrot im Gesicht stand er da.

„Ist deine Mutter zu Hause?“ erkundigte er sich bei Walja.

„Nein, sie ist weggegangen.“

„Wohin denn?“

„Ich glaube, zu Kortschagins.“ Walja hielt den davoneilenden Klimka mit aller Kraft am Ärmel fest.

Unentschlossen blickte er das Mädchen an.

„Ja, weißt du, ich hab' mit ihr zu sprechen, muß ihr etwas übergeben.“

„Was mußt du übergeben?“ bestürmte Walja den Jungen. „Erzähl doch, was los ist, du rothaariger Zottelbär, sprich doch! Du zerrst einem ja die Seele aus dem Leib!“ sagte das Mädchen in gebieterischem Ton.

Klimka vergaß alle Warnungen, vergaß den strengen Befehl Shuchrais, den Zettel nur Antonina Wassiljewna persönlich zu übergeben, zog einen verschmierten Papierfetzen aus der Tasche. Er konnte das Serjoshas blondem Schwesterchen einfach nicht abschlagen, obwohl sich der rothaarige Klimka über seine Gefühle für dieses prächtige Mädel nicht ganz im klaren war. Freilich hätte es der bescheidene Küchenjunge niemandem und sogar sich selbst nicht eingestanden, daß Walja ihm gefiel.

Er gab ihr den Zettel, den sie schnell überflog.

Liebe Tonja! Mach Dir meinetwegen keine Sorgen. Alles in bester Ordnung. Wir sind heil und unversehrt. Bald wirst Du Weiteres erfahren. Teile auch den anderen mit, daß es uns gut geht und daß sie sich nicht beunruhigen sollen. Diesen Zettel vernichte.

Sachar

Als Walja die Zeilen gelesen hatte, stürzte sie auf Klimka zu.

„Du lieber rothaariger Zottelbär, sag, woher hast du den Zettel? Sag, woher du ihn hast, du Tolpatsch, du!“ Sie ließ dem verwirrt dastehenden Klimka keine Ruhe, so daß dieser, ehe er sich's versah, schon die zweite Dummheit beging:

„Den hat mir Shuchrai auf der Station gegeben.“ Und da es ihm einfiel, daß er nicht darüber sprechen durfte, fügte er hinzu: „Er hat mir aber aufgetragen, niemandem etwas zu sagen.“

„Laß schon gut sein.“ Walja lachte. „Ich werde dich nicht verpetzen. Aber jetzt lauf, du Rotkopf, so schnell du nur kannst, zu Pawel. Dort wirst du auch die Mutter finden.“ Mit diesen Worten gab sie dem Küchenjungen einen freundschaftlichen Schubs in den Rücken, und in der nächsten Sekunde war Klimkas roter Schopf bereits hinter der Gartenpforte verschwunden.

Keiner der drei Verschollenen kehrte nach Hause zurück. Am Abend kam Shuchrai zu Kortschagins und berichtete Maria Jakowlewna von den Vorgängen auf der Lokomotive. Er beruhigte die erschrockene Frau, so gut er konnte, und teilte ihr mit, daß alle drei weit entfernt, in einem abgelegenen Dorf bei einem Onkel von Brusshak, Unterkunft gefunden hätten und dort in Sicherheit seien. Natürlich könnten sie jetzt nicht nach Hause kommen. Den Deutschen stehe schon das Wasser bis an den Hals, und es seien in nächster Zukunft Veränderungen zu erwarten.

Diese Begebenheiten trugen dazu bei, daß sich die Familien der drei Verschwundenen noch enger einander anschlossen. Die spärlich einlaufenden Briefe, die sie bekamen, waren jedesmal ein freudiges Ereignis, aber in ihren Häusern war es öd und leer geworden.

Eines Tages suchte Shuchrai wie zufällig die alte Frau Politowski auf und gab ihr etwas Geld.

„Hier, Mütterchen, das schickt Euch Euer Mann. Sagt aber niemandem ein Sterbenswörtchen.“

Beglückt drückte ihm die Alte die Hand.

„Recht schönen Dank! 's tut bitter not. Die Kinder haben schon fast nichts mehr zu essen.“

Das Geld war dem Fonds entnommen, den Bulgakow dagelassen hatte.

Nun, wir werden mit der Zeit schon sehen, was weiter wird. Obwohl der Streik wegen der angedrohten Todesstrafe abgebrochen werden mußte, obwohl wieder gearbeitet wird, brennt doch die Flamme weiter. Man kann sie nicht mehr löschen. Und jene drei sind Prachtkerle, echte Proleten, dachte der Matrose begeistert, als er von Politowskis zum Depot zurückging.

In einer abseits gelegenen alten Schmiede, die eine ihrer verrußten Wände dem ins Dorf Worobjowa Balka führenden Weg zukehrte, stand

Politowski mit einer langen Zange vor der Esse und wendete, in der grellen Glut leicht blinzelnd, ein bereits rotglühendes Eisenstück um.

Artjom drückte den Hebel des ledernen Blasebalgs, der an einem Querbalken angebracht war.

Gutmütig in seinen Bart schmunzelnd, meinte der Lokomotivführer:

„Ein Handwerker braucht jetzt im Dorf nicht zu hungern. Arbeit gibt's mehr als genug. Wir werden hier ein paar Wochen arbeiten und können dann den Unsrigen wenigstens Speck und Mehl schicken. Beim Bauersmann, mein Junge, steht der Schmied immer hoch in Ehren. Wir werden uns hier vollfuttern wie die richtigen Bourgeois, haha. Mit dem Sachar ist's eine andere Sache. Der hält sich mehr ans Bauerngeschäft, arbeitet den ganzen lieben Tag mit seinem Onkel auf dem Feld. Ist ja auch begreiflich. Wir beide, du und ich, Artjom, haben weder Haus noch Hof, nur unsern Buckel und unsere Hände, wie man so sagt, Proleten auf Lebzeit, haha. Sachar aber steht mit dem einen Fuß auf der Lokomotive, mit dem anderen im Dorf." – Er packte das glühende Eisenstück mit der Zange und fügte, nun schon ernst und nachdenklich, hinzu: „Aber unsere Sache steht wacklig, Junge. Wenn die Deutschen nicht bald verjagt werden, müssen wir nach Jekaterinoslaw oder nach Rostow hinüber, sonst kriegen sie uns beim Schlafittchen und hängen uns zwischen Himmel und Erde auf. Das steht fest."

„Stimmt", brummte Artjom.

„Wie mag's den Unseren daheim gehen, ob sie wohl von diesen Banditen schikaniert werden?"

„Ja, ja, Alter, da haben wir uns was eingebrockt, jetzt heißt's, sich schon ein bißchen fernhalten von Hause."

Der Lokomotivführer langte aus der Esse ein glühend heißes Stück Eisen und legte es rasch auf den Amboß.

„Nun, hau zu, mein Söhnchen!"

Artjom packte den schweren Schmiedehammer, der am Amboß lehnte, schwang ihn hoch über den Kopf und schlug zu. Glühende Funken sprühten empor. Mit leichtem Knistern flogen sie durch die Schmiede und erhellten für eine Sekunde ihre dunkelsten Ecken.

Politowski drehte das glühende Eisen nach allen Seiten, so daß die mächtigen Schläge darauf niederprasselten und das Metall sich wie Wachs formen ließ.

Durch die offene Schmiedetür zog ein warmer Hauch aus der finsteren Nacht. –

Dunkel und riesengroß erstreckt sich in der Tiefe der See, umringt von hohen Föhren, deren mächtige Wipfel im Winde schwanken.

Als seien sie lebendig, denkt Tonja. Sie liegt oberhalb des granitnen Ufers auf einer grasbewachsenen Lichtung. Hoch oben, hinter der Lichtung, zieht sich der Wald hin und unten, dicht am Fuß des Abhangs, der See. Die Felsen werfen ihre Schatten über den Rand des Sees und verdunkeln ihn noch mehr.

Das ist Tonjas Lieblingswinkel. Hier, einen Kilometer von der Bahn entfernt, waren in den tiefen, verlassenen Gruben der alten Steinbrüche Quellen aufgebrochen und hatten drei Seen gebildet. Unten, am Ufer des Sees, plätscherte es leise. Tonja hob den Kopf, schob mit der Hand die Zweige auseinander und schaute hin: Ein elastischer, braungebrannter Körper schwamm mit starken Stößen der Mitte des Sees zu. Tonja konnte den dunklen Rücken und den schwarzen Kopf des Schwimmers sehen. Er schnaubte wie ein Walroß, durchschnitt mit kurzen Stößen das Wasser, drehte sich um, schlug Purzelbäume, tauchte, legte sich schließlich ermüdet auf den Rücken, kniff in der prallen Sonne die Augen zu und blieb, die Arme weit ausgebreitet, fast bewegungslos liegen.

Tonja ließ die Zweige los. So was ist doch unanständig, dachte sie belustigt und machte sich wieder an ihre Lektüre...

In das von Leszczynski geliehene Buch vertieft, bemerkte Tonja nicht, daß jemand über den Granitvorsprung, der diesen Winkel vom Wald trennte, herübergeklettert war, und erst als ihr ein Steinchen, das der Fuß des Näherkommenden gelöst hatte, aufs Buch fiel, fuhr sie hoch und sah Pawel Kortschagin vor sich stehen. Über die unerwartete Begegnung ebenfalls erstaunt und auch etwas verlegen, wollte sich Pawel davonmachen.

Dann ist er also der Schwimmer gewesen, erriet Tonja, als sie Pawels feuchte Haare sah.

„Hab' ich Sie erschreckt? Ich wußte nicht, daß Sie hier sind, kam ganz zufällig vorüber." Mit diesen Worten griff Pawel nach dem Vorsprung des Felsens. Auch er hatte Tonja erkannt.

„Sie stören mich gar nicht. Wenn Sie Lust haben, können wir uns ein bißchen unterhalten."

Pawel blickte Tonja verwundert an.

„Worüber sollen wir uns denn unterhalten?"

Tonja lächelte.

„Na, was stehen Sie so da? Setzen Sie sich doch hierher." Tonja zeigte auf einen großen Stein. „Wie heißen Sie eigentlich?"

„Pawka Kortschagin."

„Und ich heiße Tonja. So, jetzt haben wir uns wenigstens vorgestellt."

Der Junge knüllte verlegen seine Mütze.

„Sie werden also Pawka genannt?" unterbrach Tonja das Schweigen. „Aber warum denn Pawka? Das klingt nicht schön, Pawel klingt viel hübscher. Ich werde Sie Pawel nennen. Gehen Sie oft hierher ..." – sie wollte sagen „zum Baden", aber um nicht zu verraten, daß sie ihn beim Baden beobachtet hatte, sagte sie: „... spazieren?"

„Nein, nicht oft, nur wenn ich mal frei habe", antwortete Pawel.

„Arbeiten Sie denn irgendwo?" erkundigte sich Tonja weiter.

„Bin Heizer im Elektrizitätswerk."

„Sagen Sie mir doch, wo haben Sie so fabelhaft boxen gelernt?" fragte Tonja plötzlich.

„Was geht Sie denn meine Boxerei an?" brummte Pawel unfreundlich.

„Seien Sie doch nicht böse", sagte Tonja, die spürte, daß sich Pawka über ihre Fragerei ärgerte. „Mich interessiert das sehr. War das aber ein Schlag! Wie kann man nur so unbarmherzig zuhauen!" Und sie lachte los.

„Ihnen tat's wohl leid?" fragte Pawel.

„Nein, ganz und gar nicht, im Gegenteil. Sucharko hatte seine Prügel redlich verdient. Mir hat diese Szene viel Spaß gemacht. Man sagt, daß Sie sich gern einmal raufen."

„Wer sagt das?" Pawel horchte auf.

„Nun, Viktor Leszczynski meint, daß Sie ein ausgemachter Raufbold seien."

Pawel wurde rot.

„Viktor ist ein Lump, ein Nichtstuer. Er sollte lieber dankbar sein, daß er damals nichts abgekriegt hat. Ich habe gehört, was er über mich gesagt hat, wollte mir bloß nicht die Hände an ihm dreckig machen."

„Warum schimpfen Sie so, Pawel? Das ist gar nicht schön", unterbrach ihn Tonja.

Pawel machte ein finsteres Gesicht.

Wozu habe ich Dummkopf mich bloß mit dieser Gans in eine Unterhaltung eingelassen, dachte er. Was der einfällt, erst paßt ihr mein Name nicht, dann soll ich nicht schimpfen.

„Warum haben Sie so eine Wut auf Leszczynski?" fragte Tonja.

„Ein Dämchen in Jungenhosen, ein Herrensöhnchen! Soll ihn der Kuckuck holen! Mir kribbelt's immer in den Fingern, wenn ich solche Burschen seh'. Die glauben, sie können sich mit einem alles erlauben, weil sie reich sind. Ich spucke aber auf ihren Reichtum; wer mich anrührt, der bezieht umgehend seine Tracht Prügel. Solchen Leuten kann man nur mit den Fäusten imponieren", sagte er erregt.

Tonja bedauerte, daß sie Leszczynski erwähnt hatte. Dieser Bursche hier hatte offenbar mit dem verzärtelten Gymnasiasten noch ein Hühnchen zu rupfen. Um das Gespräch auf ein ruhigeres Thema zu lenken, erkundigte sie sich nach Pawels Familie und Arbeit.

Ohne daß es Pawel selbst merkte, begann er ausführlich auf die Fragen des Mädchens einzugehen und vergaß ganz, daß er sich hatte davonmachen wollen.

„Sagen Sie, warum haben Sie nicht weitergelernt?" erkundigte sich Tonja.

„Ich bin aus der Schule geflogen."

„Weshalb?

Pawka wurde rot.

„Ich habe dem Popen Machorka in den Teig gestreut – und da hat er mich rausgeschmissen. Ein niederträchtiger Kerl, dieser Pope, er verstand es, einem das Leben sauer zu machen." Und Pawel berichtete ihr alles der Reihe nach.

Tonja hörte interessiert zu. Er vergaß seine Verlegenheit und erzählte ihr wie einer alten Bekannten von seinem verschwundenen Bruder. Keiner von beiden bemerkte, daß sie, in ihr freundschaftlich angeregtes Gespräch vertieft, schon einige Stunden auf den Steinen zugebracht hatten. Endlich besann sich Pawel und sprang auf: „Ich muß ja zur Arbeit. Es ist schon höchste Zeit. Habe da beim Schwatzen alles übrige vergessen, und die Kessel müssen geheizt werden! Danilo wird sicherlich brummen." Und unruhig fügte er hinzu: „Nun, leben Sie wohl, Fräulein, ich muß jetzt schleunigst in die Stadt."

Tonja stand rasch auf und zog ihre Jacke an.

„Ich muß auch heim. Gehen wir gemeinsam."

„Nein, ich muß rennen. Da kommen Sie nicht mit."

„Warum nicht? Laufen wir um die Wette. Mal sehen, wer's schneller kann."

Pawka musterte sie geringschätzig:

„Um die Wette? Mit mir wollen Sie's aufnehmen?"

„Na, wir werden sehen. Lassen Sie uns erst mal von hier wegkommen."

Pawel sprang über den Stein, reichte Tonja die Hand, und sie rannten durch den Wald und gelangten auf einen breiten, ebenen Waldweg, der zur Station führte.

In der Mitte des Weges machte Tonja halt:

„Also – jetzt kann's losgehen: eins, zwei, drei! Fangen Sie mich!" Und wie ein Wirbelwind sauste sie davon. Die Sohlen ihrer Halbschuhe flimmerten nur so vor seinen Augen, ihre blaue Jacke flatterte im Wind.

Pawel rannte hinter ihr her.

Ich werde sie im Handumdrehen einholen, dachte er, als er der fliegenden Jacke nachjagte. Es gelang ihm jedoch erst am Ende des Waldweges, unweit der Station, sie einzuholen. In vollem Lauf packte er sie fest an den Schultern.

„Gefangen, Vögelchen!" rief er fröhlich, ganz außer Atem.

„Lassen Sie mich los, es tut ja weh", wehrte sich Tonja.

Sie standen beide keuchend da, mit pochendem Herzen, und die vom tollen Lauf erschöpfte Tonja schmiegte sich leicht, wie zufällig, an Pawel. Wie nahe war sie ihm jetzt! Das währte nur einen Augenblick, prägte sich ihm aber tief ins Gedächtnis ein.

„Mich hat noch niemand einholen können", sagte sie und befreite sich aus seinen Händen.

Dann trennten sie sich sogleich. Und zum Abschiedsgruß seine Mütze schwenkend, lief Pawel in die Stadt. –

Als er die Tür zum Kesselraum öffnete, war der Heizer Danilo bereits mit der Feuerung beschäftigt. Ärgerlich drehte er sich um:

„Später konntest du wohl nicht kommen? Soll ich etwa für dich heizen, was?"

Aber Pawel klopfte dem Heizer in bester Laune auf die Schulter und sagte besänftigend: „Gleich wird der Ofen brennen, Alterchen." Und er machte sich an den Holzstapeln zu schaffen.

Um Mitternacht, als Danilo laut schnarchend auf den Holzscheiten lag, holte Pawel, nachdem er den ganzen Motor aufs gründlichste geölt und dann die Hände so gut wie möglich mit Werg gesäubert hatte, die zweiundsechzigste Fortsetzung von „Giuseppe Garibaldi" aus der Kiste hervor und vertiefte sich in den spannenden Roman über die endlosen Abenteuer Garibaldis, des legendären Führers der neapolitanischen „Rothemden".

„Mit ihren wunderschönen blauen Augen blickte sie den Herzog an..."

Sie hat auch blaue Augen, erinnerte sich Pawel. Und ist auch etwas ganz Besonderes. Gar nicht wie sonst die Kinder reicher Leute, dachte er. Und rennen kann sie wie der Blitz.

Ganz in seine Gedanken an das Erlebnis des vergangenen Tages vertieft, hatte Pawel das verstärkte Sausen des Motors überhört, der vor übermäßiger Inanspruchnahme zitterte. Das riesige Schwungrad drehte sich mit rasender Geschwindigkeit, und die betonierte Plattform, auf der der Motor stand, bebte.

Pawel warf einen Blick auf das Manometer – sein Zeiger stand bereits mehrere Teilstriche über der roten Linie.

„Verdammt noch mal!" rief Pawel, sprang von der Kiste auf, stürzte zum Dampfhebel und drehte ihn zweimal herum. Der aus der Abflußröhre strömende Dampf zischte hinter der Wand des Heizraumes auf. Den Hebel nach unten drückend, schob Pawel den Schwungriemen auf das Rad, das die Pumpe in Gang setzte.

Pawel blickte auf Danilo, doch der schlief sorglos, mit weitgeöffnetem Mund, und stieß schaurige Töne aus.

Nach einer halben Minute war der Zeiger des Manometers wieder auf seinem alten Stand. –

Als sich Tonja von Pawel getrennt hatte, ging sie nach Hause. Sie sann über die neuerliche Begegnung mit diesem schwarzäugigen Jungen nach, und ohne sich selbst dessen bewußt zu werden, freute sie sich darüber.

Wie feurig und hartnäckig er ist! Und er ist gar nicht so ein Grobian, wie er mir erst schien. Auf jeden Fall ist er allen diesen affigen Gymnasiasten gar nicht ähnlich...

Er war aus anderem Holz geschnitzt, stammte aus einem Milieu, mit dem Tonja bis jetzt nie in Berührung gekommen war.

Man kann ihn zähmen, dachte sie, und das wird eine interessante Freundschaft werden.

Als sich Tonja dem Elternhaus näherte, sah sie Lisa Sucharko, Nelly und Viktor Leszczynski im Garten sitzen, Viktor las. Sicherlich warteten die drei auf sie.

Tonja begrüßte alle und setzte sich dann auf die Bank. Während der inhaltslosen, oberflächlichen Unterhaltung rückte Viktor Leszczynski näher zu Tonja heran und fragte leise:

„Haben Sie den Roman gelesen?"

„Ach ja, den Roman!“ besann sich Tonja. „Und ich hab' ihn doch ...“ Sie hätte beinah herausgeplappert, daß sie das Buch vorhin am Seeufer hatte liegenlassen.

„Nun, wie hat Ihnen das Buch gefallen?“ Viktor sah sie aufmerksam an.

Tonja dachte nach, hob, indem sie mit der Spitze ihres Halbschuhs irgendeine verschnörkelte Figur in den Sand zeichnete, langsam den Kopf und blickte ihn an.

„Nein, ich habe einen anderen Roman angefangen, einen interessanteren als den, den Sie mir gebracht haben.“

„Ach so ...“, meinte der beleidigte Viktor gedehnt. „Und wer ist der Verfasser?“

Tonja blickte ihn mit spöttisch funkelnden Augen an.

„Niemand ...“

„Tonja, bitte die Gäste herein, der Tee wartet auf euch“, rief Tonjas Mutter, die auf der Veranda stand.

Tonja faßte die beiden Mädchen unter und ging mit ihnen ins Haus. Und Viktor, der hinterdreinschritt, zerbrach sich den Kopf über Tonjas Worte, ohne deren Sinn erfassen zu können.

Das keimende, noch unbewußte Gefühl, das sich unmerklich in das Leben des jungen Heizers eingeschlichen hatte, war neu und unbegreiflich erregend. Es beunruhigte den verwegenen und wilden Burschen.

Tonja war die Tochter des Oberförsters, und ein Oberförster war für ihn das gleiche wie der Rechtsanwalt Leszczynski.

Pawel, der in Not und Entbehrung aufgewachsen war, hatte für alle, die nach seinem Begriff reich waren, nichts als Feindseligkeit übrig. Auch seinem neuen Gefühl gegenüber war Pawel vorsichtig und mißtrauisch. Bei Tonja war für ihn nicht alles einfach und verständlich, wie zum Beispiel bei Galotschka, der Tochter des Steinmetzen; Tonja war keine aus seinem Kreis. Mit großer Vorsicht nahm er alles auf, was von Tonja kam, stets bereit, den geringsten Spott und Hochmut dieses schönen und gebildeten Mädchens ihm, dem Heizer, gegenüber aufs schärfste zu bekämpfen.

Eine ganze Woche lang hatte Pawel die Försterstochter nicht gesehen; heute wollte er zum See gehen. In der Hoffnung, sie zu treffen, nahm er absichtlich den Weg an ihrem Haus vorüber. Am Zaun des Gartens entlangschlendernd, erblickte er an seinem äußersten Ende die wohlbekannte

Matrosenbluse. Er bückte sich nach einem Tannenzapfen, der am Boden lag, und zielte damit nach der weißen Bluse.

Tonja wandte sich rasch um. Als sie Pawel erblickte, lief sie schnell zum Zaun und gab dem Jungen fröhlich lachend die Hand.

„Endlich lassen Sie sich sehen“, sagte sie erfreut. „Wo haben Sie nur die ganze Zeit gesteckt? Ich war am See, hatte dort mein Buch vergessen und dachte, daß ich Sie dort treffen würde. Kommen Sie doch herein in den Garten.“

Pawel schüttelte den Kopf.

„Nein, das geht nicht.“

„Warum denn nicht?“ Sie zog erstaunt die Augenbrauen hoch.

„Ihr Vater wird sicher schimpfen. Sie können dafür noch etwas abbekommen. ‚Wozu hast du diesen Vagabunden hergeschleppt', wird er sagen.“

„Da reden Sie aber Unsinn zusammen, Pawel.“ Tonja wurde böse. „Kommen Sie sofort herein. Mein Vater sagt niemals so etwas, Sie werden sich selbst davon überzeugen. Kommen Sie!“

Sie öffnete eilig die Gartentür. Pawel folgte ihr etwas unsicher.

„Lesen Sie gern?“ fragte sie, als sie sich an den runden Gartentisch gesetzt hatten.

„Sehr gern“, erwiderte Pawel lebhaft.

„Welches ist Ihr Lieblingsbuch?“

Pawel dachte einen Augenblick nach und antwortete: „Giuseppa Garibaldi.“

„Giuseppe Garibaldi“, korrigierte Tonja. „Dies Buch lieben Sie also?“

„Ja, sehr. Ich habe schon achtundsechzig Fortsetzungen davon gelesen. Jeden Lohntag kauf' ich mir fünf Stück. Das war ein fabelhafter Mensch, dieser Garibaldi!“ rief Pawel begeistert aus. „Welch ein Held! Der war richtig! Wie mußte er sich mit seinen Feinden herumschlagen und blieb doch immer Sieger! Wie viele Länder hat er durchzogen! Ach, wenn der heute lebte, ich würde mich ihm sofort anschließen. Und all seine Leute waren einfache Arbeiter, und immer hat er für die Armen gekämpft.“

„Wollen Sie, daß ich Ihnen unsere Bibliothek zeige?“ fragte Tonja und nahm ihn bei der Hand.

„Nein, ins Haus gehe ich nicht“, antwortete Pawel entschieden, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Warum sind Sie denn so eigensinnig? Oder fürchten Sie sich vielleicht?“

Pawel schaute auf seine bloßen Füße, die sich nicht gerade durch besondere Sauberkeit auszeichneten, und kratzte sich hinterm Ohr.

„Ihre Mutter oder Ihr Vater wird mich sicher davonjagen."

„Lassen Sie doch endlich dieses Gerede, oder ich werde ernstlich böse", brauste Tonja auf.

„Na, warum denn, Leszczynski läßt einen doch auch nicht in die Wohnung, mit unsereinem spricht er nur in der Küche. Ich kam mal zu ihnen in irgendeiner Angelegenheit, da ließ mich die Nelly nicht einmal ins Zimmer – wahrscheinlich, damit ich ihnen die Teppiche nicht beschmutze oder weiß der Teufel, weshalb sonst." Pawel lächelte.

„Los, gehen wir endlich hinein." Sie faßte ihn bei der Schulter und schob ihn freundschaftlich zur Veranda hin.

Sie führte ihn durch das Eßzimmer in einen anderen Raum mit einem riesigen Bücherschrank, den sie öffnete. Pawel gewahrte einige hundert Bände, in gleichmäßigen Reihen aufgestellt, und staunte über den noch nie gesehenen Reichtum.

„Gleich werde ich für Sie ein interessantes Buch finden, und Sie versprechen mir, zu uns zu kommen und sich ständig Bücher zu holen, ja?"

Pawel nickte freudig.

„Ich habe Bücher sehr gern."

Sie verbrachten einige fröhliche und angenehme Stunden miteinander. Tonja stellte ihn der Mutter vor, und das erwies sich als gar nicht so schlimm; ihr gefiel Pawel.

Tonja führte Pawel auch in ihr Zimmer, zeigte ihm ihre Romane und Schulbücher.

Auf dem Toilettentisch stand ein kleiner Spiegel. Tonja ließ Pawel hineinblicken und sagte lachend:

„Warum sehen Ihre Haare bloß so wuschlig aus? Kämmen Sie die denn nie, und lassen Sie die nicht mal schneiden?"

„Ich lasse mir den Kopf immer ratzekahl scheren, wenn die Haare zu lang geworden sind. Was soll man denn sonst mit ihnen anfangen?" rechtfertigte sich Pawel verlegen.

Tonja nahm lachend ihren Kamm vom Toilettentisch und glättete behend die strubbligen Haare.

„Sehen Sie, jetzt schauen Sie ganz anders aus", sagte sie, Pawel betrachtend. „Sie müssen die Haare hübsch schneiden lassen, sonst sehen Sie wie ein Zottelbär aus."



Sie warf einen kritischen Blick auf sein verschossenes Hemd und seine abgewetzten Hosen, sagte jedoch nichts.

Pawel hatte diesen Blick bemerkt und schämte sich nun seines Aufzuges.

Beim Abschied bat ihn Tonja wiederzukommen und nahm ihm das Versprechen ab, in zwei Tagen gemeinsam angeln zu gehen.

Pawel sprang mit einem Satz durchs offene Fenster in den Garten; er wollte nicht noch einmal durch die Wohnung gehen und der Mutter begegnen.

Seit Artjoms Verschwinden war in der Familie Kortschagin Schmalhans Küchenmeister. Pawels Lohn reichte nicht zum Leben.

Maria Jakowlewna beschloß, sich mit ihrem Sohn zu beraten, ob sie nicht wieder arbeiten gehen sollte. Leszczynskis suchten gerade eine Köchin. Aber Pawel war entschieden dagegen.

„Nein, Mutter, ich werde mir noch Extraarbeit suchen. Im Sägewerk werden Hilfsarbeiter zum Brettersortieren gebraucht. Ich werde dort halbtägig arbeiten, und dann wird es für uns beide reichen. Du sollst nicht arbeiten gehen, sonst wird Artjom auf mich böse sein und sagen: Nicht einmal das hat er fertiggebracht, daß die Mutter nicht zu arbeiten brauchte.“

Die Mutter wollte ihm beweisen, daß sie unbedingt auch verdienen müsse, aber Pawel blieb bei seiner Meinung, und schließlich gab sie nach.

Schon am folgenden Tag begann Pawel im Sägewerk zu arbeiten. Er mußte dort die frisch gesägten Bretter zum Trocknen auslegen. Pawel traf an der neuen Arbeitsstelle alte Bekannte: Mischa Lewtschukow, mit dem er zusammen in die Schule gegangen war, und Wanja Kuleschow. Er beschloß, gemeinsam mit Mischa Akkordarbeit zu übernehmen. Der Verdienst war ziemlich gut. Am Tag arbeitete Pawel jetzt in dem Sägewerk, und abends eilte er ins Elektrizitätswerk.

Nach zehn Tagen brachte er der Mutter seinen Lohn. Als er ihr das Geld aushändigte, trat er verlegen von einem Fuß auf den anderen und bat schließlich:

„Weißt du, Mutter, kauf mir doch ein Satinhemd, ein blaues – kannst du dich noch entsinnen, so eins, wie ich voriges Jahr hatte. Dabei geht zwar die Hälfte des Geldes drauf, aber hab keine Angst, ich werde noch mehr verdienen. Meins ist gar zu alt“, rechtfertigte er sich, als wollte er sich wegen seiner Bitte entschuldigen.

„Natürlich, natürlich mußt du eins haben, Pawluscha. Noch heute kauf' ich den Stoff, und morgen näh' ich dir das Hemd. Wirklich, du hast ja kein einziges anständiges Hemd.“ Zärtlich sah sie ihren Sohn an.

Pawel machte vor einem Friseurgeschäft halt, überzeugte sich, daß er noch einen Rubel in der Tasche hatte, und ging hinein.

Der Friseur, ein gewandter Bursche, bemerkte den eintretenden Jungen und wies ihm einen Sessel an.

„Nehmen Sie Platz!“

Pawel ließ sich in dem tiefen, bequemen Sessel nieder und erblickte im Spiegel ein verlegenes, verwirrtes Gesicht.

„Soll ich Sie kahlscheren?“ fragte der Friseur.

„Ja ... das heißt, im Grunde genommen, nein ... im großen und ganzen ... und – wie nennen Sie das eigentlich ...“ Pawel gestikulierte verzweifelt.

„Ach so, ich verstehe.“ Der Friseur lächelte.

Schwitzend und erschöpft, aber gut geschnitten und frisiert verließ Pawel nach einer Viertelstunde das Geschäft. Der Friseur hatte die widerspenstige Mähne hartnäckig mit Wasser, Kamm und Bürste bearbeitet und schließlich doch den Sieg davongetragen. Die Frisur war ausgezeichnet.

Auf der Straße atmete Pawel befreit auf und zog die Mütze tiefer ins Gesicht.

Was wird nur die Mutter sagen, wenn sie das sieht!

Pawel konnte nicht, wie versprochen, zum Angeln kommen, und Tonja war beleidigt.

Sehr aufmerksam ist dieser Heizerjunge gerade nicht, dachte sie ärgerlich. Als sich Pawel jedoch auch in den nächsten Tagen nicht blicken ließ, begann die Zeit wieder lang zu werden.

Sie hatte sich eben zum Spazierengehen fertiggemacht, als die Mutter die Tür zu ihrem Zimmer öffnete und sagte:

„Besuch für dich, Tonja. Darf er hereinkommen?“

In der Tür stand Pawel; Tonja erkannte ihn nicht einmal sogleich.

Er trug eine neue blaue Satinbluse und schwarze Hosen. Die geputzten Stiefel glänzten, und – Tonja sah es sofort – seine Haare waren geschnitten und standen nicht mehr wie vorher zu Berge. Der schwarzäugige Heizer erschien ihr jetzt in einem ganz anderen Licht.

Tonja wollte schon ihre Verwunderung äußern; aber um den ohnedies verlegenen Jungen nicht noch mehr zu verwirren, tat sie so, als hätte sie diese auffällige Veränderung nicht bemerkt.

Sie überschüttete ihn mit Vorwürfen:

„Schämen Sie sich denn gar nicht? Warum sind Sie nicht zum Angeln gekommen? So halten Sie also Ihr Wort?"

„Ich habe diese Tage im Sägewerk gearbeitet und konnte nicht kommen."

Er wollte ihr doch nicht verraten, daß er, um sich Hemd und Hose kaufen zu können, in den letzten Tagen bis zum Umfallen geschuftet hatte.

Tonja erriet dies jedoch von selbst, und ihr ganzer Ärger war dahin.

„Wollen wir einen Spaziergang zum Teich machen?" schlug sie vor, und sie gingen durch den Garten auf die Chaussee hinaus.

Und jetzt vertraute ihr Pawel, wie einem Freund, das große Geheimnis von der gestohlenen Pistole des Leutnants an. Er versprach ihr, an einem der nächsten Tage mit ihr tief in den Wald zu gehen und Schießübungen anzustellen.

„Verrat mich aber nicht!" Das Du kam ganz unerwartet.

„Ich werde dich niemals verraten", beteuerte Tonja feierlich.

VIERTES KAPITEL

Heftig und schonungslos tobte der Klassenkampf in der Ukraine. Immer mehr Menschen griffen zu den Waffen, und jeder Zusammenstoß ließ die Zahl der Kämpfer anwachsen.

Das ruhige Leben der Bevölkerung lag weit, weit zurück in der Vergangenheit.

Einem Sturm gleich brauste es durchs Land, die baufälligen Häuschen erzitterten unter den Kanonenschüssen. Ängstlich drückten sich die Einwohner in den Kellern und in den Gräben herum, die sie selber ausgehoben hatten.

Lawinenartig überfluteten Petljura-Banden verschiedener Färbung und Schattierung, kleine und große Atamane, eine endlose Zahl von Banditen das Gouvernement.

Ehemalige Offiziere, rechte und linke ukrainische Sozialrevolutionäre – jeder verwegene Abenteurer, der imstande war, eine Meute Halsabschneider um sich zu scharen, erklärte sich zum Ataman, rollte zuweilen die gelbblaue Fahne der Petljura-Anhänger auf und riß dort, wo es ihm seine Kräfte und die Lage erlaubten, die Macht an sich.

Aus diesen bunt zusammengewürfelten Banden, die durch Kulaken und galizische Regimenter aus dem Belagerungskorps des Atamans Konowalez verstärkt wurden, formierte der „Hauptataman Petljura" seine Regimenter und Divisionen. Und gegen dieses Gelichter von Sozialrevolutionären und Kulakenmeuten stürmten die roten Partisanenabteilungen vor, und die Erde erzitterte unter Hunderten und Tausenden von Pferdehufen, MG-Wagen und Munitionskarren.

Im April jenes unruhigen Jahres neunzehnhundertneunzehn pflegte sich der tödlich erschrockene und verwirrte Spießer, wenn er des Morgens den

Schlaf aus den Augen rieb und die Fenster seines Häuschens öffnete, besorgt bei dem schon früher aufgestandenen Nachbarn zu erkundigen:

„Wer ist denn heute in der Stadt am Ruder, Awtonom Petrowitsch?"

Und Awtonom Petrowitsch zog die Hose hoch, sah sich ängstlich um und sagte: „Ich weiß es wirklich nicht, Afanas Kirillowitsch. Nachts sind irgendwelche Truppen eingezogen. Wir werden schon sehen. Werden die Juden geplündert, so sind es Petljura-Leute. Und wenn es die ‚Genossen' sind, dann kann man das gleich an den Gesprächen merken. Da halte ich jetzt Ausschau, um zu erfahren, wessen Bild man heute aufhängen soll, damit es einem nicht so geht wie meinem Nachbarn Gerassim Leontjewitsch. Er hatte einmal nicht ganz genau nachgeschaut und hängte ein Bild von Lenin auf. Und ausgerechnet kommen da drei Leute von einer Petljura-Abteilung zu ihm ins Haus. Kaum haben sie das Bild gesehen, fallen sie auch schon über ihn her und ziehen ihm mit der Peitsche zwanzig über. ‚Wir werden dir Hundesohn, kommunistischem Luder das Fell schon gehörig gerben', sagten sie. Wie sehr er sich auch zu rechtfertigen suchte, wie sehr er auch schrie, es half ihm alles nichts."

Und wenn ein Trupp Bewaffneter die Straße entlangzog, schlossen die Spießer ängstlich ihre Fenster und verkrochen sich. Sicher ist sicher...!

Bei den Arbeitern rief jedoch die gelbblaue Fahne der Petljura-Räuber dumpfen Haß hervor. Machtlos, etwas gegen diese Welle wilden Chauvinismus zu unternehmen, atmeten sie nur dann auf, wenn die durchmarschierenden Roten nach hartem Ringen mit den von allen Seiten auf sie eindringenden Gelbblauen wie ein Keil ins Städtchen einbrachen. Ein, zwei Tage wehte die traute rote Fahne über dem Rathaus, aber der Truppenteil zog weiter, und wieder umhüllte Dämmerung die Stadt.

Zur Zeit war der Oberst Golub – der „Stolz und Ruhm" der Dneprdivision – Herr der Stadt.

Tags zuvor war seine Abteilung, zweitausend Halsabschneider stark, feierlich in die Stadt eingezogen. An der Spitze der Abteilung ritt auf einem feurigen Rappen der Pan Oberst. Trotz der warmen Aprilsonne trug er einen kaukasischen Filzumhang, eine Saporoger Lammfellmütze mit himbeerfarbenem Deckel und einen Tscherkessenrock mit der dazugehörigen Ausrüstung: Dolch und Säbel mit ziseliertem Silber.

Ein schöner Mann ist dieser Oberst Golub: große schwarze Augenbrauen, das Gesicht bleich, mit einem leichten gelblichen Schimmer – der Spur zahlloser Saufgelage. Im Mund hat er eine Pfeife. Vor der Revolution war der



Pan Oberst auf den Plantagen einer Zuckerfabrik als Inspektor tätig gewesen; es war aber ein eintöniges Leben, nicht zu vergleichen mit dem eines Atamans. Und so war denn der Inspektor aus dem Schlamm, der das Land überschwemmte, als Pan Oberst Golub aufgetaucht.

Zu Ehren der Ankömmlinge wurde in dem einzigen Theater des Städtchens eine prunkvolle Feier veranstaltet. Es erschien die ganze „Blüte" der Petljura-Intelligenz: ukrainische Lehrer, die beiden Popentöchter – die

ältere, die schöne Anja, und die jüngere, Dina –, auf den Hund gekommene Pans, ehemalige Angestellte des Grafen Potocki, dazu eine beträchtliche Menge Kleinbürger, die sich „freie Kosakenschaft" nannten – Nachläufer der ukrainischen Sozialrevolutionäre.

Das Theater war brechend voll. Die in grellbunte, blumengestickte ukrainische Nationaltrachten gekleideten, mit unzähligen bunten Bändern und Glasperlenschnüren geschmückten Lehrerinnen, Popentöchter und Kleinbürgerinnen waren von einem ganzen Haufen sporenklirrender Militärs umringt, die an ein Gemälde aus der alten Saporoger Zeit erinnerten.

Das Regimentsorchester dröhnte. Auf der Bühne war man fieberhaft mit den Vorbereitungen zu der Aufführung des Schauspiels „Nasar Stodolja" beschäftigt.

Es gab kein elektrisches Licht. Man meldete das dem Pan Oberst im Stab. Er war gerade im Begriff, die Feier durch seine persönliche Anwesenheit zu ehren. Als er den Bericht seines Adjutanten, des Kosakenfähnrichs Paljanyza (so nannte sich jetzt der ehemalige zaristische Unterleutnant Poljanzew), angehört hatte, warf er lässig, aber gebieterisch hin:

„Das elektrische Licht hat zu brennen. Verreck meinetwegen, aber schaff einen Monteur her und laß das Elektrizitätswerk schleunigst in Gang setzen."

„Zu Befehl, Pan Oberst."

Der Fähnrich Paljanyza brauchte nicht zu verrecken, er schaffte einen Monteur herbei.

Nach einer Stunde wurde Pawel von zwei Petljura-Leuten ins Elektrizitätswerk gebracht. Dazu holte man noch einen Monteur und einen Maschinisten.

Paljanyza erklärte kurz und bündig:

„Wenn bis um sieben Uhr kein Licht brennt, baumelt ihr alle drei da oben!" Er deutete mit der Hand auf eine eiserne Stange.

Dieser kurz formulierte Befehl verfehlte nicht seine Wirkung. Zur festgesetzten Zeit brannte das Licht.

Die Feier war schon in bestem Gang, als der Pan Oberst in Begleitung seiner Freundin – eines vollbusigen Mädchens mit strohgelbem Haar, der Tochter des Gastwirts, in dessen Haus er Quartier genommen hatte – das Theater betrat.

Der reiche Gastwirt konnte es sich erlauben, seine Tochter das Gymnasium der Gouvernementsstadt besuchen zu lassen.

Nachdem sich der Pan Oberst auf dem Ehrenplatz dicht an der Rampe niedergelassen hatte, gab er das Zeichen zum Beginn. Im gleichen Augenblick teilte sich auch schon der Vorhang. Vor den Augen der Zuschauer tauchte der Rücken des davoneilenden Regisseurs auf.

Während der Vorstellung pumpten sich die Offiziere in Gesellschaft ihrer Damen am Büfett ordentlich mit Selbstgebranntem voll, den der allgegenwärtige Paljanyza besorgt hatte, und sprachen eifrigst den reichhaltigen Leckerbissen zu, die in der Stadt requiriert worden waren. Gegen Ende der Aufführung hatten alle schon einen gehörigen Schwips.

Paljanyza sprang dann auf die Bühne und verkündete theatralisch:

„Meine verehrten Herrschaften, wir werden jetzt mit dem Tanz beginnen."

Im Saal wurde Beifall geklatscht. Alle begaben sich auf den Hof, damit die Petljura-Soldaten, die für diesen Abend zur Bewachung des Theaters mobilisiert worden waren, die Stühle wegbringen konnten und so Platz zum Tanzen geschafft wurde.

Eine halbe Stunde später ging es im Theater hoch her. Die stark angeheiterten Petljura-Offiziere tanzten wie toll einen ukrainischen Hopak mit den vor Hitze stark geröteten Stadtschönen, und das Stampfen der schweren Stiefel ließ die Wände des altersschwachen Theaters erzittern.

Um diese Zeit näherte sich aus der Richtung, in der die Mühle stand, eine bewaffnete Abteilung Berittener dem Städtchen.

Die am Ortseingang postierte, mit Maschinengewehren versehene Petljura-Wache bemerkte die herankommenden Reiter, wurde unruhig und machte die Maschinengewehre schußbereit. Die Verschlüsse knackten, dann wurde die nächtliche Stille durch einen schrillen Ruf unterbrochen: „Halt! Wer da?"

Aus der Dunkelheit lösten sich zwei Gestalten; eine von ihnen ritt auf die Wache zu und brüllte mit lautem, versoffenem Baß:

„Ich bin der Ataman Pawljuk mit meiner Abteilung. Und wer seid ihr? Golub-Leute?"

„Jawohl", antwortete der vortretende Offizier.

„Wo kann ich meine Abteilung unterbringen?" fragte Pawljuk.

„Ich werde mich gleich telefonisch beim Stab erkundigen", antwortete der Offizier und verschwand in einem kleinen, am Wege stehenden Haus.

Nach einer Minute erschien er wieder und befahl:





„Los, Jungens, weg mit dem Maschinengewehr von der Straße! Gebt dem Pan Ataman den Weg frei."

Pawljuk zog die Zügel an und machte vor dem hell erleuchteten Theater halt, wo die Lustbarkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte.

„Aha, da geht's ja fröhlich her", sagte er zu dem neben ihm reitenden Kosakenhauptmann. „Laßt uns absteigen, Gukmatsch, wir kommen gerade recht. Suchen wir uns die passenden Weiber aus. Die gibt's hier wie Sand am Meer. – He, Staleshko", schrie er, „mach Quartier für die Jungens! Wir

bleiben hier. Die Wache geht mit mir." Und er stieg schwerfällig vom Pferde.

Am Theatereingang wurde Pawljuk von zwei bewaffneten Petljura-Soldaten angehalten.

„Ihre Eintrittskarte?"

Pawljuk streifte die beiden jedoch nur mit einem verächtlichen Blick und schob den einen mit der Schulter beiseite. So folgten ihm etwa zwölf Leute seiner Abteilung. Ihre Pferde hatten sie am Gartenzaun festgebunden.

Die Neuankömmlinge erregten sofort allgemeine Aufmerksamkeit. Besonders fiel die riesige Gestalt Pawljuks auf, der einen Offiziersrock aus gutem Tuch, blaue Gardehosen und eine zottige Pelzmütze trug. Über der Schulter hatte er an einem Riemen eine Mauserpistole hängen, und aus der Tasche lugte eine Handgranate hervor.

„Wer ist das?" flüsterten die Leute, die um den Tanzboden herumstanden, wo sich Golubs Adjutant gerade stürmisch mit der älteren Popentochter im Kreis drehte. Ihre fliegenden Röcke enthüllten den begeisterten Kriegern die seidenen Höschen der außer Rand und Band geratenen Tochter des Geistlichen.

Pawljuk bahnte sich mit den Schultern seinen Weg durch die Menge und trat in den Kreis.

Lüsternen Blicks schaute er auf die Beine der Popentochter, feuchtete die trockenen Lippen mit der Zunge an und schritt mitten durch die Tanzenden auf das Orchester zu. Er stellte sich vor die Rampe und ließ seine geflochtene Lederpeitsche knallen. „Einen feurigen Hopak, los!"

Der Dirigent des Orchesters schenkte ihm keine Beachtung. Da holte Pawljuk heftig mit der Peitsche aus und ließ sie auf den Rücken des Dirigenten sausen. Dieser sprang auf wie von einer Tarantel gestochen.

Die Musik brach jäh ab. Im Saal trat augenblicklich Stille ein.

„So eine Frechheit!" brauste die Gastwirtstochter auf. „Das darfst du auf keinen Fall dulden." Erregt drückte sie den Arm Golubs.

Golub erhob sich schwerfällig von seinem Sitz, stieß mit dem Fuß einen vor ihm stehenden Stuhl um, ging drei Schritte auf Pawljuk zu und blieb dicht vor ihm stehen. Er hatte Pawljuk sofort erkannt. Mit diesem Konkurrenten um die Macht im Bezirk hatte er noch alte Rechnungen zu begleichen.

Erst vor einer Woche hatte Pawljuk dem Pan Oberst auf gemeinste Weise ein Bein gestellt.

Mitten im heftigsten Kampf mit einem roten Regiment, das die Golub-Leute nicht zum erstenmal in die Enge trieb, war Pawljuk, anstatt die Bolschewiki von hinten anzugreifen, in eine kleine Ortschaft eingebrochen, hatte die schwachen Posten der Roten überrannt und ringsum Sperren gestellt, um dann im Ort eine Plünderung vorzunehmen, die alle bisher erlebten übertraf. Natürlich war diese Aktion, wie sich das für einen echten Petljura-Mann gehörte, gegen die jüdische Bevölkerung gerichtet gewesen.

Währenddessen hatten aber die Roten den rechten Flügel der Golub-Leute zusammengehauen und waren verschwunden.

Und jetzt dringt der freche Rittmeister hier ein und wagt es, in Anwesenheit des Pan Oberst dessen Kapellmeister zu schlagen. Das konnte er keinesfalls dulden. Golub verstand sehr wohl, daß es mit seiner Autorität im Regiment aus sein würde, wenn er nicht augenblicklich diesen übergeschnappten Ataman in die Schranken wiese.

Einige Sekunden lang standen sie sich Auge in Auge schweigend gegenüber.

Golub, der mit der einen Hand den Säbelgriff preßte und mit der anderen nach der Pistole in seiner Tasche griff, fuhr ihn an:

„Was unterstehst du dich, meine Leute zu schlagen, du Schuft?"

Langsam griff auch Pawljuks Hand nach der Pistolentasche.

„Sachte, Pan Golub, sachte, sonst könnten Sie was abkriegen. Treten Sie mir nicht auf mein Lieblingshühnerauge, ich könnte vielleicht noch beleidigt sein."

Diese höhnischen Worte waren für Golubs Geduld zuviel.

„Packt sie, schmeißt sie aus dem Theater, und zieht jedem noch fünfundzwanzig Ordentliche über!" schrie er.

Von allen Seiten warfen sich die Offiziere wie eine Koppel Jagdhunde auf die Pawljuk-Leute.

Ein Schuß knallte, gleich einer zu Boden geworfenen Glühbirne. Im Saal entstand ein Gedränge und ein Durcheinander, als wären zwei Rudel Hunde aufeinander losgelassen. Blindlings schlugen die Gegner mit den Säbeln aufeinander los, packten den erstbesten beim Schopf oder direkt an der Gurgel. Die zu Tode erschrockenen Frauen kreischten laut auf und drängten von den Raufenden weg.

In wenigen Minuten waren die Pawljuk-Leute entwaffnet, verprügelt, in den Hof hinausgeschleppt und auf die Straße gesetzt.

Pawljuk hatte bei der Schlägerei seine Pelzmütze eingebüßt, man hatte ihm das Gesicht blutig geschlagen und ihn entwaffnet – er raste vor Wut. Er schwang sich aufs Pferd und sprengte mit seiner Abteilung von dannen.

Der Abend war gestört. Keinem kam es in den Sinn, sich nach diesen Vorgängen noch zu amüsieren. Die Frauen weigerten sich zu tanzen und verlangten, daß man sie nach Hause begleite; aber Golub zeigte sich bockbeinig.

„Niemand wird aus dem Saal hinausgelassen! Stellt Posten auf!"

Paljanyza beeilte sich, dem Befehl nachzukommen.

Auf die zahlreichen Proteste antwortete Golub eigensinnig:

„Es wird weitergefeiert bis zum Morgen, meine Damen und Herren. Ich werde selbst den ersten Walzer tanzen."

Abermals setzte die Musik ein, doch zu einem vergnügten Fest sollte es nicht mehr kommen.

Kaum hatte der Oberst eine Runde mit der Popentochter getanzt, als die Posten zur Tür hereinstürmten mit den Rufen:

„Die Pawljuk-Leute umzingeln das Theater."

Das nach der Straße gelegene Fenster neben der Bühne zersprang klirrend. Im Fensterrahmen erschien die Fratze eines plumpmäuligen Maschinengewehrs. Dumm wandte sie sich hin und her, nach den aufgescheuchten Gestalten schnüffelnd, und alle stürzten, als hätten sie den Teufel in eigener Person gesehen, in die Mitte des Saales.

Paljanyza schoß nach der tausendkerzigen Birne an der Decke, diese platzte wie eine Bombe und überschüttete die Anwesenden mit einem Regen feiner Glassplitter.

Tiefe Finsternis. Von der Straße her hörte man schreien: „Alles auf den Hof hinaus!", und es folgte ein wüstes Geschimpfe.

Das tolle, hysterische Gekreisch der Frauen, die wütenden Befehle des im Saal herumrennenden Golub, der versuchte, die kopflos gewordenen Offiziere um sich zu sammeln, die Schüsse und Rufe auf dem Hof – all dies verschmolz zu unglaublichem Lärm. Niemand hatte bemerkt, wie Paljanyza aalglatt durch eine Hintertür auf die Nebenstraße hinausgeschlüpft war und zum Stab Golubs rannte.

Nach einer halben Stunde tobte in der Stadt ein regelrechtes Gefecht. Die nächtliche Stille wurde durch ununterbrochenes Gewehrknattern zerfetzt, unterstützt von dem Rattern der Maschinengewehre. Die völlig aus dem Häuschen geratenen Spießbürger sprangen aus ihren Federbetten und starrten zu den Fenstern hinaus.

Allmählich hörte die Schießerei auf. Nur am Rand der Stadt war noch hin und wieder das kurze Gebell eines Maschinengewehrs zu hören.

Der Kampf ließ nach. Der Morgen dämmerte schon ...

Gerüchte über einen Pogrom gingen um in der Stadt. Sie gelangten auch in die niedrigen jüdischen Häuschen mit den schiefen Fenstern, die wie angeklebt am schmutzigen Flußabhang hockten. In diesen Schachteln, die sich Häuser nannten, kampierte in unglaublicher Enge die jüdische Armut.

In der Druckerei, in der Serjosha Brusshak bereits das zweite Jahr arbeitete, waren Setzer und Hilfsarbeiter Juden. Serjosha lebte mit ihnen in bestem Einvernehmen. Alle hielten kameradschaftlich wie eine Familie gegen den Unternehmer, den dicken, selbstzufriedenen Herrn Blumstein, zusammen. Zwischen ihm und den Druckereiarbeitern spielte sich ununterbrochen ein zäher Kampf ab. Blumstein war bestrebt, das Letzte aus den Leuten herauszupressen und die Löhne möglichst zu drücken. Deshalb waren die Kollegen wiederholt in den Streik getreten und hatten die Druckerei zwei, drei Wochen stillgelegt. Es waren dort insgesamt vierzehn Mann beschäftigt. Serjosha war der jüngste, zwölf Stunden lang drehte er täglich das Rad der Druckpresse.

Heute fiel Serjosha die besondere Unruhe unter den Arbeitern auf. In den letzten stürmischen Monaten hatte der Betrieb nur immer von Fall zu Fall Aufträge erhalten. Man druckte die Aufrufe des Hauptatamans.

Der schwindsüchtige Setzer Mendel rief Serjosha in eine Ecke.

Er schaute ihn mit seinen traurigen Augen an und sagte:

„Weißt du, daß es in der Stadt zu Pogromen kommen wird?"

Serjosha blickte erstaunt auf.

„Nein, davon weiß ich nichts."

Mendel legte seine knochige gelbe Hand auf Serjoshas Schulter und sagte in väterlich vertraulichem Ton: „Es wird ganz bestimmt dazu kommen. Das ist klar. Sie werden die Juden umbringen. Ich frage dich: Willst du deinen Kollegen in der Not beistehen oder nicht?"

„Natürlich will ich das, wenn ich nur kann. Mendel, sag mir, was ich tun soll."

Die Setzer lauschten dem Gespräch.

„Du bist ein feiner Kerl, Serjosha, wir vertrauen dir. Dein Vater ist ja auch Arbeiter. Lauf sofort nach Haus und sprich mit deinem Vater, frag ihn, ob er bereit ist, einige alte Leute und Frauen bei sich zu verstecken. Wir werden dann vorher ausmachen, wen wir bei euch unterbringen. Berate dich dann noch mit den Deinen, bei wem man noch Leute verbergen kann. Vorläufig lassen ja diese Banditen die Russen in Ruhe. Lauf schnell, Serjosha, jede Minute ist kostbar."

„Gut, Mendel, kannst auf mich rechnen. Ich renne sofort zu Pawka und Klimka. Sie werden auch bestimmt jemanden aufnehmen."

„Wart einen Augenblick", sagte Mendel beunruhigt und hielt den schon aufbrechenden Serjosha zurück. „Wer ist das – Pawka und Klimka? Kennst du die beiden gut?"

„Das sind meine Freunde; der Bruder von Pawka Kortschagin ist Schlosser."

„Ah, Kortschagin", meinte Mendel beruhigt, „den kenne ich. Ich habe mal zusammen mit ihm in einem Haus gewohnt. Dem kann man vertrauen. Geh, Serjosha, und bring uns bald Bescheid."

Serjosha rannte los. –

Die Pogrome nahmen am dritten Tag nach dem Gefecht zwischen den Pawljuk-Leuten und der Golub-Abteilung ihren Anfang.

Der geschlagene und aus der Stadt vertriebene Pawljuk hatte sich mit seinen Leuten zurückgezogen und die Nachbarortschaft besetzt. Bei dem nächtlichen Kampf hatte er zwei Dutzend Mann verloren. Ebensogroß war der Verlust der Golub-Abteilung.

Die Toten wurden eiligst auf den Friedhof gebracht und noch am selben Tag ohne besondere Feierlichkeiten beerdigt, denn man hatte da keinen Grund, viel Aufhebens zu machen. Zwei Atamane waren einander wie toll gewordene Hunde an die Gurgel gefahren. Keine Ursache, das Begräbnis groß aufzuziehen. Paljanyza verlangte zwar Begräbnisfeierlichkeiten, wobei er die Pawljuk-Leute zu roten Banditen erklärt haben wollte, aber das Komitee der Sozialrevolutionäre, dem der Pope Wassili vorstand, war dagegen.

Der nächtliche Zusammenstoß hatte in Golubs Regiment Unzufriedenheit hervorgerufen, besonders unter der Hundertschaft der Leibwache Golubs, deren Verluste an Toten am größten waren. Um diese Unzufriedenheit zu beseitigen und die Stimmung zu heben, machte Paljanyza dem Obersten den Vorschlag, „das Leben zu erleichtern", wie er höhnisch die Veranstaltung eines Pogroms nannte. Er berief sich auf die in der Abteilung herrschende schlechte Stimmung und suchte so Golub die Notwendigkeit eines Pogroms zu beweisen. Angesichts der bedrohlichen Lage gab der Oberst, der anfangs nicht gewillt gewesen war, vor seiner Hochzeit mit der Gastwirtstochter die Ruhe in der Stadt zu stören, schließlich seine Zustimmung.

Die geplante Aktion kam dem Herrn Oberst auch wegen seines Eintritts in die Partei der Sozialrevolutionäre ein wenig ungelegen. Auch könnten seine Feinde noch unliebsames Gerede über ihn verbreiten, daß er, Golub,

ein Pogromanstifter sei, und bestimmt würden sie ihn beim Hauptataman anschwärzen. Einstweilen jedoch war Golub nur sehr wenig vom Hauptataman abhängig, er versorgte sich mit seiner Bande auf eigene Rechnung und Gefahr. Außerdem wußte der Hauptataman nur zu gut, was für Gelichter in seinem Dienst stand, und er hatte auch selbst mehr als einmal die Bedürfnisse des Direktoriums aus sogenannten „Requisitionen" befriedigt. Was übrigens Golubs Ruf als Pogromanstifter betraf, so war dieser schon seit langem solide genug begründet; da gab es nicht mehr viel hinzuzufügen.

Die Plünderei begann am frühen Morgen.

Das Städtchen lag noch im grauen Morgendunst.

Die einsamen, menschenleeren Straßen durchzogen gleich durchnäßten Leinenstreifen kreuz und quer die ungleichmäßig gebauten jüdischen Viertel. Die kleinen Fenster mit den blinden Scheiben waren verhängt und die Fensterläden fest verschlossen.

Äußerlich schienen die Viertel in tiefem Schlaf zu liegen. Drinnen in den Häuschen jedoch schlief keiner. Alles war angezogen, in Erwartung der kommenden Katastrophe. Dicht aneinandergedrängt saßen die Familien in einem der Stübchen. Nur die ganz kleinen Kinder, die von all dem, was um sie herum vorging, nichts verstanden, schliefen sorglos und ruhig in den Armen ihrer Mütter.

An diesem Morgen mußte sich Salomyga, der Chef der Golubschen Leibwache – ein schwarzhaariger Bursche mit einem Zigeunergesicht und einer graublauen, von einem Säbelhieb stammenden Narbe auf der Wange –, lange abmühen, bis er Golubs Adjutanten Paljanyza aus dem Schlaf reißen konnte.

Der Adjutant war noch nicht zu sich gekommen. Ein dummer Traum quälte ihn und ließ ihn nicht los. Ein buckliger Teufel mit scheußlich verzerrter Fratze hatte sich an seiner Kehle festgekrallt und ihm die ganze Nacht keine Ruhe gelassen. Als er schließlich den zum Zerspringen schmerzenden Kopf erhob, wurde ihm klar, daß Salomyga ihn weckte.

„Los, steh auf, verdammt noch mal!" Salomyga schüttelte ihn derb an der Schulter. „Es ist schon spät. Man muß endlich anfangen. Hast wohl zuviel gesoffen, was?"

Paljanyza schüttelte den Schlaf ab und setzte sich auf. Ein scharfes Sodbrennen plagte ihn, er spie bitteren Speichel aus. „Was ist denn los, womit sollen wir anfangen?" Verständnislos glotzte er Salomyga an.

„Was los ist? Wir wollen uns doch heute die Juden vornehmen. Hast du das etwa vergessen?"

Paljanyza entsann sich: Ach ja, richtig, das hatte er ganz vergessen. Gestern abend war auf dem Gutshof, auf den sich der Pan Oberst mit seiner Braut und einem Haufen Saufkumpanen zurückgezogen hatte, ein mächtiges Gelage abgehalten worden.

Golub hatte es nämlich vorgezogen, während des Pogroms die Stadt zu verlassen; so konnte er sagen, daß in seiner Abwesenheit ein Mißverständnis geschehen wäre, und Paljanyza würde die Sache schon deichseln. Oh, dieser Paljanyza war ein sehr erfahrener Fachmann, was die „Lebenserleichterung" betraf.

Paljanyza goß sich einen Eimer Wasser über den Kopf und konnte allmählich seine Gedanken sammeln. Bald lief er auch schon im Stab umher und erteilte verschiedene Befehle.

Die Leibwache war bereits aufgesessen. Um mögliche Komplikationen zu vermeiden, hatte der vorsorgliche Paljanyza Befehl erteilt, Wachen aufzustellen und somit die Wege aus der Arbeitersiedlung und vom Bahnhof in die Stadt zu versperren.

Im Garten des Leszczynskischen Hauses wurde ein Maschinengewehr aufgestellt, dessen Lauf auf die Landstraße gerichtet war.

Sollten die Arbeiter die Absicht haben, sich in die Sache einzumischen, so würde es Kugeln hageln.

Als alle Vorbereitungen beendet waren, schwangen sich der Adjutant und Salomyga aufs Pferd.

Im letzten Augenblick erinnerte sich Paljanyza:

„Halt, beinah hätte ich was vergessen. Her mit zwei Wagen. Wir wollen uns doch bemühen, Golub ein Hochzeitsgeschenk mitzubringen. Hahaha... Die erste Beute kriegt wie immer der Kommandeur, und das erste Weib, hahaha, das kriege ich, sein Adjutant. Hast du's verstanden, du dämlicher Trottel?"

Das bezog sich auf Salomyga.

Dieser funkelte ihn aus seinen gelblichen Augen an.

„Es wird schon für alle reichen."

Sie ritten auf der Chaussee, an der Spitze der Adjutant und Salomyga, hinter ihnen der ungeordnete Haufen der Hundertschaft.

Allmählich lichtete sich der Morgennebel. Vor einem zweistöckigen Haus mit dem verrosteten Aushängeschild „Galanteriewarenhandlung Fuchs" ließ Paljanyza das Pferd halten.

Seine feingliedrige graue Stute stampfte unruhig mit den Hufen aufs Pflaster.

„Nun, mit Gottes Hilfe, hier fangen wir an", sagte Paljanyza und saß ab.

„Los, Jungens, runter von den Pferden", wandte er sich an die Begleitmannschaft. „Gleich wird die Vorstellung beginnen. Herrschaften, haut aber niemandem den Schädel ein. Dazu ist später noch Zeit genug. Na, und die Weiber – wenn ihr nicht allzu scharf seid, haltet euch bis zum Abend zurück."

Einer der Leute fletschte die kräftigen Zähne und wandte ein:

„Aber wieso denn, Pan Fähnrich, vielleicht haben die selber Lust dazu?"

Wieherndes Gelächter ringsum. Paljanyza blickte den Sprecher begeistert an:

„Natürlich, wenn die selber Lust haben, dann los, das kann euch niemand verbieten."

Paljanyza ging zu der verschlossenen Ladentür und stieß heftig mit dem Fuß dagegen. Die starke Eichentür rührte sich nicht einmal.

Der Anfang mußte woanders gemacht werden. Der Adjutant bog um die Ecke und wandte sich, den Säbel in der Faust, zu der Haustür, die in die Räume des Geschäftsinhabers führte. Salomyga folgte ihm.

Die Hausbewohner hatten schon längst das Stampfen der Pferdehufe auf dem Pflaster vernommen. Als dann das Getrappel vor dem Laden verstummte und Stimmen durch die Wände zu hören waren, hatten sie ein Gefühl, als würde ihnen das Herz aus der Brust gerissen und der ganze Körper stürbe ihnen ab. Drei Menschen waren in dem Haus.

Der reiche Fuchs war schon am vorangegangenen Abend mit Frau und Töchtern aus der Stadt geflohen. Zu Hause gelassen hatte er das schüchterne und stille Dienstmädchen, die neunzehnjährige Riwa, die ihm Hab und Gut hüten sollte. Damit sie sich in der leeren Wohnung nicht fürchte, hatte er ihr geraten, ihre alten Eltern zu sich zu nehmen und bis zu seiner Rückkehr zu dritt in der Wohnung zu bleiben.

Der durchtriebene Kaufmann versuchte die nur schwach widerstrebende Riwa damit zu beruhigen, daß es vielleicht gar nicht zu einem Pogrom kommen würde – was sei schon bei den Armen zu holen? Und nach seiner Rückkehr würde er ihr Stoff für ein neues Kleid schenken.

Alle drei im Haus lauschten in qualvoller Hoffnung: Vielleicht reiten sie vorüber, vielleicht haben sie sich geirrt, vielleicht haben die da gar nicht vor ihrem Haus haltgemacht? Vielleicht ist alles nur eine Sinnestäuschung?

In dem Moment aber erdröhnte, wie um all ihre Hoffnung zunichte zu machen, ein dumpfer Schlag gegen die Ladentür.

Der alte schlohweiße Peisach, der mit kindlich erschrockenen blauen Augen an der Tür stand, die in den Laden führte, murmelte ein Gebet. Mit der ganzen Leidenschaft eines überzeugten Fanatikers flehte er den allmächtigen Jehova um Rettung an. Während er inständig um Abwendung des Unglücks von diesem Haus betete, vernahm die neben ihm stehende Alte durch das Gemurmel seiner Gebete nicht sogleich den Lärm der sich nähernden Schritte.

Riwa versteckte sich in dem entferntesten Zimmer hinter einem großen Eichenbüfett.

Ein dröhnender, grober Stoß gegen die Tür ließ die beiden Alten krampfhaft zusammenfahren.

„Aufmachen!“ Es folgte ein zweiter Stoß, noch derber als der erste, und das Fluchen wütender Stimmen.

Aber sie waren nicht imstande, die Hand zu heben und den Riegel beiseite zu schieben.

Von außen wurde mit Gewehrkolben gegen die Tür gestoßen. Sie geriet aus den Fugen und gab krachend nach.

Das Haus füllte sich mit Bewaffneten, die sofort alle Winkel durchstöberten. Ein Stoß mit dem Gewehrkolben brach die von der Wohnung in den Laden führende Tür auf. Die Eindringlinge gingen hinein und schoben sogleich die Riegel der Außentür zurück.

Jetzt begann die Plünderei.

Als die Fuhren vollauf mit Stoffen, Schuhen und anderer Beute beladen waren, schaffte Salomyga alles in Golubs Wohnung. Bei seiner Rückkehr ins Haus hörte er einen verzweifelten Aufschrei.

Paljanyza hatte seinen Leuten die weitere Plünderung des Ladens überlassen und war ins Zimmer gegangen. Er musterte die drei dort mit seinen grünlichen Luchsaugen und sagte, zu den Alten gewandt:

„Schert euch weg!“

Weder der Vater noch die Mutter rührten sich.

Paljanyza trat auf sie zu und zog langsam den Säbel aus der Scheide.

„Mutter!“ schrie die Tochter mit durchdringender Stimme.

Dies war der Schrei, den Salomyga vernommen hatte.

Paljanyza wandte sich an seine herbeigeeilten Kumpane und befahl kurz, auf die Alten weisend:

„Schmeißt die raus!“ Und als diese mit Gewalt aus der Tür gedrängt waren, sagte Paljanyza zu dem hinzugekommenen Salomyga:

„Bleib eine Weile vor der Tür stehen – ich werde einige Worte mit dem Mädel reden.“

Als der alte Peisach einen Schrei hörte und zur Tür stürzte, traf ihn ein schwerer Schlag gegen die Brust und schleuderte ihn an die Wand. Dem Alten verging vor Schmerz der Atem. Aber da warf sich die sonst immer so schüchterne alte Toiba wie eine Wölfin auf Salomyga:

„Was tun Sie, was tun Sie! Lassen Sie mich durch!“

Sie stürzte zur Tür, und Salomyga war nicht imstande, ihre krampfhaft in seinen Überrock gekrallten Greisenfinger zu lösen.

Der wieder zur Besinnung gekommene Peisach eilte ihr zu Hilfe:

„Lassen Sie, lassen Sie uns durch! Oh, meine Tochter!“

Mit vereinten Kräften schoben sie Salomyga von der Tür weg. Wütend riß dieser seine Pistole heraus und versetzte dem Alten mit dem Griff einen Schlag auf den ergrauten Kopf. Lautlos stürzte Peisach zusammen.

Aus dem Zimmer aber drangen Riwas gellende Schreie.

Als Toiba, die ihrer Sinne nicht mehr mächtig war, hinausgeschleppt wurde, hallten ihre unmenschlichen Schreie und Hilferufe über die ganze Straße.

Im Haus war es still geworden.

Als Paljanyza das Zimmer verließ, sagte er, ohne Salomyga anzusehen, der schon nach der Türklinke griff:

„Geh nicht rein – mit der ist’s aus. Ich hab’ sie ein bißchen mit dem Kissen zugedeckt.“ Er schritt über den Leichnam des alten Peisach hinweg und trat in eine dicke dunkle Flüssigkeit.

„Hm, das war kein guter Anfang“, bemerkte er, als er auf die Straße hinausging.

Schweigend folgten ihm die übrigen. Ihre Füße ließen blutige Spuren auf Fußboden und Stufen zurück.

In der Stadt war bereits die Hölle los. Es kam zu einem kurzen Handgemenge unter den Plünderern, die sich über die Verteilung der Beute nicht einig werden konnten. Hier und da wurden Säbel gezückt, und fast überall kam es zu wüsten Schlägereien.

Aus einer Kneipe wurden große eichene Fässer aufs Straßenpflaster gerollt.

Dann ging’s von Haus zu Haus.

Niemand setzte sich zur Wehr. Die Räuber rannten durch die winzigen Zimmerchen, durchstöberten hastig alle Winkel und verließen dann, mit allen möglichen Gegenständen beladen, die Häuser, in denen außer Haufen von Lumpen und herumwirbelnden Federn aus dem Bettzeug nichts geblieben war. Der erste Tag zählte nur zwei Todesopfer: Riwa und ihren Vater. In der Nacht jedoch sollten noch grauenhaftere Verbrechen geschehen.

Am Abend war die gesamte bunt zusammengewürfelte Schakalmeute bis zur Besinnungslosigkeit besoffen. In dieser Verfassung erwartete die vom Rausch schon ganz vertierte Petljura-Bande den Anbruch der Nacht.



Die Nacht ließ ihnen völlig freie Hand. In der undurchdringlichen Finsternis gehen Mord und Totschlag leichter vonstatten. Sogar Schakale ziehen die Nacht bei ihren Raubzügen vor, auch sie fallen nur die bereits dem Tode Geweihten an.

Keiner wird sein Leben lang diese entsetzlichen zwei Nächte und drei Tage vergessen. Wie viele Menschen wurden zu Krüppeln geschlagen oder vernichtet, wie viele junge Köpfe ergrauten in jenen blutigen Stunden, wie viele Tränen wurden vergossen! Und wer weiß, ob jene glücklicher waren, die am Leben blieben – mit leerem Herzen, unmenschlich gepeinigt von der untilgbaren Schmach, voll von unsagbarem Kummer, dem Kummer um die



erschlagenen Angehörigen. Teilnahmslos lagen junge Mädchenkörper in den Gäßchen, die Hände krampfhaft verschränkt, geschändet, gefoltert, mit verrenkten Gliedmaßen, apathisch gegenüber allem, was vor sich ging.

Und nur ganz unten am Fluß, in dem Häuschen des Schmiedes Naum, stießen die Schakale, als sie seine junge Frau Sara überfielen, auf den erbittertsten Widerstand. Der athletische Schmied, in der Kraft seiner vierundzwanzig Jahre, mit den stahlharten Muskeln des geübten Hammerschlägers, wollte seine Gefährtin unter keinen Umständen hergeben.

In dem kleinen Haus kam es zu einem kurzen, aber erbitterten Gefecht, wobei zwei Petljura-Köpfe wie faule Melonen zersprangen. Schrecklich in dem Zorn eines dem Tode Geweihten, verteidigte der Schmied wütend zwei junge Leben, und lange noch knatterten die Schüsse am Fluß, wohin die Golub-Leuten gelaufen waren, als sie Gefahr witterten. Nachdem Naum alle Patronen verschossen hatte, opferte er die letzte Kugel seinem Weib Sara und warf sich selbst mit gefälltem Bajonett dem Tod entgegen. Von vielen Kugeln durchlöchert, sank sein schwerer Körper auf die erste Stufe der Treppe nieder.

In dem Städtchen tauchten, die wohlgenährten Pferde vor den Wagen gespannt, Großbauern aus den umliegenden Dörfern auf und beluden ihre Fuhrwerke mit allem, was ihr Gefallen erregte. Von ihren Söhnen und Verwandten aus der Golub-Abteilung begleitet, fuhren sie eilig zwei-, dreimal zwischen Dorf und Stadt hin und zurück.

Als Serjosha Brusshak, der gemeinsam mit seinem Vater die Hälfte seiner Kollegen aus der Druckerei im Keller und auf dem Boden verborgen hatte, durch den Gemüsegarten auf sein Häuschen zuging, erblickte er auf der Chaussee einen flüchtenden Mann.

Die Arme schwenkend, in einem langschößigen, geflickten Überrock, ohne Mütze, rannte dort keuchend ein alter Jude, mit totenbleichem Gesicht, gejagt von einem Petljura-Mann auf einem grauen Pferd, der gerade zum Schlag ausholen wollte. Als der Alte das Pferd dicht hinter sich hörte, machte er eine Handbewegung, als wollte er sich vor dem drohenden Hieb schützen. Serjosha lief auf die Chaussee, sprang schützend vor den Alten und warf sich dem Pferd entgegen:

„Untersteh dich, du Bandit, du Hund!"

Der Berittene, der gar nicht daran dachte, den Säbelhieb aufzuhalten, ließ die flache Klinge auf den weißblonden Kopf des Jungen niedersausen.

FÜNFTES KAPITEL

Die Roten bedrängten hartnäckig die Truppen des Hauptatamans Petljura. Golubs Regiment wurde an die Front beordert. In der Stadt blieben nur ein schwacher Etappenverband und die Kommandantur zurück.

Die Menschen atmeten ein wenig auf.

Die jüdische Bevölkerung benutzte die augenblickliche Ruhe, um ihre Toten zu begraben. In den vielen Häuschen der jüdischen Stadtviertel erwachte wieder das Leben.

An den stillen Abenden konnte man dumpfes Gedröhn vernehmen. Irgendwo in der Nähe wurde gekämpft.

Die Eisenbahner verließen die Bahnstation und begaben sich auf Arbeitssuche in die umliegenden Dörfer.

Das Gymnasium war geschlossen.

Über das Städtchen wurde der Belagerungszustand verhängt.

Es war eine unfreundliche, finstere Nacht – eine von jenen Nächten, in denen sogar erweiterte Pupillen die Dunkelheit nicht zu durchdringen vermögen, eine Nacht, in der sich Menschen nur blindlings tastend vorwärts bewegen und riskieren, bei jedem Schritt kopfüber in einen Graben zu stürzen.

In solchen Nächten sollte man lieber schön zu Hause bleiben und nicht unnötig Licht brennen, sagen sich die Spießer. Es könnte sonst ein unerwünschter Gast angelockt werden. Am besten ist's, man sitzt im Dunkeln, das ist sicherer. Es gibt Menschen, die stets von Unruhe getrieben werden. Mögen die umherlaufen, den Spießbürger geht das nichts an. Er selbst wird sein Haus nicht verlassen. Da kann man ganz unbesorgt sein.

In einer solchen Nacht hastete ein Mann durch die Straßen.

Vor dem Haus der Kortschagin blieb er stehen. Behutsam klopfte er ans Fenster. Als keine Antwort erfolgte, klopfte er zum zweitenmal, stärker und nachdrücklicher.

Pawel träumte: Ein rätselhaftes Wesen, das keine Ähnlichkeit mit einem Menschen hat, richtet den Lauf eines Maschinengewehrs auf ihn; er will fliehen, weiß jedoch nicht, wohin, und das Maschinengewehr bellt immer schrecklicher.

Die Fensterscheiben klirrten von dem hartnäckigen Klopfen.

Pawel sprang aus dem Bett und trat ans Fenster. Vergebens bemühte er sich festzustellen, wer da klopfte. Außer einer dunklen, undeutlichen Silhouette konnte er nichts erkennen.

Er war allein zu Haus. Die Mutter war zu der ältesten Tochter gefahren, deren Mann in einer Zuckerfabrik als Maschinist angestellt war, und Artjom arbeitete im Nachbardorf als Schmied, verdiente sich so seinen Lebensunterhalt.

Der da klopfte, konnte nur Artjom sein.

Pawel entschloß sich, das Fenster zu öffnen.

„Wer ist da?" rief er in die Finsternis hinaus.

Jemand trat dicht ans Fenster, und eine rauhe, gedämpfte Baßstimme erwiderte: „Ich bin's – Shuchrai."

Zwei Hände lagen auf dem Fenstersims. Fjodors Kopf tauchte auf.

„Ich möchte bei dir übernachten. Nimmst du mich auf, Pawluscha?" flüsterte er.

„Aber natürlich", antwortete Pawel herzlich. „Was gibt's da lange zu reden? Klettere gleich durchs Fenster rein."

Fjodors schwere Gestalt drängte sich durch die Fensteröffnung.

Als Shuchrai hinter sich zugemacht hatte, ging er nicht sofort vom Fenster weg.

Er stand und lauschte, und als der Mond aus den Wolken hervortrat und man die Straße sehen konnte, musterte er sie aufmerksam. Dann wandte er sich an Pawel.

„Aber werden wir deine Mutter nicht wecken? Sie schläft doch sicherlich."

Pawel antwortete, außer ihm sei niemand zu Haus. Darauf fühlte sich der Matrose gleich ein wenig freier und sagte etwas lauter:

„Diese Schinder sind hinter mir her. Sie möchten mit mir wegen der letzten Affäre auf der Station abrechnen. Wenn die Arbeiter besser zu-



sammenhalten würden, hätten wir den Grauröcken während des Pogroms schon den richtigen Empfang bereiten können. Aber, verstehst du, die Leute können sich noch immer nicht zum Kampf entschließen. So ist die Sache in die Brüche gegangen. Jetzt sind sie hinter mir her. Zweimal haben sie schon Jagd auf mich gemacht. Heute wär' ich ihnen um ein Haar in die Arme gelaufen. Ich komme da, weißt du, nach Haus, natürlich vom Hinterhof her, und bleib' am Schuppen stehen. Schau' mich vorsichtig um, und da bemerke ich einen im Garten, dicht an einen Baum gedrückt, aber ich hab' gleich das Bajonett gesehen. Natürlich hab' ich mich aus dem Staub gemacht. So bin ich zu dir gekommen. Hier, mein Freund, möchte ich ein paar Tage vor Anker liegen. Du hast nichts dagegen? – Ausgezeichnet!"

Shuchrai zog schnaufend die schmutzstarrenden Stiefel aus.

Pawel freute sich über Shuchrais Erscheinen. In letzter Zeit stand das Elektrizitätswerk still, und Pawel langweilte sich allein in der leeren Wohnung.

Sie legten sich schlafen. Pawel schlief sofort ein, Fjodor rauchte noch lange. Dann erhob er sich vom Bett und trat barfuß, wie er war, leise ans Fenster. Lange schaute er auf die Straße. Als er sich wieder niedergelegt hatte, schlief er, von Müdigkeit überwältigt, sofort ein. Seine Hand lag unter dem Kissen auf dem schweren Colt und erwärmte ihn. –

Shuchrais plötzliches Auftauchen in der Nacht und das gemeinsame Leben, das Pawel und er acht Tage lang miteinander führten, war für den jungen Heizer von großer Bedeutung. Er erfuhr zum erstenmal in seinem Leben von dem Matrosen so viel Erregendes, Wichtiges und Neues, und diese Tage sollten für ihn entscheidend werden.

Der Matrose, dem von allen Seiten aufgelauert wurde und der sich jetzt so gut wie in einer Mausefalle befand, benutzte die unfreiwilligen Mußestunden, um das ganze Feuer seines Zorns und seines lodernden Hasses gegen die „Gelbblauen", die Würger und Unterdrücker des ganzen Gebiets, dem gierig lauschenden Pawel zu übermitteln.

Shuchrai sprach immer klar, treffend, verständlich und mit einfachen Worten. Ungelöste Probleme gab es für ihn nicht. Der Matrose wußte genau, welchen Weg er zu gehen hatte, und Pawel begann zu begreifen, daß dieser ganze Knäuel verschiedener Parteien mit den wohltönenden Namen – Sozialrevolutionäre, Menschewiki, Polnische Sozialistische Partei –, daß das alles erbitterte Feinde der Arbeiter waren und daß es nur eine einzige revolutionäre, unerschütterliche Partei gab, die gegen alle Reichen ankämpfte – die Partei der Bolschewiki.

Früher hatte sich Pawel vergebens bemüht, sich in all diesen Fragen zurechtzufinden.

Und dieser große, starke Mann, ein überzeugter Bolschewik, dieser baltische Matrose Fjodor Shuchrai, um dessen Nase so mancher Seesturm gepfiffen hatte und der seit 1915 Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (Bolschewiki) war, zeigte ihm nun die unerbittliche Wahrheit des Lebens, ihm, dem jungen Heizer, der mit begeisterten Augen zu Shuchrai aufblickte.

„Ja, Pawka, als Junge war ich auch so einer wie du", sagte er. „Ich wußte nicht, wohin mit meinen Kräften. Meine unbändige Natur suchte alle Fesseln zu sprengen. Wir hatten ein Hungerleiderleben, und wenn man sich da die satten, fein herausgeputzten Herrensöhnchen anschaute, packte einen die Wut. So manches Mal habe ich sie erbarmungslos zusammengehauen. Aber dabei kam nichts heraus, außer einer ordentlichen Tracht Prügel von meinem Vater. Wenn man sich als einzelner herumschlägt, kann man das Leben nicht ändern. Du hast das Zeug dazu, Pawluscha, ein guter Kämpfer für die Arbeitersache zu werden. Bist nur noch sehr jung und hast sehr unklare Vorstellungen vom Klassenkampf. Ich werde dir schon den richtigen Weg zeigen, Pawluscha, weil ich weiß, daß aus dir etwas werden wird. Duckmäuser und solche, die sich einschmeicheln, kann ich nicht leiden. Jetzt ist auf dem ganzen Erdball ein Feuer ausgebrochen. Die Sklaven haben sich erhoben, und mit dem alten Leben wird Schluß gemacht. Aber dazu braucht man tapfere Kerle, keine Muttersöhnchen, sondern Leute von echtem Schrot und Korn, die sich nicht vor dem Kampf wie die Schaben vor dem Licht in einen Winkel verkriechen, sondern die kräftig und unbarmherzig dreinschlagen."

Er hieb kräftig mit der Faust auf den Tisch.

Dann stand er auf und schritt, die Hände in den Taschen, grimmig im Zimmer auf und ab.

Die Untätigkeit war für Fjodor eine Qual. Er bedauerte sehr, in diesem Städtchen geblieben zu sein, und da er seinen weiteren Aufenthalt hier als zwecklos betrachtete, war er fest entschlossen, sich durch die Frontlinie zu schlagen und den Roten Truppen entgegenzugehen.

In der Stadt war eine aus neun Parteimitgliedern bestehende Gruppe zurückgelassen worden, die die Arbeit fortsetzen sollte.

Die werden auch ohne mich auskommen. Ich kann nicht mehr mit den Händen im Schoß dasitzen. Genug, daß ich ohnehin zehn Monate hier totgeschlagen habe, dachte Shuchrai ärgerlich.

„Was bist du eigentlich für einer, Fjodor?" fragte Pawel ihn eines Tages.

Shuchrai begriff nicht sogleich, was Pawel damit meinte.

„Weißt du etwa nicht, was ich für einer bin?"

„Ich denke, daß du ein Bolschewik bist oder ein Kommunist", antwortete Pawel etwas verwirrt.

Shuchrai lachte auf und schlug sich belustigt an seine breite Brust, die in einem gestreiften Matrosensweater steckte.

„Das ist mal klar, Kleiner! So wie es klar ist, daß Bolschewik und Kommunist ein und dasselbe ist." Gleich darauf wurde er ernst. „Wenn du

das aber verstehst, so denke daran, daß du mit niemandem und nirgends darüber sprechen darfst, wenn du nicht willst, daß man mich einen Kopf kürzer macht. Hast du begriffen?"

„Jawohl", antwortete Pawel fest.

Auf dem Hof wurden Stimmen laut, die Tür wurde ohne vorheriges Klopfen geöffnet. Shuchrais Hand verschwand rasch in der Hosentasche, kam aber gleich wieder zum Vorschein. Im Zimmer erschien Serjosha Brusshak mit verbundenem Kopf, blaß und abgemagert. Ihm folgten Walja und Klimka.

„Guten Tag", sagte Serjosha und reichte Pawel lächelnd die Hand. „Wir besuchen dich heute zu dritt. Walja läßt mich nicht allein gehen, hat Angst um mich. Und Klimka läßt wieder Walja nicht allein weg, hat auch Angst. Obwohl er ein Dummerjan ist, weiß er doch genau, wo und für wen es gefährlich ist, allein zu gehen."

Walja hielt ihm scherzend mit der Hand den Mund zu. „Ist das aber ein Quatschkopf." Sie lachte. „Er läßt Klimka heute den ganzen Tag keine Ruhe."

Klimka lachte gutmütig und zeigte dabei zwei Reihen weißer Zähne.

„Was kann man schon viel von einem Kranken verlangen. Das Oberstübchen ist beschädigt, und so quatscht er eben."

Alle lachten.

Serjosha, der sich von dem Säbelhieb noch nicht ganz erholt hatte, machte es sich auf Pawels Bett bequem. Bald waren alle in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Der sonst immer so lustige und muntere Serjosha erzählte jetzt Shuchrai ruhig und bedrückt, wie ihm der Petljura-Mann den Hieb versetzt hatte.

Shuchrai kannte alle drei Besucher. Er war mehr als einmal bei Brusshaks gewesen. Ihm gefiel diese Jugend, die zwar im Strudel des Kampfes ihren Weg noch nicht gefunden hatte, die aber die Ziele ihrer Klasse klar zum Ausdruck brachte. Aufmerksam hörte er den Erzählungen der jungen Leute zu, erfuhr, wie ein jeder von ihnen geholfen hatte, jüdische Familien bei sich zu verbergen, um sie vor dem Pogrom zu retten. An diesem Abend sprach er viel von den Bolschewiki, von Lenin, und half allen, die Ereignisse zu verstehen.

Es war schon spät am Abend, als Pawel seine Gäste hinausgeleitete.

Shuchrai pflegte beim Dunkelwerden die Wohnung zu verlassen und erst nachts zurückzukehren. Er hatte vor seiner Abreise mit den zurückbleibenden Genossen ihre künftige Arbeit zu besprechen.

In dieser Nacht kehrte Shuchrai nicht zurück. Als Pawel am Morgen erwachte, fand er das Bett leer.

Von einer bangen Ahnung gepackt, zog er sich schnell an und verließ das Haus. Er verschloß die Wohnung, legte den Schlüssel auf den vereinbarten Platz und lief zu Klimka. Er hoffte dort etwas über Fjodor zu erfahren. Klimkas Mutter, eine untersetzte Frau mit breitem, pockennarbigem Gesicht, stand gerade am Waschtrog und antwortete auf Pawels Frage, ob sie nicht wüßte, wo Fjodor sei, nur kurz und abgerissen:

„Habe wohl nichts anderes zu tun, als mich darum zu kümmern, wo dein Fjodor steckt? Seinetwegen hat man bei der Sosulicha im ganzen Haus das Oberste zuunterst gekehrt. Was hast du denn mit ihm zu schaffen? Da haben sich gerade die Richtigen gefunden: Klimka, du und ..." Wütend bearbeitete sie die Wäsche.

Klimkas Mutter hatte eine böse Zunge.

Pawel ging zu Serjosha und teilte ihm seine Besorgnis um Fjodor mit. Walja mischte sich ins Gespräch: „Warum bist du so unruhig? Er ist wahrscheinlich bei Bekannten geblieben." Aber ihre Stimme klang nicht sehr überzeugend.

Pawel hielt es nicht lange bei Brusshaks aus. Trotz der wiederholten Aufforderung, zum Mittagessen zu bleiben, ging er nach Haus, in der leisen Hoffnung, Shuchrai zu treffen.

Die Tür war jedoch verschlossen. Niedergeschlagen blieb er stehen; es widerstrebte ihm, die leere Wohnung zu betreten.

Nachdenklich verweilte er ein paar Minuten auf dem Hof. Irgendein unklares Gefühl trieb ihn zum Schuppen. Er kletterte auf die Dachbalken, zerstörte die vielen Spinngewebe und zog die in Lappen eingewickelte schwere Mannlicher-Pistole aus dem Winkel hervor, wo er sie versteckt hielt.

Dann verließ er den Schuppen und begab sich, die erregende Schwere der Waffe in der Tasche spürend, zum Bahnhof.

Auch dort konnte er nichts über Shuchrai erfahren. Wieder trat er den Heimweg an. Nicht weit von dem ihm so wohlbekannten Hause des Oberförsters verlangsamte er seine Schritte. In einer ihm selbst nicht ganz klaren Hoffnung schaute er auf die Fenster, aber Garten und Haus schienen menschenleer. Als er am Haus vorübergegangen war, blickte er noch einmal auf die mit vorjährigem Laub bedeckten Gartenwege zurück. Der Garten machte einen öden und vernachlässigten Eindruck. Es war deut-

lich zu sehen, daß die sorgsame Hand des Hausherrn fehlte. Diese Stille und Verlassenheit des großen alten Hauses stimmten Pawel noch wehmütiger.

Sein letztes Zerwürfnis mit Tonja war ernst, ernster als alle vorangegangenen. Es war ganz plötzlich gekommen, vor fast einem Monat.

Während Pawel zur Stadt schlenderte, die Hände tief in den Hosentaschen, erinnerte er sich daran, wie es zu dem Streit gekommen war.

Bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße hatte ihn Tonja aufgefordert, sie zu besuchen:

„Die Eltern sind heute bei Bolschanskis zum Namenstag eingeladen. Ich werde allein zu Haus sein. Komm doch, Pawluscha. Wir werden ein recht interessantes Buch von Leonid Andrejew, ‚Saschka Shigulew', zusammen lesen. Ich kenne es schon, aber mit dir lese ich es gern noch einmal. Wir werden den Abend sehr schön verbringen. Wirst du kommen?"

Unter der weißen Mütze, die fest auf dem dichten kastanienbraunen Haar saß, blickten ein paar große Augen Pawel erwartungsvoll an.

„Ja, ich werde kommen."

Und so verabschiedeten sie sich.

Pawel eilte zu seinen Maschinen. Die Aussicht, einen ganzen Abend mit Tonja zu verbringen, gab allem ein festliches Gepräge. Die Feuerung schien heller zu brennen, das Holz fröhlicher zu knistern.

An jenem Abend hatte Tonja selbst die große, breite Haustür geöffnet. Ein wenig verlegen sagte sie:

„Ich habe Besuch bekommen. Ganz unerwartet. Aber du sollst deshalb nicht weggehen, Pawluscha."

Pawel drehte sich um und wollte sofort wieder verschwinden.

„Nein, komm herein", sagte sie und hielt ihn fest. „Es wird für sie ganz nützlich sein, dich kennenzulernen." Sie legte den Arm um ihn und führte ihn durchs Eßzimmer in ihr eigenes Zimmer.

Beim Eintreten wandte sie sich an die dort sitzenden jungen Leute und sagte lächelnd:

„Darf ich vorstellen? Das ist mein Freund Pawel Kortschagin."

Um den in der Mitte des Zimmers stehenden kleinen Tisch saßen Lisa Sucharko, eine hübsche, brünette Gymnasiastin mit kapriziös geschnittenem Mund und koketter Frisur, ferner irgendein ihm unbekannter hoch aufgeschossener Jüngling in einem peinlich ordentlichen schwarzen Rock, mit glattgekämmtem, von Pomade glänzendem Haar, grauen Augen und gelangweiltem Gesichtsausdruck, und zwischen ihnen Viktor Leszczynski in seiner eleganten Gymnasiastenuniform. Pawel hatte ihn als ersten bemerkt, nachdem Tonja die Tür geöffnet hatte.

Auch Leszczynski erkannte Pawel gleich und hob erstaunt die schmalen, geschwungenen Brauen.

Einige Sekunden stand Pawel schweigend an der Tür und blickte Viktor feindselig an. Tonja beeilte sich, diesem peinlichen Schweigen ein Ende zu bereiten, und bat Pawel einzutreten. Zu Lisa gewandt, sagte sie:

„Macht euch bitte miteinander bekannt."

Lisa Sucharko, die den Eintretenden neugierig musterte, erhob sich.

Pawel drehte sich jedoch schroff um und schritt hastig durch das halbdunkle Eßzimmer zur Haustür. Erst auf der Treppe holte ihn Tonja ein. Sie hielt ihn fest und sagte erregt:

„Weshalb gehst du fort? Mir lag ja gerade daran, daß sie dich kennenlernen."

Doch Pawel schob ihre Hände weg und antwortete schroff:

„Was stellst du mich zur Schau vor solchen Laffen? Mit dieser Gesellschaft will ich nichts zu tun haben. Dir mögen sie ja sympathisch sein, aber ich kann sie nicht ausstehen. Ich wußte nicht, daß das deine Freunde sind, sonst wäre ich niemals zu dir gekommen."

Tonja unterbrach ihn und hielt nur mit Mühe ihre Empörung zurück:

„Wer erlaubt dir, so mit mir zu sprechen? Habe ich dich vielleicht gefragt, mit wem du befreundet bist und wer zu dir kommt?"

Während Pawel die Stufen zum Garten hinunterging, warf er böse hin:

„Sollen sie meinetwegen zu dir kommen, aber ich komme nicht mehr zu dir!" Und er lief zur Gartenpforte.

Seitdem hatte er Tonja nicht mehr gesehen. In den Tagen des Pogroms, als Pawel und der Monteur geflüchtete jüdische Familien im Elektrizitätswerk versteckt hielten, hatte er seinen Streit mit Tonja vergessen. Heute hätte er sie gern wiedergesehen.

Shuchrais Verschwinden und die ihn in der Wohnung erwartende Einsamkeit versetzten Pawel in sehr bedrückte Stimmung.

Die vom Frühjahrsschlamm noch nicht ganz trockene graue Fahrstraße, deren zahlreiche Schlaglöcher mit flüssigem braunem Schlamm angefüllt waren, bog rechts ab.

Hinter einem auf die Chaussee weit vorspringenden Haus mit abgebröckelten grindigen Wänden kreuzten sich zwei Straßen. –

Am Kreuzweg, bei dem zerstörten Kiosk mit der eingedrückten Tür und dem auf dem Kopf stehenden Schild, das die Aufschrift „Mineralwasser" trug, verabschiedete sich Viktor Leszczynski von Lisa.

Er hielt ihre Hand in der seinen fest, schaute ihr tief in die Augen und fragte:

„Sie werden also kommen? Sie halten mich nicht zum Narren?"

Lisa antwortete mit einem koketten Lächeln:

„Ja, ja, ich werde kommen, Sie können mich erwarten."

Beim Weggehen lächelte sie ihn abermals mit ihren verschleierten braunen Augen verheißungsvoll an.

Als Lisa etwa zehn Schritte gemacht hatte, sah sie aus der Querstraße zwei Männer auf die Chaussee herauskommen: Voran schritt ein stämmiger, breitschultriger Arbeiter in einem offenen Jackett, aus dem ein gestreifter Matrosensweater hervorlugte. Die dunkle Mütze hatte er tief in die Stirn gedrückt. An einem Auge hatte er einen großen dunkelblauen Fleck.

Er schritt fest aus, mit etwas wiegendem Gang. Seine Füße steckten in kurzen gelben Schaftstiefeln.

Mit geringem Abstand folgte ein Petljura-Mann in grauem Überrock, mit zwei Patronentaschen am Gürtel. Sein Bajonett berührte fast den Rücken des vor ihm gehenden Arbeiters.

Unter der zottigen Pelzmütze lugten zwei Äuglein unverwandt auf den Gefangenen. Der von Machorka gelbe Schnurrbart sträubte sich nach beiden Seiten.

Lisa verlangsamte ein wenig ihre Bewegungen und ging auf die andere Straßenseite hinüber.

Da tauchte hinter ihr Pawel auf der Chaussee auf.

Als er den Weg nach rechts zu seinem Haus einschlagen wollte, bemerkte auch er die beiden Männer. Seine Füße versagten ihm fast den Dienst – er hatte in dem Vorangehenden sofort Shuchrai erkannt.

Deshalb ist er also nicht zurückgekehrt!

Shuchrai kam immer näher. Pawels Herz hämmerte wild. Tausend Gedanken wirbelten ihm im Kopf herum. Er konnte sie weder zu Ende denken noch formulieren. Die Zeit war zu knapp, einen Entschluß zu fassen. Eins jedoch war klar: Shuchrai schien verloren.

Pawel blickte auf die Näherkommenden und konnte nicht Herr seiner Gefühle werden.

Was tun?

In letzter Minute erinnerte er sich an die Pistole, die er in der Tasche hatte. Sobald sie an mir vorübergehen, werde ich dem Kerl in den Rücken schießen, und Fjodor ist frei. Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, begannen sich die Gedanken sogleich zu ordnen. Krampfhaft preßte Pawel die Zähne aufeinander. Hatte nicht Fjodor erst gestern gesagt: „Und dazu braucht man tapfere Kerle...?"

Pawel blickte schnell um sich. Die zur Stadt führende Straße war leer. Keine Menschenseele weit und breit. Vor ihm eilte eine weibliche Gestalt in kurzem Frühjahrsmantel. Die konnte seinem Vorhaben nicht hinderlich sein. Die andere Straße, abseits der Kreuzung, konnte er nicht übersehen. Nur ganz weit entfernt, auf dem Weg zum Bahnhof, bemerkte er einige Gestalten.

Pawel trat an den Rand der Chaussee. Shuchrai sah ihn erst, als er schon in beträchtlicher Nähe war. Er blickte ihn mit einem Auge an. Seine dichten Brauen zuckten. Er hatte Pawel erkannt und verlangsamte, von dieser unerwarteten Begegnung überrascht, seine Schritte.

Sein Rücken stieß auf das Bajonett.

„Na, los, vorwärts, sonst heize ich dir mit dem Kolben ein!" kreischte der Begleitsoldat mit durchdringender Fistelstimme.

Shuchrai ging rascher. Er wollte Pawel etwas zuflüstern, beherrschte sich jedoch und winkte nur wie zum Gruß mit der Hand.

Um nicht die Aufmerksamkeit des Kerls mit dem gelben Schnurrbart auf sich zu lenken, wandte Pawel, als Shuchrai an ihm vorüberkam, das Gesicht ab, als wären ihm die beiden völlig gleichgültig.

Im Kopf schwirrte ihm jedoch ein beunruhigender Gedanke: Wenn ich auf ihn schieße, aber mein Ziel verfehle, kann die Kugel Shuchrai treffen...

Aber durfte er denn jetzt noch nachdenken, da der Petljura-Mann bereits neben ihm stand?

Und dann spielte sich folgendes ab: Der Begleitsoldat mit dem gelben Schnurrbart befand sich gerade mit Pawel auf gleicher Höhe; plötzlich warf sich Pawel auf ihn, packte das Gewehr und drückte es mit aller Kraft zu Boden. Klirrend stieß das Bajonett auf die Steine.

Einen Moment lang verlor der völlig überrumpelte Petljura-Mann seine Geistesgegenwart, dann aber riß er sofort mit aller Kraft das Gewehr an sich. Doch Pawel stürzte sich mit dem ganzen Körper darauf und hielt



es fest. Ein Schuß ging los. Die Kugel prallte mit quietschendem Laut von den Steinen ab und klatschte in den Graben.

Von dem Schuß alarmiert, sprang Shuchrai zur Seite und wandte sich um. Wütend bemühte sich der Begleitsoldat, Pawel das Gewehr zu entreißen. Er drehte es um und renkte dem Jungen fast die Arme aus. Aber Pawel ließ nicht los. Wutentbrannt schleuderte ihn der Petljura-Mann zu Boden. Aber auch dieser Versuch, das Gewehr freizubekommen, mißlang. Im Fallen riß Pawel den Mann mit sich. Es gab keine Kraft, die imstande gewesen wäre, ihm in diesem Augenblick die Waffe zu entwinden.

Mit zwei Sätzen war Shuchrai neben ihm. Seine eherne Faust sauste mit voller Wucht auf den Schädel des Petljura-Soldaten nieder, der in der nächsten Sekunde von dem am Boden liegenden Pawel herumgerissen wurde und zwei bleischwere Fausthiebe ins Gesicht erhielt, so daß er wie ein schwerer Sack in den Graben rollte.

Dann hoben Shuchrais starke Hände Pawel hoch und stellten ihn wieder auf die Beine. –

Viktor hatte sich etwa hundert Schritt von dem Kreuzweg entfernt und schlenderte, die Melodie „Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen“ vor sich hin pfeifend, daher. Er stand noch unter dem Eindruck der Begegnung mit Lisa und ihres Versprechens, sich morgen bei der verlassenen Ziegelei mit ihm zu treffen.

Unter den notorischen Schürzenjägern des Gymnasiums ging das Gerücht um, daß Lisa Sucharko in Dingen der Liebe ein sehr kühnes Mädchen sei.

Der freche und überhebliche Semjon Saliwanow hatte Viktor einmal erzählt, daß er Lisa besessen habe. Obwohl Leszczynski die Behauptung Sjomkas nicht so recht glauben wollte, erschien ihm Lisa doch sehr interessant und begehrenswert. Morgen wollte er nun erfahren, ob Saliwanow wirklich die Wahrheit gesagt hatte.

Wenn sie kommt, werde ich sehr resolut vorgehen. Sie läßt sich ja küssen. Und wenn Sjomka nicht gelogen hat... Seine Gedanken brachen ab, er mußte zur Seite treten, um zwei Petljura-Leuten auszuweichen. Der eine von ihnen ritt auf einem kurzschwänzigen Pferdchen und schwenkte einen Eimer aus Segeltuch in der Luft. Anscheinend wollte er zur Pferdetränke. Der andere, in einem kurzen Wams und ungeheuer weiten blauen Hosen, hielt sich mit der Hand am Knie des Reitenden fest und schien ihm etwas Lustiges zu erzählen.

Nachdem Viktor die Petljura-Leute vorübergelassen hatte, wollte er seinen Weg fortsetzen, als ihn plötzlich ein Schuß aufschreckte. Viktor wandte sich um und sah, wie der Berittene sein Pferd herumriß und im Galopp der Richtung zusprengte, aus der der Schuß gekommen war. Der andere rannte hinter ihm her, den Säbel in der Hand.

Leszczynski eilte ihnen nach und vernahm, als er bereits in der Nähe der Chaussee war, einen zweiten Schuß. Hinter der Wegbiegung hervor sprengte der Berittene in rasendem Galopp Viktor wieder entgegen. Er bearbeitete sein Pferd mit den Beinen und dem Eimer, ritt ins erstbeste Tor hinein und schrie den Leuten im Hof zu:

„Jungens, an die Gewehre; sie haben dort einen von den Unsern ermordet!"

Eine Minute später rannten mehrere Menschen aus dem Hof; ihre Gewehrschlösser knackten.

Viktor wurde festgenommen.

Auf der Chaussee hatten sich einige Leute angesammelt. Unter ihnen befand sich außer Viktor auch Lisa, die als Zeugin angehalten und befragt wurde.

Sie war, als Shuchrai und Kortschagin an ihr vorüberrannten, vor Schreck wie angewurzelt stehengeblieben. Mit Staunen hatte sie in dem Jungen, der den Petljura-Mann überfallen hatte, den jungen Menschen wiedererkannt, den ihr Tonja kürzlich vorstellen wollte.

Pawel und Shuchrai sprangen einer nach dem anderen über den Zaun eines Gartens, und schon kam ein Reiter die Chaussee entlanggesprengt. Als er den mit dem Gewehr in der Hand davonlaufenden Shuchrai und den Posten, der mühsam aufzustehen versuchte, erblickte, trieb er sein Pferd zum Zaun.

Shuchrai wandte sich um, legte das Gewehr an und schoß auf den Reiter. Dieser prallte zurück. –

Nur mit Mühe bewegte der Geleitsoldat die zerschlagenen Lippen, als er über die Vorgänge berichtete.

„Na, du Blödian! Hast den Verhafteten vor deiner Nase weglaufen lassen. Dafür gibt's fünfundzwanzig mit dem Ladestock auf den Hintern!"

Wütend fuhr der Soldat auf:

„Du hast natürlich gut reden. Vor der Nase weglaufen lassen! Konnte ich denn riechen, daß sich dieses Biest wie besessen auf mich stürzen würde?"

Lisa wurde ebenfalls befragt. Sie erzählte genau das gleiche, was der Geleitposten berichtet hatte, verhehlte jedoch, daß ihr der Täter bekannt war. Trotzdem brachte man beide zur Kommandantur.

Erst am Abend wurden sie auf Befehl des Kommandanten freigelassen. Er bot Lisa sogar an, sie nach Hause zu begleiten. Sie lehnte das jedoch ab. Der Kommandant strömte Wodkadunst aus, und sein Angebot schien ihr nichts Gutes zu verheißen.

Sie wurde von Viktor nach Hause gebracht.

Der Weg bis zur Station war weit, deshalb freute sich Viktor, der jetzt Arm in Arm mit Lisa einherging, über das Vorgefallene.

„Und wissen Sie auch, wer den Verhafteten befreit hat?" fragte Lisa, als sie sich bereits ihrem Haus näherten.

„Nein, woher soll ich denn das wissen?"

„Können Sie sich noch an jenen Abend erinnern, an dem uns Tonja einen jungen Mann vorstellen wollte?"

Viktor blieb stehen.

„Pawel Kortschagin?" fragte er verwundert.

„Ja, ich glaube, er heißt Kortschagin. Entsinnen Sie sich noch, er verhielt sich damals so komisch? Also, der war es."

Viktor stand verblüfft da. „Und Sie irren sich nicht?" fragte er.

„Nein, ich habe sein Gesicht noch sehr gut im Gedächtnis."

„Warum haben Sie das nicht dem Kommandanten gesagt?"

Lisa erwiderte empört:

„Zu solch einer Gemeinheit halten Sie mich fähig?"

„Wieso halten Sie das für eine Gemeinheit? Zu erzählen, wer den Geleitposten überfallen hat, ist nach Ihrer Meinung eine Gemeinheit?"

„Und Sie meinen, daß das anständig wäre? Haben Sie denn schon ganz vergessen, was diese Kerle alles anrichten? Wissen Sie denn nicht, wieviel jüdische Waisen es in unserem Gymnasium gibt? Und Sie wollen, daß ich Kortschagin verrate? Nein, das habe ich von Ihnen nicht erwartet."

Auf eine solche Antwort war Leszczynski nicht gefaßt gewesen. Es lag nicht in seiner Absicht, es mit Lisa zu verderben. Deshalb war er bemüht, das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen.

„Regen Sie sich doch nicht auf, Lisa. Ich habe doch nur gescherzt. Ich wußte nicht, daß Sie so eine prinzipienfeste Person sind."

„Das war kein guter Scherz", erwiderte Lisa trocken.

Als sich Viktor dann vor dem Haus der Sucharko verabschiedete, fragte er:

„Also, Sie kommen morgen, Lisa?"

„Ich weiß nicht", antwortete Lisa unbestimmt.

Während Viktor in die Stadt zurückging, überlegte er: Nun, mein Fräulein, wenn Sie das für eine Gemeinheit halten, so bin ich darüber ganz anderer Ansicht. Natürlich ist es mir ganz schnuppe, wer da wen befreit hat.

Ihm, einem Leszczynski, dem Sprößling eines alten polnischen Adelsgeschlechts, waren sowohl die einen wie die andern verhaßt. Bald würden sowieso die polnischen Legionen kommen. Dann erst werden die Richtigen an der Macht sein; das wird die Macht der polnischen Schlachta, des polnischen Reiches sein. Einstweilen aber bot sich die Gelegenheit, diesen Schuft, den Kortschagin, zu erledigen. Die werden schon kurzen Prozeß mit ihm machen.

Viktor war allein in der Stadt zurückgeblieben. Er wohnte bei seiner Tante, der Frau des Vizedirektors der Zuckerfabrik. Seine Eltern und Nelly lebten schon längst in Warschau, wo Sigismund Leszczynski eine angesehene Stellung bekleidete.

Bei der Kommandantur angelangt, trat Viktor durch die offenstehende Tür.

Nach einiger Zeit ging er in Begleitung von vier Petljura-Leuten zum Hause Kortschagins.

Er wies auf ein hell erleuchtetes Fenster und flüsterte:

„Dort wohnt er." Dann wandte er sich an den neben ihm stehenden Kosakenfähnrich und fragte: „Kann ich jetzt gehen?"

„Bitte sehr. Wir werden schon allein mit ihm fertig werden. Danke für Ihren Dienst."

Viktor ging eilig davon.

Ein letzter Stoß in den Rücken schleuderte Pawel an die Wand des dunklen Raumes, in den man ihn gebracht hatte. Seine Hände stießen auf etwas Pritschenähnliches, und er setzte sich nieder, geschunden, zerschlagen und bedrückt.

Man hatte ihn in einem Moment verhaftet, in dem er es am wenigsten erwartete. Wie hatten nur die Petljura-Leute erfahren, daß er es gewesen war? Er war doch von niemandem gesehen worden? Was sollte nun werden? Wo steckte Shuchrai?

Pawel hatte sich in Klimkas Wohnung von dem Matrosen verabschiedet. Dann war er zu Serjosha gegangen, und Shuchrai wollte auf die Dunkelheit warten, um ungesehen aus der Stadt verschwinden zu können.

Wie gut, daß ich die Pistole in dem Krähennest versteckt habe, dachte Pawel. Wenn sie die gefunden hätten, dann wär's aus mit mir. Aber wie konnten sie nur etwas über mich erfahren? Diese Frage quälte ihn ganz besonders.

Bei der Durchsuchung des Kortschaginschen Hauses hatten die Petljura-Leute nicht viel erbeuten können. Artjom hatte seinen Anzug und die Ziehharmonika mit ins Dorf genommen. Die Mutter hatte ihr Köfferchen ebenfalls bei sich. So fiel den in allen Ecken und Winkeln herumstöbernden Petljura-Soldaten nur sehr wenig in die Hände.

Aber niemals in seinem Leben wird Pawel den Weg von Hause bis zur Kommandantur vergessen. Die Nacht war stockfinster, der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt.

Die ununterbrochenen erbarmungslosen Stöße in den Rücken und in die Seiten hatten ihn in einen Zustand dumpfer Betäubung versetzt.

Hinter der Tür wurden Stimmen laut. Im Nebenraum befand sich die Kommandanturwache. Ein heller Lichtstreif drang unter der Tür hindurch. Pawel stand auf und tappte an den Wänden entlang durch den Raum. Gegenüber der Pritsche war ein mit festen Eisenstäben vergittertes Fenster. Er fühlte das Gitter mit der Hand ab – es war sehr stabil gemacht. Hier war wohl früher ein Lagerraum gewesen.

Er tastete sich bis zur Tür, stand eine Minute lang still und lauschte. Dann drückte er leicht auf die Klinke – die Tür quietschte widerlich.

„Verdammt, nicht geölt", fluchte Pawel.

Durch einen schmalen Ritz erblickte er am Rand einer Pritsche ein Paar schmutzige Füße mit gespreizten Zehen. Ein zweiter leichter Druck auf die Klinke, und jetzt knarrte die Tür ganz vernehmlich. Von der Pritsche erhob sich eine struppige, verschlafene Gestalt, die sich mit allen zehn Fingern wie ein Affe den verlausten Kopf kratzte, und stieß einen Schwall von Flüchen hervor. Nachdem das mörderische Schimpfen verstummt war, griff die Gestalt nach dem am Kopfende stehenden Gewehr und erklärte phlegmatisch:

„Mach mal schleunigst die Tür zu, und wenn du noch mal reinschaust, kriegst du fünfe in den ..."

Pawel schloß die Tür.

Aus dem Nebenraum schallte Gelächter.

In dieser Nacht dachte Pawel über vieles nach. Sein erster Versuch, am Kampf teilzunehmen, hatte kein gutes Ende genommen. Gleich beim ersten Schritt hatten sie ihn erwischt und wie eine Maus in den Kasten gesperrt.

Er hatte sich hingehockt und wurde vom Schlaf übermannt. Immer wieder schreckte er auf.

Im Halbschlaf tauchte die Gestalt seiner Mutter vor ihm auf, ihr mageres runzliges Gesicht mit den lieben vertrauten Augen. Und es ging ihm durch den Kopf: Gut, daß sie nicht da war, so hatte sie weniger Kummer.

Ein graues Quadrat zeichnete sich vom Fenster auf dem Boden ab.

Die Dunkelheit begann sich zu lichten; der Morgen dämmerte.

SECHSTES KAPITEL

In dem großen alten Haus war nur ein verhängtes Fenster erleuchtet. Im Hof bellte der Kettenhund Tresor in mächtigem Baß laut auf.

Tonja vernahm halb im Schlummer die Stimme der Mutter:

„Nein, sie schläft nicht. Kommen Sie herein, Lisa."

Die leichten Schritte und die liebkosende, stürmische Umarmung der Freundin verscheuchten den Schlaf.

Tonja lächelte müde.

„Gut, Lisa, daß du gekommen bist – bei uns herrscht große Freude. Gestern hat Papa die Krise überstanden, und heute schläft er den ganzen Tag ruhig. Mama und ich, wir haben uns ebenfalls nach den schlaflosen Nächten ausgeruht. Erzähl alle Neuigkeiten, Lisa." Tonja zog die Freundin zu sich aufs Sofa.

„Oh, es gibt sehr viele Neuigkeiten! Einen Teil davon kann ich nur dir erzählen." Lisa lachte, indem sie schelmisch zu Jekaterina Michailowna hinüberblickte.

Tonjas Mutter, eine stattliche Dame mit den lebhaften Bewegungen eines jungen Mädchens, trotz ihrer sechsunddreißig Jahre, mit klugen grauen Augen und einem nicht gerade schönen, aber angenehmen, energischen Gesicht, lächelte.

„Ich werde euch gern allein lassen, aber erst erzählen Sie die Neuigkeiten, die alle hören dürfen", scherzte sie und rückte einen Stuhl zum Sofa.

„Die erste Neuigkeit – wir werden nicht mehr lernen. Der Schulrat hat beschlossen, der siebenten Klasse das Abgangszeugnis auszuhändigen. Ich freue mich sehr", erzählte Lisa lebhaft. „Ich habe diese Algebra und Geometrie so satt! Und wozu die ganze Büffelei? Die Jungen werden vielleicht

weiterlernen, obwohl sie noch nicht wissen, wo. Überall Fronten, Kämpfe. Entsetzlich... Uns wird man verheiraten, und von der Ehefrau wird keinerlei Algebra verlangt werden." Bei diesen Worten lachte Lisa.

Nachdem Jekaterina Michailowna eine Weile mit den Mädchen gesessen hatte, zog sie sich in ihr Zimmer zurück.

Lisa rückte näher zu Tonja heran, umarmte die Freundin und erzählte ihr tuschelnd über den Zusammenstoß am Kreuzweg.

„Und stell dir meine Verwunderung vor, Tonetschka, als ich in dem Befreier... was meinst du, wen erkannte?"

Tonja, die neugierig lauschte, zuckte verständnislos mit den Achseln.

„Kortschagin!" platzte Lisa heraus.

Tonja fuhr zusammen.

„Kortschagin?" brachte sie mit bebenden Lippen hervor.

Lisa, mit dem erreichten Effekt höchst zufrieden, beschrieb bereits den Streit mit Viktor.

Von ihrer Schilderung hingerissen, bemerkte Lisa nicht, wie blaß Tonja geworden war, wie ihre feinen Finger nervös am Gewebe der blauen Bluse zupften. Lisa ahnte nicht, wie unruhig sich Tonjas Herz zusammenkrampfte, sie ahnte nicht, weshalb die dichten Wimpern der schönen Augen so unruhig aufzuckten.

Tonja hörte schon nicht mehr auf die Erzählung vom betrunkenen Kommandanten, sie hatte nur einen Gedanken: Viktor Leszczynski weiß, wer der Täter war. Wozu hatte ihm Lisa das erzählt? Und unwillkürlich sprach sie diesen Gedanken laut aus.

„Was denn erzählt?" fragte Lisa verständnislos.

„Warum hast du Leszczynski von Pawluscha, ich meine von Kortschagin, erzählt? Er wird ihn doch verraten..."

„O nein! Das glaube ich nicht. Was für ein Interesse hat er schließlich daran?" entgegnete Lisa.

Tonja fuhr mit einem Ruck hoch, preßte die Knie so fest mit den Händen zusammen, daß es weh tat.

„Du verstehst das nicht, Lisa! Er und Kortschagin sind Feinde, und dazu kommt noch ein Umstand... Du hast einen großen Fehler begangen, daß du Viktor von Pawluscha erzählt hast."

Lisa merkte erst jetzt Tonjas Erregung, und dieses „Pawluscha", das ihr zufällig entschlüpft war, verriet Lisa etwas, was sie nur dunkel geahnt hatte.

Unwillkürlich fühlte sie sich schuldig und verstummte verlegen.

Also ist es doch wahr, dachte sie. Sonderbar, bei Tonja plötzlich solch ein leidenschaftliches Interesse, und für wen denn? Für einen einfachen Arbeiter... Sie hätte sehr gern dieses Thema erörtert, beherrschte sich aber aus Zartgefühl. Sie suchte ihre Schuld irgendwie gutzumachen und ergriff Tonjas Hände.

„Du bist sehr aufgeregt, Tonetschka?"

Tonja antwortete zerstreut:

„Nein, vielleicht ist Viktor anständiger, als ich annehme."

Kurz darauf kam Demjanow, ein bescheidener, ungelenker Jüngling, ihr Mitschüler. Bis zu seinem Erscheinen war das Gespräch der Mädchen nicht so recht in Gang gekommen.

Nachdem Tonja ihre Schulkameraden hinausbegleitet hatte, stand sie lange allein da und blickte, an die Gartenpforte gelehnt, auf den dunklen Streifen des Weges, der zur Stadt führte. Der Wind, dieser ruhelose Gesell, hauchte ihr seinen von Frühlingsfäulnis gesättigten feuchtkalten Atem ins Gesicht. Boshaft zwinkerten in der Ferne gleich mattroten Pupillen die Fensterchen der Stadthäuser. Da liegt es, dieses ihr so fremde Städtchen. Und eins dieser Dächer dort beherbergt ihn, den rebellischen Kameraden, der die ihm drohende Gefahr nicht ahnt. Und vielleicht hat er sie schon längst vergessen. Wie viele lange Tage sind schon verstrichen seit ihrer letzten Begegnung? Er war damals im Unrecht gewesen, aber das alles ist ja schon längst nicht mehr wichtig. Morgen wird sie ihn sehen, und diese so erregend schöne Freundschaft wird von neuem beginnen. Das wird bestimmt sein, Tonja weiß es genau. Wenn nur die Nacht ihn nicht verrät! Die Nacht scheint so böse, so unheildrohend, als würde sie heimlich lauernd warten... Kalt ist es...

Nachdem Tonja noch einen letzten Blick auf den Weg geworfen hatte, trat sie ins Haus. Im Bett hüllte sie sich in ihre Decke, schlummerte mit dem Gedanken ein: Wenn nur die Nacht ihn nicht verrät...!

Früh am Morgen, als im Haus noch alles schlief, erwachte Tonja und kleidete sich rasch an. Leise, um niemanden zu wecken, schlich sie auf den Hof hinaus, band Tresor, den großen zottigen Hund, los und ging mit ihm in die Stadt.

Gegenüber dem Haus, in dem Kortschagin wohnte, blieb sie einen Augenblick unschlüssig stehen. Dann stieß sie die Pforte auf, trat in den Hof. Tresor lief voran und wedelte mit dem Schwanz...

An diesem frühen Morgen kehrte Artjom aus dem Dorf zurück. Er kam in einer Fuhre zusammen mit dem Schmied, bei dem er gearbeitet hatte. Er lud sich den Mehlsack, den er sich verdient hatte, auf die Schultern und ging über den Hof. Ihm folgte der Schmied, der die übrigen Habseligkeiten trug. Vor der geöffneten Tür warf Artjom den Sack ab und rief:

„Pawka!"

Aber es kam keine Antwort.

„Schlepp das alles ins Haus, worauf wartest du denn?" sagte der herankommende Schmied.

Artjom legte seine Siebensachen in die Küche, trat ins Zimmer und erstarrte. Alles war durchstöbert, das Unterste zuoberst gekehrt, alte Lumpen lagen kunterbunt auf der Diele umher.

„Verflucht noch mal", brummte Artjom verständnislos und sah den Schmied an.

„Ja, ein rechtes Durcheinander", bestätigte jener.

„Wo steckt bloß der Junge?" Artjom begann bereits ärgerlich zu werden.

Aber die Wohnung war leer und niemand da, den man fragen konnte. Der Schmied verabschiedete sich und fuhr weiter.

Artjom ging in den Hof und schaute sich nach allen Seiten um.

Was ist bloß geschehen? Die Wohnung steht offen, Pawka ist fort.

Hinter ihm wurden Schritte laut. Artjom drehte sich um. Vor ihm stand, mit gespitzten Ohren, ein riesiger Hund. Von der Pforte her kam ein unbekanntes Mädchen auf das Haus zu.

„Ich möchte Pawel Kortschagin sprechen", sagte sie halblaut, Artjom musternd.

„Ich möchte ihn auch sprechen. Weiß der Teufel, wo der steckt! Ich bin eben angekommen, die Wohnung steht offen, und er ist nicht da. Und Sie kommen zu ihm, ja?" wandte er sich an das Mädchen.

Sie antwortete mit einer Frage:

„Sie sind Kortschagins Bruder – Artjom?"

„Ja, was ist denn?"

Aber das Mädchen blickte, ohne ihm zu antworten, besorgt auf die offenstehende Tür. Warum bin ich bloß nicht schon gestern gekommen? Sollte es stimmen? Sollte es wirklich stimmen...? Und der Druck in der Brust wurde noch schwerer.

„Sie haben die Wohnung offen vorgefunden, und Pawel war nicht da?" fragte sie Artjom, der sie verwundert betrachtete.

„Was wollen Sie eigentlich von Pawel?"

Tonja ging dichter an ihn heran, blickte sich rasch um und sagte stockend:

„Ich weiß es nicht genau, aber wenn Pawel nicht zu Haus ist, so ist er verhaftet."

„Warum?" Artjom zuckte nervös auf.

„Gehen wir ins Haus", meinte Tonja.

Schweigend hörte ihr Artjom zu. Als sie ihm alles erzählt hatte, was sie wußte, war er ganz verzweifelt.

„Verdammte Schweinerei! Das hat gerade noch gefehlt!" murmelte er niedergeschlagen. „Jetzt ist es begreiflich, warum im Zimmer solch ein Wirrwarr herrscht. Der Teufel muß hier seine Hände im Spiel haben... Wo soll man ihn jetzt suchen? Und Sie, Fräulein, wer sind Sie?"

„Ich bin die Tochter des Försters Tumanow. Ich kenne Pawel."

„So, so", murmelte Artjom unbestimmt.

„Habe extra Mehl gebracht, um den Jungen etwas zu füttern, und da haben wir die Bescherung..."

Tonja und Artjom blickten einander schweigend an.

„Ich gehe. Sie werden ihn vielleicht finden", sprach Tonja leise, indem sie sich von Artjom verabschiedete. „Abends werde ich zu Ihnen kommen, und Sie erzählen mir dann."

Artjom nickte stumm.

In einer Ecke des Fensters summte eine aus ihrem Winterschlaf aufgescheuchte Fliege. Auf dem Rand eines alten, abgenutzten Diwans saß eine junge Bäuerin, die Hände auf die Knie gestützt, und starrte ziellos auf den schmutzigen Fußboden.

Eine Zigarette im Mundwinkel, beendete der Kommandant gerade die letzte Zeile seines Schreibens und schnörkelte unter dem Stempel „Kommandant der Stadt Schepetowka" behaglich seine Unterschrift mit dem affektierten Häkchen am Schluß. In der Tür klirrten Sporen. Der Kommandant hob den Kopf.

Vor ihm stand Salomyga. Er trug den Arm in der Binde.

„Wie kommst du denn hier hereingeschneit?" begrüßte ihn der Kommandant.

„Hm, schön hereingeschneit! Die Hand hat mir einer aus dem Bohun-Regiment bis auf den Knochen zerschlagen."

Ohne die junge Frau zu beachten, stieß Salomyga einen gräßlichen Fluch aus.

„Und jetzt bist du etwa hierhergekommen, um dich zu erholen?"

„Erholen werden wir uns im Jenseits. An der Front geht's hart auf hart, da fließt Blut."

Der Kommandant unterbrach ihn und wies auf das Mädchen.

„Wir sprechen lieber nachher darüber."

Salomyga ließ sich schwerfällig auf einen Schemel fallen und nahm seine Mütze ab, auf deren Kokarde ein emaillierter Dreizack zu sehen war – das Staatsemblem der sogenannten „Ukrainischen Volksrepublik."

„Golub schickt mich", begann er halblaut. „Bald kommt eine Schützendivision der Sitsch-Leute an. Überhaupt wird hier in der Stadt allerhand los sein, ich soll gewissermaßen Ordnung schaffen. Vielleicht kommt der Hauptataman selber und bringt irgendeinen ausländischen Vogel mit, so daß hier niemand von der ‚Lebenserleichterung' reden soll. Und was schreibst du da eigentlich?"

Der Kommandant schob die Zigarette in den anderen Mundwinkel.

„Ich habe da so einen niederträchtigen Halunken zu fassen gekriegt, einen Rotzkerl. Verstehst du, uns war eben der Shuchrai in die Hände gefallen, der – weißt du noch? –, der die Eisenbahner gegen uns aufgehetzt hat."

„Na und?" Salomyga rückte interessiert näher.

„Na, und denk dir, Omeltschenko, dieser blöde Stationskommandant, schickt uns den Kerl nur mit einem einzigen Kosaken als Geleit, und dieser Bursche, den ich da sitzen habe, hat ihm am hellichten Tag zur Flucht verholfen. Sie haben den Kosaken entwaffnet, ihm die Zähne eingeschlagen und sich aus dem Staub gemacht. Der Shuchrai ist natürlich längst über alle Berge, aber diesen anderen Burschen da haben wir zu fassen bekommen. Da, lies mal die Akte durch." Er schob Salomyga zahlreiche Schriftstücke hin.

Dieser durchblätterte flüchtig mit der gesunden Linken die Papiere. Dann starrte er den Kommandanten an.

„Und du hast nichts aus ihm herausgekriegt?"

Nervös schob der Kommandant seine Mütze zurecht.

„Fünf Tage schlage ich mich schon mit diesem Kerl herum und kriege kein Wort aus ihm heraus. ‚Ich weiß von nichts', sagt er, ‚habe niemanden befreit.' Ein ausgemachter Bandit. Verstehst du, er ist sogar von dem Geleitsoldaten erkannt worden, fast hätte der ihn an Ort und Stelle erwürgt. Ich mußte ihn mit Gewalt von ihm losreißen. Omeltschenko hat dem Kosaken wegen des Geflüchteten fünfundzwanzig mit dem Ladestock verabreichen lassen. Kannst dir also vorstellen, daß er dem Burschen die Hölle schön heiß gemacht hat. Ihn noch länger hierzubehalten, hat keinen Sinn. Ich schicke das ganze Material an den Stab – hoffentlich erlaubt man uns, ihn zu erledigen."

Salomyga spuckte verächtlich aus.

„Hätte ich den Kerl in meinen Fingern, da hätte er schon längst das Sprechen gelernt. Das Verhören ist natürlich nichts für einen Popensohn. Was für einen Kommandanten gibt schon ein Seminarist ab? Hast du ihn gehörig mit dem Ladestock bearbeitet?"

Der Kommandant brauste auf:

„Du nimmst dir wirklich zuviel heraus. Deine Witze kannst du für dich behalten. Hier bin ich Kommandant, und ich bitte mir aus, misch dich nicht in meine Angelegenheiten."

Salomyga blickte den wütenden Kommandanten an und lachte los:

„Haha... blas dich nur nicht so auf, du Popensöhnchen, könntest sonst noch aus der Hülle platzen. Der Teufel soll dich holen! Sag du mir lieber, wo man hier ein paar Flaschen Selbstgebrannten kriegen kann!"

Der Kommandant grinste.

„Den verschaff' ich dir schon."

„Und mit diesem da" – Salomyga wies mit dem Finger auf die Akte –, „wenn du willst, daß sie ihn kaltmachen, so ändere sein Alter von sechzehn auf achtzehn Jahre um. Häng da einfach einen Kringel dran, da, an dieser Stelle, sonst werden sie die Sache möglicherweise nicht bestätigen."

In dem Lagerraum waren sie zu dritt. Ein bärtiger Alter in schäbigem Kaftan lag auf der Pritsche und hatte die in breiten Leinenhosen steckenden mageren Beine angezogen. Man hatte ihn eingesperrt, weil aus seiner Scheune das Pferd eines bei ihm einquartierten Petljura-Manns verschwunden war. Eine ältere Frau mit listigen Diebsäuglein und spitzem Kinn hockte auf dem Fußboden. Sie war eine Schnapsbrennerin, die beschuldigt

wurde, Uhren und andere Wertgegenstände gestohlen zu haben. In einem Winkel unter dem Fenster, den Kopf auf seiner zerknüllten Mütze, lag wie bewußtlos Pawel Kortschagin.

Ein junges Mädchen in buntem Kopftuch, das sie nach Bäuerinnenart umgebunden hatte, mit weit aufgerissenen erschrockenen Augen, wurde in den Lagerraum gebracht.

Zögernd blieb sie eine Minute lang an der Tür stehen, dann setzte sie sich neben die Schnapsbrennerin.

Neugierig musterte diese die Neue und fragte, die Worte heraussprudelnd:

„Dich haben sie also auch eingesperrt, Mädel?"

Als keine Antwort erfolgte, forschte sie weiter:

„Wofür hat man dich denn festgenommen? Hast du auch was mit Selbstgebranntem zu tun gehabt?"

Die junge Bäuerin stand auf, blickte das aufdringliche Weib an und sagte leise:

„Nein, man hat mich wegen meines Bruders verhaftet."

„Und was ist mit dem los?" bohrte die Frau weiter.

Nun mischte sich der Alte ein.

„Was quälst du sie? Ihr ist jetzt vielleicht zum Weinen zumute, und du mußt da herumquatschen!"

Das Weib wandte sich schnell nach der Pritsche um: „Was hast du mir schon für Vorschriften zu machen? Spreche ich etwa mit dir?"

Der Alte spuckte aus. „Und ich sage dir, laß sie in Frieden."

Es wurde still im Raum. Die junge Bäuerin breitete ein großes Tuch aus und legte sich, die Hand unter dem Kopf, darauf nieder.

Die Schnapsbrennerin begann zu essen. Der Alte ließ seine Füße herunterbaumeln, drehte sich gemächlich eine Zigarette und fing an zu rauchen. Bald stand stinkiger Qualm in dem engen Raum.

Mit vollem Mund schmatzend, brummte das Weib:

„Könntest einen doch wenigstens ruhig essen lassen, ohne die Stänkerei. Immerzu muß der rauchen."

Der Alte kicherte giftig:

„Hast wohl Angst, ein paar Pfund abzunehmen? Wirst bald nicht mehr durch die Tür gehen. Könntest doch dem Jungen auch was abgeben. Stopfst dir aber lieber den eigenen Wanst voll."

Die Frau brummte beleidigt:

„Hab' ihm doch schon gesagt, daß er essen soll, er will aber nicht. Und meinetwegen brauchst den Mund nicht aufzureißen – deinen Fraß esse ich ja nicht."

Das junge Mädchen wandte sich zu der Schnapsbrennerin und fragte, mit dem Kopf auf Kortschagin deutend:

„Wissen Sie nicht, warum der da sitzt?"

Das Weib erteilte ihr, erfreut darüber, daß sich jemand mit ihr unterhielt, bereitwilligst Auskunft:

„Das ist ein Hiesiger, der Köchin Kortschagin ihr Jüngster."

Und dicht an ihr Ohr gebeugt, flüsterte die Schnapsbrennerin weiter:

„Er hat einen Bolschewiken befreit, ein Matrose war's, bei der Sosulicha hat er logiert, einer Nachbarin von mir."

Die junge Bäuerin entsann sich der Worte des Kommandanten: „Ich schicke das ganze Material an den Stab. Hoffentlich erlaubt man uns, ihn zu erledigen..."

Ein Militärtransport nach dem andern traf auf dem Bahnhof ein. Ungeordnet strömten die Schützen der Sitscher Bataillone aus den Wagen. Langsam kam der stahlgeschmiedete, vier Wagen umfassende Panzerzug „Saporoger" heran. Von den Plattformen wurden Geschütze heruntergeholt. Aus den Güterwagen führte man die Pferde heraus. Gleich auf dem Bahnhof wurden sie gesattelt, und ihre Reiter saßen auf. Sie drängten sich durch die uniformierte Menge der Infanteristen und sammelten sich vor dem Bahnhof; hier nahm die Kavallerieabteilung Aufstellung.

Geschäftig rannten die Offiziere hin und her und riefen die Nummern der ihnen unterstellten Einheiten auf.

Auf dem Bahnhof summte es wie in einem Wespennest. Nach und nach bildeten sich aus dem bunten Wirrwarr von schreienden, umherrasenden Menschen Formationen, und bald darauf ergoß sich ein Strom bewaffneter Männer in die Stadt. Bis zum späten Abend polterten Fuhrwerke über die Chaussee, die Nachhut der Sitscher Schützendivision zog in die Stadt ein.

Den Zug schloß die Stabskompanie ab. Grölend erschallte es aus hundertzwanzig Kehlen:

Welch Geschrei, welch Gebraus,
was ist denn passiert?
Ja, Petljura ist ins Land
heute einmarschiert...

Kortschagin stemmte sich mit den Händen auf den Fenstersims. Durch die frühe Abenddämmerung hörte er das Rattern der Räder über das Straßenpflaster, das Marschieren unzähliger Beine und Gesang aus vielen Kehlen.

Von hinten flüsterte jemand:

„Da ziehen also Truppen in die Stadt ein."

Kortschagin wandte sich um.

Die Worte kamen von dem Mädchen, das gestern von den Kosaken gebracht worden war.

Er hatte ihre Geschichte mit angehört. Die Schnapsbrennerin hatte schließlich doch ihr Ziel erreicht.

Sie stammte aus einem Dorf, sieben Werst von der Stadt entfernt. Ihr älterer Bruder, Grizko, ein roter Partisan, hatte unter den Sowjets im Komitee der Dorfarmut eine führende Rolle gespielt.

Als die Roten den Ort verlassen mußten, band sich Grizko einen Patronengurt um und zog mit fort. Und jetzt war für die Familie das Leben zur Hölle geworden. Das einzige Pferd, das sie besaßen, hatte man ihnen weggenommen. Der Vater wurde in die Stadt geschleppt, dort hielten sie ihn lange hinter Schloß und Riegel. Der Dorfälteste, einer von denen, die Grizko bekämpft hatte, schickte der Familie aus Rache immer wieder Leute zur Einquartierung. Jetzt waren sie völlig verarmt. Gestern nun war der Kommandant im Dorf erschienen, um eine Razzia zu veranstalten. Der Dorfälteste hatte den Kommandanten auch zu ihnen geführt, dieser hatte sich das Mädchen angeschaut und „zum Verhör" mit in die Stadt genommen.

Kortschagin konnte nicht schlafen, war völlig seiner Ruhe beraubt. Ein einziger Gedanke, den er nicht loswerden konnte, quälte ihn fortwährend. Was wird nun werden? Sein mißhandelter Körper schmerzte. Der Begleitsoldat hatte ihn mit tierischer Wut geschlagen.

Um den quälenden Gedanken zu entgehen, lauschte Pawel dem Geflüster seiner Nachbarin.

Ganz leise erzählte das Mädchen, wie sie der Kommandant belästigt, wie er ihr gedroht und zugeredet hatte und schließlich wütend wurde, als er auf Widerstand stieß. „Ich sperre dich im Keller ein und lass' dich nicht mehr heraus", hatte er ihr dann gesagt.

Finsternis kroch in die Zimmerecken. Eine dumpfe, unruhige Nacht stand bevor. Wieder grübelte Pawel über das unbekannte Morgen. Die

siebente Nacht – doch schien es ihm, als seien bereits Monate vergangen. Das Lager war hart, die Schmerzen wollten nicht nachlassen. In dem Raum befanden sich jetzt nur drei Menschen. Der Alte schnarchte wie ein Bär, als läge er daheim auf seinem Ofen. Nichts konnte ihn in seiner Gelassenheit und in seinem Schlaf stören. Die Schnapsbrennerin war von dem Kommandanten freigelassen worden, sie sollte ihm Wodka beschaffen. Auf dem Fußboden saßen Christina und Pawel dicht nebeneinander. Gestern hatte er durchs Fenster Serjosha erblickt. Lange hatte dieser auf der Straße gestanden und wehmütig heraufgeschaut.

Er weiß wohl, daß ich hier bin.

An drei Tagen hatte man ihm Stücke sauren schwarzen Brotes gebracht. Wer sie für ihn abgegeben hatte, war ihm nicht gesagt worden. Zwei Tage lang quälte ihn der Kommandant mit seinen endlosen Verhören.

Was hatte das zu bedeuten?

Beim Verhör hatte er geschwiegen oder alles abgestritten. Weshalb er eigentlich geschwiegen, wußte er selbst nicht. Er hatte tapfer, hatte stark sein wollen wie die Helden, über die er in den Büchern gelesen hatte. Als man ihn jedoch in jener Nacht abführte und bei der großen Dampfmühle einer der eskortierenden Soldaten sagte: „Wozu ihn eigentlich herumschleppen, Pan Fähnrich? Eine Kugel in den Rücken – und Schluß", da hatte sich sein Herz zusammengekrampft. Ja, es ist furchtbar, mit sechzehn Jahren sterben zu müssen! Bedeutet doch der Tod, daß alles für immer aus ist.

Auch Christina sitzt grübelnd da. Sie weiß mehr als dieser Junge neben ihr. Sicher ahnt er noch nichts davon... aber sie hat es ja mit angehört.

Er schläft nicht, wirft sich nachts von einer Seite auf die andere. Er tut Christina so leid. Gewiß, sie hat ihren eigenen Kummer, kann die furchtbaren Worte des Kommandanten nicht vergessen: „Ich werde morgen mit dir abrechnen! Willst du nicht mich, so überlass' ich dich eben den Wachmannschaften. Die Kosaken werden schon wollen. Kannst selbst wählen."

Wie schwer ist das alles! Und keine Aussicht auf Rettung! Was kann denn sie dafür, daß Grizko zu den Roten ging? Ach, wie schwer ist doch das Leben!

Ein dumpfer Schmerz schnürt ihr die Kehle zu. Ohnmächtige Verzweiflung, Schrecken packen sie. Christina weint leise vor sich hin.

Der junge Körper bebt in unendlicher Verzweiflung und Angst.

In der Ecke der Wand bewegt sich ein Schatten ...

„Was hast du denn?"

Flüsternd schüttet Christina dem schweigenden Leidensgefährten ihr kummervolles Herz aus. Er lauscht und schweigt, nur seine Hand berührt leise die ihre.

„Sie werden mich totquälen, diese verfluchten Hunde", flüstert sie unter Tränen, von instinktivem Entsetzen gepackt. „Ich bin verloren. Ich bin in ihrer Gewalt."

Was kann Pawel diesem Mädchen schon sagen? Gibt es denn einen Trost für ihren Kummer? Da können keine Worte helfen. Bleiern lastet das Schicksal auf ihnen.

Was aber tun? Sie morgen nicht hinauslassen? Den Kampf aufnehmen? Man würde ihn zu Tode prügeln oder ihm einfach mit dem Säbel eins auf den Schädel hauen – und Schluß. Und um das unglückliche, so niedergedrückte Mädchen wenigstens ein wenig zu trösten, streichelt er ihr sanft die Hand. Das Weinen wird schwächer. Ab und zu hört man den Posten das übliche „Wer da?" am Eingang rufen, dann wieder Stille ringsum. Der Alte schläft fest. Kaum merklich fließt die Zeit dahin. Und Pawel weiß nicht, wie ihm geschieht, als zwei Arme ihn innig umfangen und ihn an sich ziehen.

„Höre, Lieber", flüstern heiße Lippen, „ich bin sowieso verloren, wenn nicht der Offizier, werden mich die andern totquälen. Nimm du mich, mein Junge, damit dieser Hund mich nicht als erster bekommt."

„Was redest du da, Christina?"

Aber die kräftigen Arme geben ihn nicht frei. Heiße, volle Lippen – schwer, ihnen zu entrinnen. Das Mädchen flüstert schlichte, zärtliche Worte. Er weiß ja, warum sie so zu ihm spricht.

Und weit, weit weg ist das Heute verschwunden. Vergessen sind das Schloß an der Tür, der rothaarige Kosak, der Kommandant, die viehischen Mißhandlungen, die vielen dumpfen, schlaflosen Nächte. Und einen kurzen Augenblick kennt er nichts mehr als zwei heiße Lippen und ein vom Weinen feuchtes Gesicht ...

Da plötzlich denkt er an Tonja.

Wie hat er sie nur vergessen können ... ihre wundervollen, lieben Augen ...

Ihm bleibt gerade noch Kraft genug, sich von Christina loszureißen. Wie ein Betrunkener taumelnd, steht er auf und klammert sich am Fenstergitter fest. Doch Christinas Hände finden ihn.



„Was ist dir?"

Wieviel Gefühl in dieser Frage liegt! Er beugt sich über sie und drückt ihr innig die Hand.

„Ich kann nicht, Christina. Du – du bist ein gutes Mädchen", und er stammelt noch etwas, was er selbst nicht versteht.

Um der unerträglichen Stille ein Ende zu bereiten, richtet er sich auf und geht zur Pritsche. Er setzt sich nieder und weckt den Alten:

„Gib mir doch was zu rauchen, Großväterchen, bitte sehr."

In der Ecke schluchzt, in ihr Tuch gehüllt, das Mädchen. –

Tags darauf erschien der Kommandant, und die Kosaken führten Christina weg. Sie nahm mit den Augen Abschied von Pawel. Er las einen stummen Vorwurf in ihnen. Als die Tür hinter ihr zuschlug, wurde ihm das Herz noch schwerer, noch beklommener.

Bis zum Abend konnte der Alte nicht ein einziges Wort aus dem jungen Menschen herauskriegen. Die Posten und die Kommandanturwache wurden abgelöst. Abends brachte man einen neuen Häftling, Pawel erkannte in ihm Dolinnik, einen Tischler aus der Zuckerfabrik. Er war von kräftiger Gestalt, aber etwas untersetzt und trug ein verschossenes gelbes Hemd unter der abgetragenen Jacke. Aufmerksam musterte er den Raum.

Pawel hatte ihn 1917, im Februar, gesehen, als die Revolution bis ins Städtchen gedrungen war. Bei den lärmenden Demonstrationen hatte er nur einen einzigen Bolschewiken sprechen hören. Das war Dolinnik gewesen. Er war auf einen Zaun an der Straße geklettert und hielt von dort aus eine Ansprache an die Soldaten. Pawel konnte sich noch seiner letzten Worte erinnern:

„Soldaten, geht mit den Bolschewiki. Die werden euch nicht verraten!"

Seit diesem Tag war er dem Tischler nicht mehr begegnet.

Der Alte freute sich über den neuen Gefährten. Offensichtlich fiel es ihm sehr schwer, den ganzen Tag schweigend dazuhocken.

Dolinnik setzte sich zu ihm auf die Pritsche, rauchte eine Zigarette mit ihm und fragte ihn über alles aus.

Dann ging er zu Kortschagin.

„Nun, was gibt es denn bei dir?" erkundigte er sich. „Wie bist du hierhergeraten?"

Dolinnik, der nur einsilbige Antworten erhielt, spürte, daß ihm der andere kein Vertrauen schenkte und aus diesem Grund so wortkarg war. Aber als der Tischler erfuhr, wessen man den Jungen beschuldigte, richtete er seine klugen Augen verwundert auf Kortschagin und setzte sich neben ihn.

„Das bist du also, der den Shuchrai herausgehauen hat? Was du nicht sagst! Ich habe gar nicht gewußt, daß sie dich geholt haben."

Pawel richtete sich überrascht auf.

„Was für ein Shuchrai? Ich weiß von gar nichts. Man kann mir viel in die Schuhe schieben."

Aber Dolinnik lächelte und rückte noch näher heran.

„Laß mal, Freundchen, vor mir brauchst du dich nicht zu verstellen. Ich weiß mehr als du."

Und leise, damit der Alte nichts hören konnte, fügte er hinzu:

„Ich habe doch selber den Shuchrai begleitet, er muß jetzt an Ort und Stelle sein. Fjodor hat mir die ganze Geschichte erzählt."

Er schwieg eine Weile, dachte über etwas nach und sagte dann:

„Du bist, wie ich merke, ein tüchtiger Kerl. Aber daß sie dich haben und alles wissen, das ist, muß ich sagen, eine verdammte Geschichte."

Er warf seine Jacke ab, breitete sie auf dem Fußboden aus und setzte sich drauf, mit dem Rücken an die Wand gelehnt; dann drehte er sich eine neue Zigarette.

Dolinniks letzte Worte sagten Pawel alles. Es war klar: Dolinnik war einer, der Vertrauen verdiente. Wenn er Shuchrai begleitet hatte – so hieß das ...

Am Abend wußte er bereits, daß Dolinnik wegen Agitation unter den Petljura-Kosaken verhaftet worden war. Er war beim Verteilen von Flugblättern des Gouvernements-Revolutionskomitees auf frischer Tat erwischt worden. In diesen Flugblättern wurden die Soldaten aufgefordert, die Waffen zu strecken und zu den Roten überzulaufen.

Der vorsichtige Dolinnik erzählte Pawel nur weniges.

Wer weiß, dachte er, vielleicht bearbeiten sie den Jungen noch mit dem Ladestock. Und er ist ja so jung ...

Als sie sich am späten Abend schlafen legten, brachte er seine Besorgnis in den kurzen Worten zum Ausdruck:

„Na, Kortschagin, man kann wohl behaupten, daß die Lage für uns beide nicht gerade rosig ist. Wollen mal sehen, was dabei rauskommt."

Am nächsten Morgen tauchte ein neuer Häftling auf. Es war der stadtbekannte Friseur Schloime Selzer, ein Mann mit riesigen Ohren und dürrem Hals. Erregt gestikulierend erzählte er Dolinnik:

„Natürlich, diese Fuchs, Bluwstein und Trachtenberg werden dem schon Brot und Salz zum Willkommen bringen. Ich sage: ‚Na, wenn ihr das tun wollt, so tut es – aber bildet euch nicht ein, daß die ganze jüdische Bevölkerung euch ihre Unterschrift dazu geben wird. Fällt uns nicht ein.' Die wissen schon ganz genau, was sie tun. Fuchs hat sein Geschäft, Trachtenberg seine Mühle, und was habe ich? Und was haben die anderen Hungerleider? Alle diese bettelarmen Menschen haben rein gar nichts. Ein lockeres Mundwerk habe ich – das stimmt. Kommt da heute ein Offizier in den La-

den, einer von den neuen, die erst kürzlich in die Stadt gezogen sind, und läßt sich von mir rasieren. ‚Sagen Sie', fragte ich ihn, ‚weiß der Ataman Petljura etwas von den Pogromen oder nicht? Wird er diese Delegation empfangen?' Ach, was hat mir meine Zunge schon für Unannehmlichkeiten eingebrockt! Was meinen Sie, was der Mann tut, als ich ihn rasiert und parfümiert hatte – alles erstklassig besorgt? Statt zu bezahlen, verhaftet er mich wegen Agitation gegen die herrschende Macht!" Selzer schlug sich mit der Faust gegen die Brust: „Wo ist die Agitation? Was hab' ich denn schon gesagt? Ich habe mich doch bloß bei ihm erkundigt... Und dafür haben sie mich eingesperrt..."

Aufgeregt drehte Selzer an einem von Dolinniks Hemdenknöpfen, packte ihn erst an dem einen, dann am anderen Arm.

Dolinnik mußte unwillkürlich lächeln, während er dem aufgeregten Selzer zuhörte. Als der Friseur verstummte, meinte Dolinnik sehr ernst:

„Ach, Schloime, du bist doch sonst ein ganz gescheiter Kerl, und da machst du solche Dummheiten. Hast dir gerade die richtige Zeit ausgesucht, deine Zunge zu wetzen. Ich hätte dir nicht geraten, es dazu kommen zu lassen."

Selzer schaute ihn verständnisvoll an und machte eine verzweifelte Handbewegung. Die Tür ging auf, und die Pawel schon bekannte Schnapsbrennerin wurde in den Raum gestoßen. Wütend beschimpfte sie den sie begleitenden Kosaken:

„Der Teufel soll euch alle holen, euch mitsamt eurem Kommandanten! Krepieren soll der von meinem Schnaps!"

Der Posten schlug die Tür hinter ihr zu. Man hörte, wie er den Schlüssel im Schloß umdrehte.

Das Weib setzte sich auf die Pritsche, und spöttisch begrüßte sie der Alte:

„Na, bist schon wieder da, du altes Plappermaul? Setz dich nur und sei willkommen."

Die Schnapsbrennerin warf dem Alten einen nicht gerade liebenswürdigen Blick zu, packte ihr Bündel und setzte sich neben Dolinnik auf den Boden.

Der Kommandant hatte sich von ihr mehrere Flaschen Schnaps besorgen lassen und sie dann wieder eingesperrt.

Hinter der Tür waren plötzlich Geschrei und Rennerei aus der Wachstube zu hören. Eine scharfe Stimme erteilte Befehle. Die Häftlinge im Lagerraum horchten unwillkürlich auf. –

Auf dem Stadtplatz, bei der unansehnlichen kleinen Kirche mit dem altertümlichen Glockenturm, gingen Ereignisse vor sich, die für das Städtchen ganz ungewohnt waren. Den Platz von drei Seiten umfassend, waren hier feldmarschmäßig ausgerüstet die Einheiten der Sitscher Schützendivision in regelmäßigen Rechtecken aufgestellt.

Vom Kircheneingang aus hatten sich die drei Infanterieregimenter quadratförmig längs des Zauns vom Schulhof gruppiert.

Gewehr bei Fuß stand die schmutziggraue Masse der Petljura-Soldaten, auf dem Kopf den unförmigen, einer Kürbishälfte ähnlichen russischen Stahlhelm, und dicht mit Patronengurten behangen. Das war die Division, die als kampffähigste des „Direktoriums" galt.

Die aus Beständen der ehemaligen Zarenarmee gut eingekleidete Division bestand mehr als zur Hälfte aus Kulaken, die bewußt gegen die Sowjets kämpften. Man hatte diese Division zum Schutz für den strategisch höchst wichtigen Eisenbahnknotenpunkt in das Städtchen verlegt.

Von Schepetowka aus führten schimmernde Schienenstränge nach sechs verschiedenen Richtungen. Diesen Knotenpunkt zu verlieren würde für Petljura bedeuten, alles zu verlieren. Das vom Direktorium beherrschte Gebiet war ohnedies stark zusammengeschrumpft. Das bescheidene Städtchen Winniza war neuerdings zur Hauptstadt des „Petljura-Reiches" geworden.

Der Hauptataman hatte beschlossen, die Truppen selbst zu besichtigen. Alles war zu seinem Empfang bereit.

In den hinteren Reihen, etwas abseits vom allgemeinen Blickfeld, hatte in einer Ecke des Platzes das Regiment der neu eingezogenen Rekruten Aufstellung genommen. Das waren alles barfüßige, kunterbunt gekleidete junge Burschen. Keiner von diesen Dorfjungen, die bei einer der nächtlichen Razzien gewaltsam vom Ofen heruntergeholt oder auf der Straße eingefangen worden waren, wollte in den Kampf ziehen.

Sollen sich Dumme suchen, sagten sie.

Das höchste, was die Petljura-Offiziere erreicht hatten, war, die Mobilisierten unter Bewachung zwangsweise in die Stadt zu bringen, sie in Kompanien und Bataillone einzuteilen und ihnen Waffen auszuhändigen.

Aber schon am nächsten Tag war ein Drittel der Rekruten verschwunden, und der Rest schmolz beständig zusammen.

Ihnen Stiefel zu geben wäre mehr als leichtfertig gewesen, zumal man mit Schuhzeug knapp genug dran war. So war der Befehl ausgegeben wor-

den, zum Einberufungsort in eigenem Schuhwerk zu erscheinen. Die Wirkung dieses Befehls war erstaunlich. Wo hatten die Jungen nur die unmöglichen Fetzen und Lumpen aufgetrieben, die ihnen mit Hilfe von Draht oder Bindfaden als „Schuhzeug“ dienten?

Zur Parade ließ man sie deshalb barfuß antreten.

Hinter der Infanterie hatte das Kavallerieregiment des Obersten Golub Aufstellung genommen.

Die Kavalleristen hielten die dichte Menge der Neugierigen im Zaum. Jeder wollte die Parade sehen.

Der Hauptataman sollte höchstpersönlich kommen. Solch ein Ereignis war etwas Seltenes, und keiner wollte sich die Gratisvorstellung entgehen lassen.

Auf den Stufen der Kirche hatten sich die Obersten, die Kosakenrittmeister, die beiden Popentöchter, einige ukrainische Lehrer, eine Gruppe sogenannter freier Kosaken, der etwas bucklige Vorsitzende der Stadtverwaltung – überhaupt die sogenannte Elite, die Vertreter der „Öffentlichkeit“ versammelt. Unter ihnen befand sich auch im Tscherkessenrock der Oberinspektor der Infanterie. Er befehligte die Parade.

In der Kirche hatte der Pope Wassili seinen Osterornat angelegt.

Der Empfang Petljuras sollte feierlich vor sich gehen. Eine gelbblaue Fahne war herangeschleppt und aufgepflanzt worden, auf die die Rekruten vereidigt werden sollten.

Der Divisionskommandeur hatte sich in einem klapprigen, abgenutzten Ford zum Bahnhof begeben, um Petljura abzuholen.

Der Infanterie-Instrukteur winkte den Obersten Tschernjak heran, einen schlanken Mann mit stutzerhaft gezwirbeltem Schnurrbart, und sagte:

„Nehmen Sie noch jemanden mit und überprüfen Sie die Kommandantur und die Etappe, ob alles sauber und aufgeräumt ist. Wenn Gefangene da sind, so schauen Sie sich alle an. Überflüssiges Pack jagen Sie zum Teufel.“

Tschernjak knallte die Hacken zusammen, nahm den erstbesten Kosakenrittmeister mit, und beide sprengten davon.

Der Inspektor wandte sich liebenswürdig an die ältere Popentochter:

„Und wie steht's bei Ihnen mit dem Mittagessen? Ist alles in Ordnung?“

„Oh, natürlich. Der Kommandant hat selbst die Sache in die Hand genommen“, antwortete diese und verschlang den schönen Inspektor mit den Augen.

Plötzlich geriet alles in Bewegung.

Auf der Chaussee jagte, über den Pferdenacken gebeugt, ein Reiter heran; er winkte mit der Hand und schrie:

„Sie kommen!“

„Auf die Plät-ze!“ kommandierte der Inspektor.

Die Offiziere eilten zu ihren Formationen.

Als der Ford prustend vor dem Kircheneingang hielt, setzte die Kapelle mit dem Lied „Ukraine nicht verloren ...“ ein.

Hinter dem Divisionskommandeur stieg schwerfällig der „Hauptataman Petljura in höchsteigener Person“ aus dem Auto. Er war von mittlerem Wuchs, hatte einen klobigen Schädel, der fest auf dem kurzen, knallroten Hals saß. Er trug einen blauen Überrock aus feinem Gardetuch, darüber einen gelben Gurt mit einem winzigen Browning in einem wildledernen Futteral. Auf dem Kopf hatte er eine feldgraue Kerenski-Mütze, an der eine Kokarde mit emailliertem Dreizack befestigt war.

Die Gestalt Simon Petljuras hatte gar nichts Militärisches an sich. Er machte den Eindruck eines Zivilisten.

Sichtlich unzufrieden nahm er den kurzen Rapport des Inspektors entgegen. Dann hielt der Vorsitzende der Stadtverwaltung eine Begrüßungsansprache.

Zerstreut hörte Petljura zu, während er an ihm vorbei auf die in Reih und Glied aufgestellten Regimenter blickte.

„Beginnen wir mit der Truppenschau“, sagte er zu dem Inspektor.

Petljura bestieg die neben der Fahne errichtete kleine Tribüne und wandte sich mit einer zehn Minuten langen Ansprache an die Soldaten.

Die Rede wirkte nicht gerade überzeugend. Petljura, sichtlich ermüdet von der Reise, sprach ohne besonderen Schwung. Er schloß unter den eingetrichterten Hochrufen der Soldaten, stieg von der Tribüne herunter und wischte sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. Dann schritt er mit dem Inspektor und dem Divisionskommandeur die Reihen ab.

Als er an den Rekruten vorüberkam, kniff er verächtlich die Augen zusammen und biß sich nervös auf die Lippen.

Zum Schluß der Truppenschau, als die Neueingezogenen zugweise in ungleichmäßigen Reihen zur Fahne heranmarschierten, wo der Pope Wassili mit dem Evangelium in der Hand stand und wo sie zuerst das Evangelium und dann den Fahnenzipfel küssen mußten, kam es zu einem unvorhergesehenen Zwischenfall.



Unbekannt, auf welche Weise, war auf dem Platz eine Delegation aufgetaucht und zu Petljura vorgedrungen. Der reiche Holzindustrielle Bluwstein trug auf einem Präsentierteller Brot und Salz, hinter ihm gingen der Galanteriewarenhändler Fuchs und drei andere solide Kaufleute.

Bluwstein verbeugte sich lakaienhaft und überreichte Petljura den Teller. Ein neben diesem stehender Offizier nahm ihn in Empfang.

„Die jüdische Bevölkerung bringt Ihnen, dem Oberhaupt des Staates, hiermit ihre aufrichtige Anerkennung und Verehrung zum Ausdruck. Bitte, empfangen Sie unser Begrüßungsschreiben."



„Gut", brummte Petljura und überflog flüchtig das Papier.

Aber jetzt nahm Fuchs das Wort. „Wir bitten Sie untertänigst, daß man es uns ermöglicht, unsere Geschäfte offenzuhalten, und daß man uns vor Pogromen schützt", preßte Fuchs mühsam das riskante Wort hervor.

Petljura zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen. „Meine Armee gibt sich nicht mit Pogromen ab. Das merken Sie sich!" Fuchs stand hilflos da.

Ja, natürlich sei ihm bekannt, daß überhaupt keine Pogrome stattfänden. Der Herr Ataman verbiete es ja; aber das Regiment des Herrn Obersten Golub habe es hier zu einigen Unregelmäßigkeiten kommen lassen.

Petljura zuckte nervös, er war wütend auf die bei so gänzlich unpassender Gelegenheit aufgetauchte Delegation. Er drehte sich um. Hinter ihm stand Golub, der an seinem schwarzen Schnurrbart kaute.

„Man führt hier Beschwerden über Ihre Kosaken, Pan Oberst. Klären Sie auf, worum es sich handelt, und treffen Sie Ihre Maßnahmen", sagte Petljura.

Dann wandte er sich dem Inspektor zu und befahl:

„Beginnen wir mit der Parade."

Die unglückselige Delegation war keineswegs darauf gefaßt gewesen, Golub zu begegnen. Sie machte Anstalten zu verschwinden.

Die gesamte Aufmerksamkeit der vielen Zuschauer war auf den bevorstehenden Parademarsch gerichtet. Plötzlich ertönten scharfe Kommandos.

Mit äußerlich ruhigem Gesicht schritt Golub auf Bluwstein zu und flüsterte ihm vernehmlich ins Ohr:

„Schert euch zum Teufel, ungetaufte Judenbrut, oder ich werde euch Beine machen."

Musik ertönte, und die ersten Truppenteile marschierten über den Platz. Jedesmal wenn die Soldaten zu der Stelle kamen, an der Petljura stand, riefen sie mechanisch ihr „Hoch" und bogen in die Chaussee und dann in Seitengassen ein. An der Spitze der Kompanien schritten in nagelneuen khakifarbenen Uniformen die Offiziere und schwenkten wie auf einem Spaziergang ihre Stöcke. Diese Mode, beim Marschieren ein Stöckchen zu tragen, war zum erstenmal von den Sitscher Schützen eingeführt worden.

Als letzte kamen die Neueingezogenen: eine ungeordnete Masse, die nicht Schritt hielt und einander auf die Füße trat.

Die nackten Füße klatschten leise auf. Energisch versuchten die Offiziere, Ordnung in die Reihen zu bringen, das war aber unmöglich. Als die zweite Kompanie heranmarschierte, starrte der rechte Flügelmann, ein junger Bursche in einer Leinenbluse, den Hauptataman mit verwundert aufgerissenem Mund an. Dabei plumpste er plötzlich der Länge nach hin. Er war mit dem Fuß in ein Loch geraten.

Sein Gewehr fiel klirrend aufs Pflaster. Vergebens bemühte sich der Bursche aufzustehen, die Nachrückenden warfen ihn immer wieder um. Die Zuschauer brachen in Gelächter aus. Der Zug geriet in völlige Unordnung, die Leute marschierten, wie's gerade kam, über den Platz. Der ungeschickte Flügelmann griff nach seinem Gewehr und rannte los, um seine Leute einzuholen.

Petljura wandte sich von diesem unerfreulichen Schauspiel ab und schritt, ohne das Ende des Vorbeimarsches abzuwarten, zu seinem Auto. Der ihm nacheilende Inspektor erkundigte sich zögernd:

„Möchte der Herr Ataman nicht zum Mittagessen bleiben?"

„Nein", war die lakonische Antwort Petljuras.

Unter den Zuschauern, die sich hinter dem hohen Kirchengitter Platz gesucht hatten, waren auch Serjosha Brusshak, Walja und Klimka.

Fest an das Eisengitter gepreßt, blickte Serjosha haßerfüllt und unverwandt in die Gesichter der Petljura-Leute.

„Gehen wir, Walja. Die Vorstellung ist gleich aus", rief er herausfordernd laut, daß es alle hören konnten, und machte sich vom Gitter los. Erstaunt drehte man sich nach ihm um.

Ohne jemandem die geringste Beachtung zu schenken, schritt er auf die Pforte zu.

Seine Schwester und Klimka folgten ihm.

Vor der Kommandantur angelangt, sprangen Oberst Tschernjak und der Kosakenrittmeister von den Pferden. Sie warfen die Zügel der Ordonnanz zu und traten rasch in die Wachstube ein.

„Wo ist der Kommandant?" wandte sich Tschernjak in scharfem Ton an den Wachhabenden.

„Weiß nicht", brummelte dieser in seinen Bart. „Wohl irgendwo hingegangen."

Tschernjak musterte die schmutzige, unordentliche Wachstube mit den zerwühlten Betten, auf denen sich die Kosaken der Kommandantur unbekümmert flegelten, ohne auch nur die geringsten Anstalten zu machen, sich beim Eintritt des Vorgesetzten zu erheben.

„Das ist ja hier der reinste Schweinestall", schrie Tschernjak. „Ihr wälzt euch ja herum wie die Ferkel", fuhr er die Liegenden an.

Einer der Kosaken richtete sich auf, rülpste und brummte mürrisch:

„Wieso schreist du so? Haben hier genug eigene Schreihälse."

„Was soll das heißen?" fuhr Tschernjak auf. „Weißt du, mit wem du sprichst, du Mistvieh? Ich bin der Oberst Tschernjak! Verstanden, du Hundesohn? Runter von den Betten, sonst werde ich euch Beine machen!" Aufgeregt rannte der Oberst in der Wachstube umher. „In einer Minute ist der Dreck weggeräumt, sind die Betten gemacht und eure Visagen haben ein menschliches Aussehen! Verstanden? Wie seht ihr denn aus? Nicht wie Kosaken, sondern wie Strauchdiebe!"

Der Oberst war ganz außer sich vor Wut. Schimpfend stieß er mit dem Fuß einen im Weg stehenden Mülleimer um.

Der Rittmeister blieb nicht hinter Tschernjak zurück. Wüst fluchend und heftig mit seiner dreischwänzigen Knute fuchtelnd, jagte er die faule Bande aus den Betten.

„Der Hauptataman nimmt die Parade ab. Möglich, daß er auch hierherkommt. Los, mal 'n bißchen dalli!"

Als die Kosaken merkten, daß die Sache ernst zu werden begann und daß man tatsächlich noch etwas mit dem Ladestock abkriegen konnte – der Name Tschernjak war ihnen allen zur Genüge bekannt –, rannten sie wie Besessene in der Stube umher.

Die Arbeit ging flott vonstatten.

„Man sollte sich die Verhafteten anschauen", schlug der Rittmeister vor. „Wer weiß, wen die hier eingesperrt haben. Wenn der Hauptataman herkommen sollte, kann's noch eine dumme Geschichte geben."

„Wer hat den Schlüssel?" fragte Tschernjak den Posten. „Sofort aufmachen!"

Der Wachstubenälteste sprang eilfertig herbei und schloß die Tür auf.

„Wo steckt denn der Kommandant? Soll ich vielleicht noch lange auf ihn warten? Macht ihn sofort ausfindig und schickt ihn hierher!" befahl Tschernjak. „Die Wache heraus! Antreten im Hof ... Warum sind die Gewehre ohne Bajonett?"

„Wir haben erst gestern abgelöst", rechtfertigte sich der Wachstubenälteste.

Er stürzte zur Tür, um den Kommandanten zu suchen.

Der Rittmeister stieß mit dem Stiefel die Tür zum Lagerraum auf. Ein paar Menschen erhoben sich vom Boden. Die übrigen blieben liegen.

„Laßt die Tür offen", befahl Tschernjak. „Man kann ja hier gar nichts sehen."

Er blickte prüfend in die Gesichter der Häftlinge.

„Warum bist du hier?" fuhr er den auf der Pritsche sitzenden Alten wütend an.

Der Gefragte erhob sich, schob seine Hose zurecht und stotterte, durch die Anschreierei erschreckt:

„Weiß selber nicht, warum. Man hat mich eingesperrt, und da sitze ich eben. Ein Pferd ist von meinem Hof verschwunden, daran bin ich aber nicht schuld."

„Wessen Pferd?" unterbrach ihn der Rittmeister.

„Ein Militärpferd. Die bei mir einquartierten Soldaten haben es versoffen und wollen jetzt die Schuld auf mich abladen."

Tschernjak musterte den Alten rasch von Kopf bis Fuß und zuckte ungeduldig die Achseln.

„Pack deine Siebensachen zusammen und mach, daß du fortkommst!" brüllte er und wandte sich bereits der Schnapsbrennerin zu.

Der Alte begriff nicht sofort, daß er frei war, und murmelte, seine kurzsichtigen Augen auf den Rittmeister gerichtet:

„Dann darf ich also gehen?"

Der Rittmeister nickte nur mit dem Kopf. „Mach, daß du fortkommst, aber schnell!"

Der Alte band hastig seinen Sack von der Pritsche los und verdrückte sich.

„Und warum sitzt du hier?" verhörte Tschernjak schon die Schnapsbrennerin.

Diese verschlang eiligst den Rest ihres Kuchens und legte los:

„Ach, Pan Offizier, mich hat man ganz ungerecht eingesperrt! Ich bin eine arme Witwe. Meinen Schnaps haben sie ausgesoffen und mich dann noch hierhergebracht."

„Was, du handelst mit Selbstgebranntem?" fragte Tschernjak.

„Ein schöner Handel", erwiderte das Weib gekränkt. „Der Kommandant hat mir vier Flaschen genommen und nicht einen lumpigen Groschen bezahlt. Und genauso machen es alle; den Schnaps saufen sie, aber zahlen will keiner. Auch ein Handel!"

„Genug, scher dich zum Teufel!"

Das Weib ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie nahm ihren Korb und zog mit vielen unterwürfigen Verbeugungen ab.

„Gott schenke euch Gesundheit und ein langes Leben, ihr Herren Offiziere", war noch zu vernehmen.

Dolinnik beobachtete diese Komödie mit großen Augen. Keiner von den Häftlingen verstand, was da los war. Eins jedoch war klar: Die Ankömmlinge verkörperten die Obrigkeit, die über die Verhafteten verfügen konnte.

„Und weswegen bist du hier?" wandte sich Tschernjak an Dolinnik.

„Steh auf, wenn der Herr Oberst mit dir spricht", fuhr ihn der Rittmeister an.

Langsam und schwerfällig erhob sich Dolinnik vom Boden.

„Weswegen du hier bist, habe ich gefragt", wiederholte Tschernjak.

Einige Sekunden lang betrachtete Dolinnik das gezwirbelte Schnurrbärtchen des Obersten, sein glattrasiertes Gesicht, dann den Schirm der neuen Kerenski-Mütze mit der emaillierten Kokarde, und plötzlich kam ihm der kühne Gedanke: Und vielleicht gelingt es doch?

„Ich bin verhaftet worden, weil ich nach acht Uhr abends auf der Straße war", sagte er das erstbeste, das ihm gerade einfiel.

Einige Sekunden vergingen in qualvoller Spannung.

„Wozu hast du dich nachts auf der Straße herumzutreiben?"

„Es war nicht Nacht, erst gegen elf Uhr abends."

Sprach's und glaubte schon selbst nicht mehr an einen günstigen Ausgang dieses Abenteuers.

Ihm wankten die Knie, als er den kurzen Befehl vernahm: „Scher dich!"

Dolinnik ging zur Tür hinaus und vergaß in der Eile seine Jacke.

Der Rittmeister nahm sich bereits den nächsten vor.

Kortschagin kam zuletzt dran. Er saß auf dem Fußboden, ganz verwirrt durch das, was sich vor seinen Augen abspielte. Es kam ihm kaum recht zum Bewußtsein, daß man Dolinnik freigelassen hatte. Es war ihm unfaßbar, was da vor sich ging. Alle ließ man heraus ... ja, aber Dolinnik, Dolinnik ... Er hatte freilich angegeben, daß er wegen nächtlichen Herumstreifens verhaftet worden sei ... Endlich begriff Pawel.

Der Oberst verhörte den dürren Selzer auf seine übliche Manier:

„Weshalb bist du hier?"

Der blasse, aufgeregte Friseur antwortete hastig:

„Ich soll Agitation getrieben haben. Ich weiß aber gar nicht, was für eine Agitation ..."

Tschernjak horchte auf.

„Was? Agitation? Wofür hast du denn agitiert?"

Selzer ließ ratlos die Arme sinken.

„Ich weiß es wirklich selbst nicht. Ich habe nur erzählt, daß man bei der jüdischen Bevölkerung Unterschriften für eine Bittschrift an den Hauptataman sammelt."

„Was denn für eine Bittschrift?" Der Kosakenrittmeister und Tschernjak rückten näher zu Selzer heran.

„Eine Bittschrift über die Abschaffung der Pogrome. Sie wissen wohl, bei uns hat es einen furchtbaren Pogrom gegeben? Die Bevölkerung hat Angst."

„Hab' verstanden", unterbrach ihn Tschernjak. „Wir werden dir schon eine schöne Bittschrift verfassen, du Judenvieh." Er wandte sich an den Rittmeister: „Dieses Früchtchen muß in sicheren Gewahrsam. Man soll ihn zum Stab schaffen. Ich werde ihn mir selbst vorknöpfen, und da werden wir schon erfahren, wer hier Bittgesuche überreichen will."

Selzer versuchte etwas einzuwenden, aber der Rittmeister holte weit aus und versetzte ihm einen Knutenhieb über den Rücken.

„Halt die Schnauze, du Luder!"

Sich vor Schmerzen krümmend, wankte Selzer in eine Ecke. Seine Lippen bebten. Nur mit Mühe hielt er einen Weinkrampf zurück.

Während der letzten Szene hatte sich Kortschagin erhoben. Von den Häftlingen waren nur noch er und Selzer da.

Tschernjak stellte sich vor den Jungen und musterte ihn mit seinen schwarzen Augen.

„Und du, weshalb bist du hier?"

Der Oberst bekam die rasche Antwort:

„Ich habe ein Stück Leder für Schuhsohlen vom Sattel abgeschnitten."

„Von welchem Sattel?" Der Oberst begriff nicht recht.

„Bei uns sind doch zwei Kosaken einquartiert; da habe ich von einem alten Sattel ein Stück Leder abgeschnitten für Sohlen, und deshalb haben mich die Kosaken hierhergebracht." Und von einer ungestümen Hoffnung gepackt, wieder in die Freiheit zu gelangen, fügte er hinzu: „Ich wußte ja nicht, daß man das nicht darf ..."

Der Oberst sah Kortschagin verächtlich an.

„Womit sich dieser Kommandant bloß beschäftigt hat, weiß der Teufel! Schöne Häftlinge hat er sich da zugelegt!" Er wandte sich der Tür zu und schrie im Gehen Pawel an: „Kannst nach Hause, und sag deinem Vater, er soll dir ordentlich die Hosen strammziehen. Na, mach, daß du fortkommst!"

Mit vor Freude wild klopfendem Herzen griff Pawel, der seinen Ohren kaum traute, nach Dolinniks liegengebliebener Jacke, rannte zur Tür, durch die Wachstube auf den Hof und dann durch die Pforte auf die Straße hinaus.

Der unglückliche Selzer blieb allein zurück. Er blickte sich zerquält und sehnsüchtig um, machte instinktiv einige Schritte zur Tür, aber schon erschien ein Posten, schloß die Tür, hängte das Schloß vor und setzte sich auf einen neben der Tür stehenden Schemel.

Draußen wandte sich Tschernjak zufrieden an den Kosakenrittmeister.

„Gut, daß wir hier einen Blick hineingeworfen haben. Was sich da für ein Pack angesammelt hat – kaum zu glauben! Der Kommandant kriegt seine zwei Wochen Arrest! Reiten wir jetzt weiter!"

Im Hof ließ der Wachstubenälteste seinen Trupp Aufstellung nehmen. Als er den Obersten erblickte, lief er zu ihm und erstattete Bericht:

„Alles in Ordnung, Pan Oberst."

Tschernjak setzte den Fuß in den Steigbügel und sprang behend in den Sattel. Der Rittmeister mühte sich mit seinem störrischen Gaul ab. Tschernjak zog die Zügel an und sagte: „Bestell dem Kommandanten, daß ich den ganzen Mist, den er hier angesammelt hatte, an die frische Luft gesetzt habe und daß ich ihm zwei Wochen Arrest aufbrummen werde für diese Wirtschaft hier. Der Kerl, der dringeblieben ist, muß schleunigst zum Stab gebracht werden. Die Wache soll sich fertigmachen."

„Zu Befehl, Pan Oberst!" Der Kosak salutierte.

Der Oberst und der Rittmeister gaben ihren Pferden die Sporen und ritten im Galopp zum Platz zurück, auf dem die Parade bereits ihrem Ende entgegenging.

Über sieben Zäune war Pawel geklettert. Nun hielt er inne. Er konnte nicht mehr. Die Kräfte versagten ihm.

Die Hungertage in dem muffigen, ungelüfteten Lagerraum hatten ihn kraftlos gemacht. Nach Hause konnte er nicht, zu Brusshaks auch nicht – denn sollte etwas herauskommen, so würde die ganze Familie ins Unglück gestürzt werden. Wohin konnte er nur gehen?

Er wußte nicht, was er tun sollte, und lief und lief, vorüber an Gemüsefeldern und Hinterhöfen. Erst als er mit der Brust gegen einen Zaun prallte, kam er zur Besinnung.

Er sah sich um und erschrak: Hinter dem hohen Bretterzaun lag der Garten des Oberförsters. Also dahin hatten ihn seine so müden Beine getragen! War er etwa absichtlich hierhergerannt? Nein.

Aber weshalb befand er sich denn gerade vor dem Haus des Oberförsters?

Auf diese Frage konnte er keine Antwort geben.

Jetzt mußte er irgendwo Atem schöpfen und überlegen, was geschehen sollte; er wußte, im Garten stand eine Laube. Dort würde ihn niemand sehen.

Kortschagin sprang hoch, klammerte sich mit der Hand am obersten Brett fest, kletterte auf den Zaun hinauf und plumpste in den Garten. Er warf einen flüchtigen Blick auf das hinter den Bäumen hervorschimmernde Haus und ging auf die Laube zu. Sie war nach allen vier Seiten offen. Im Sommer von wildem Wein umrankt, stand sie jetzt ganz kahl da.

Er wollte zum Zaun zurück, aber zu spät. Schon hörte er hinter sich das wütende Gekläff eines Hundes. Über den mit Herbstlaub bedeckten Weg sprang vom Försterhaus her ein riesiger Hund auf ihn zu, der den Garten mit seinem Gebell erfüllte.

Pawel machte sich zur Abwehr bereit.

Den ersten Ansprung wehrte er mit einem Fußtritt ab. Aber der Hund wollte nicht von ihm ablassen, er versuchte ihn abermals anzufallen. Wer weiß, wie dieser Kampf ausgegangen wäre, wenn nicht eine Pawel bekannte helle Stimme gerufen hätte:

„Tresor, hierher!"

Tonja kam den Gartenweg entlanggelaufen. Sie packte Tresor beim Halsband und zerrte ihn zurück, dann wandte sie sich an den am Zaun stehenden Pawel:

„Wie sind Sie denn hier hereingeraten? Der Hund hätte Sie ja in Stücke reißen können. Gut, daß ich..."

Sie stockte erstaunt, ihre Augen öffneten sich weit. Welch frappante Ähnlichkeit hatte doch dieser Bursche mit Kortschagin!

Die Gestalt am Zaun machte eine Bewegung und sagte leise:

„Erkennst du... Erkennen Sie mich?"

Tonja schrie auf und ging hastig auf Kortschagin zu.

„Pawluscha, du bist's?"

Tresor betrachtete diesen Ausruf für ein Angriffssignal und sprang mit einem Satz vor.

„Kusch!"

Der Hund erhielt von Tonja einen Klaps und lief beleidigt, mit eingezogenem Schwanz, dem Haus zu.

Tonja drückte Kortschagin die Hand und fragte:

„Du bist frei?"

„Ach, du weißt also?"

Tonja, die ihrer Erregung nicht Herr werden konnte, sprudelte hervor:

„Ich weiß alles. Lisa hat es mir erzählt. Wie kommst du aber hierher? Hat man dich freigelassen?"

Kortschagin antwortete in müdem Ton:
„Ja, irrtümlicherweise freigelassen. Ich bin geflohen. Wahrscheinlich sucht man mich schon. Hierher bin ich zufällig geraten. Ich wollte mich in der Laube ein wenig verschnaufen.“ Und wie um sich zu entschuldigen, fügte er hinzu: „Ich bin sehr müde.“

Sekundenlang schaute Tonja ihn an, und von aufwallendem Mitleid, heißer Zärtlichkeit, Unruhe und Freude gepackt, preßte sie seine Hände.

„Pawluscha, lieber, lieber Pawka, mein guter, einziger... Ich liebe dich... Hörst du?... Du eigensinniger Junge, du, warum bist du damals weggelaufen? Jetzt kommst du zu uns, zu mir... Um nichts in der Welt lass' ich dich wieder weg. Bei uns ist es ganz ruhig, da kannst du bleiben, solange du willst.“

Kortschagin schüttelte ablehnend den Kopf.

„Und wenn man mich bei euch findet, was wird dann werden? Nein, ich kann bei euch nicht bleiben.“

Ihre Hände umklammerten seine Finger noch fester. Ihre Lider zuckten, in den Augen standen Tränen.

„Wenn du jetzt nicht zu uns kommst, wirst du mich nie wiedersehen. Artjom ist doch nicht da. Er ist unter Bewachung auf eine Lokomotive gebracht worden. Man mobilisiert jetzt alle Eisenbahner. Wohin willst du also?“

Pawel verstand ihre Unruhe, aber die Angst, das ihm so teure Mädchen in Gefahr zu bringen, hielt ihn zurück. Und doch gab er, erschöpft von all dem Erlebten, von Müdigkeit und Hunger übermannt, schließlich nach.

Während er in Tonjas Zimmer auf dem Diwan saß, fand in der Küche zwischen Mutter und Tochter folgendes Gespräch statt:

„Höre, Mama. In meinem Zimmer ist jetzt Kortschagin. Kannst du dich noch seiner erinnern? Mein Schüler. Ich will dir nichts verheimlichen. Er war verhaftet, weil er einen bolschewistischen Matrosen befreit hat. Jetzt ist er geflohen und hat keine Unterkunft.“ Ihre Stimme zitterte. „Ich bitte dich, Mama, erlaube doch, daß er jetzt bei uns bleibt.“

Die Augen des Mädchens waren flehentlich auf die Mutter gerichtet.

Diese schaute Tonja prüfend an.

„Gut, ich habe nichts dagegen. Aber wo willst du ihn unterbringen?“

Tonja errötete; aufgeregt und verlegen antwortete sie:

„Er kann in meinem Zimmer auf dem Diwan schlafen. Der Vater braucht vorläufig nichts davon zu wissen.“

Die Mutter sah Tonja in die Augen.

„Das war also die Ursache deiner Tränen?“

„Ja.“

„Er ist ja noch ein Junge.“

Tonja zupfte nervös an ihrer Bluse.

„Ja, aber wenn er nicht geflohen wäre, hätte man ihn wie einen Erwachsenen erschossen.“

Die Anwesenheit Kortschagins in ihrem Haus erfüllte Jekaterina Michailowna mit Unruhe. Seine Verhaftung sowie Tonjas offensichtliche Sympathie für diesen Jungen, den sie, die Mutter, gar nicht kannte, machten ihr große Sorgen.

Tonja wurde plötzlich von hausfraulichem Eifer gepackt.

„Er muß baden, Mama. Ich will sofort alles herrichten. Er ist schmutzig wie ein Schornsteinfeger, hat sich eine Ewigkeit nicht waschen können.“

Geschäftig lief sie hin und her, heizte den Badeofen, legte frische Wäsche zurecht. Schließlich nahm sie Pawel bei der Hand und zog ihn, ohne jede weitere Erklärung, ins Badezimmer.

„Du mußt alles wechseln. Hier hast du einen Anzug. Deine Sachen müssen gewaschen werden. Das hier wirst du anziehen“, sagte sie und wies auf den Stuhl, auf dem sauber und adrett Hosen und eine blaue Matrosenbluse mit weißem Kragen lagen.

Pawel blickte erstaunt drein, Tonja lächelte.

„Das ist mein Maskenballkostüm. Es wird dir gerade passen. So, und jetzt bediene dich selber – ich lasse dich allein. Während du badest, mache ich das Essen fertig.“

Sie warf die Tür zu. Pawel blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Er zog sich schnell aus und stieg in die Wanne.

Eine Stunde später saßen alle drei – die Mutter, Tonja und Pawel – in der Küche beim Mittagessen.

Der ausgehungerte Pawel leerte, ohne es gewahr zu werden, drei Teller. Zuerst genierte er sich vor Jekaterina Michailowna. Aber als er ihr herzliches Verhalten spürte, fühlte er sich bald heimisch.

Nach dem Mittagessen, als sie in Tonjas Zimmer beisammensaßen, berichtete Pawel auf Bitten der Mutter von seinen Erlebnissen.

„Was wollen Sie nun weiterhin machen?“ fragte ihn Jekaterina Michailowna.

Pawel sann ein wenig nach.

„Ich möchte erst mal meinen Bruder Artjom sehen und dann schleunigst von hier verschwinden."

„Wohin?"

„Ich will mich nach Uman oder Kiew durchschlagen. Bin mir selbst noch nicht ganz klar, wohin, aber von hier muß ich unbedingt weg."

Pawel konnte es noch immer nicht fassen, daß sich alles so schnell geändert hatte. Am Morgen war er noch im Kittchen gewesen, und jetzt saß Tonja neben ihm, er war sauber gekleidet, und – die Hauptsache – er war frei.

So ist es manchmal im Leben: bald hoffnungslose Finsternis, bald lächelt wieder die Sonne. Würde nicht die Gefahr einer neuerlichen Verhaftung über ihm schweben, er wäre restlos glücklich.

Aber jeden Augenblick, da er hier, in diesem großen und stillen Haus weilte, konnten sie ihn holen kommen.

Er muß fort, ganz gleich, wohin, nur nicht hierbleiben.

Aber von hier wegzugehen hat er, verdammt noch mal, gar keine Lust! Wie interessant war es, über den Helden Garibaldi zu lesen! Wie hatte er ihn beneidet. Aber das Leben dieses Garibaldi war schwer gewesen, durch die ganze Welt hatte man ihn gehetzt. Er selbst, Pawel, hat nur sieben Tage lang schreckliche Qualen erleiden müssen, und da schien es ihm schon, als sei in diesen Tagen ein Jahr verflossen.

Nein, ein großer Held ist er gerade nicht!

„Woran denkst du?" fragte Tonja und neigte sich über ihn. Ihre Augen schienen ihm unergründlich in ihrem dunklen Blau.

„Tonja, wenn du hören willst, erzähle ich dir von Christina ..."

„Erzähle", bat Tonja lebhaft.

„... und sie kam nicht mehr zurück." Die letzten Worte stieß er mühsam hervor.

Im Zimmer war nur das gleichmäßige Ticken der Uhr zu hören. Tonja hatte den Kopf gesenkt. Das Schluchzen saß ihr in der Kehle, sie biß sich krampfhaft auf die Lippen.

Pawel blickte sie an.

„Ich muß heute noch fort von hier", sagte er entschieden.

„Nein, nein, heute darfst du auf keinen Fall weggehen!"

Ihre zarten Finger streichelten leise sein widerspenstiges Haar.

„Tonja, du mußt mir helfen. Man muß im Depot erfahren, wo Artjom steckt, und dann noch Serjosha einen Zettel bringen. Bei uns ist ein Krähennest, dort habe ich die Pistole versteckt. Ich kann nicht selber hingehen. Serjosha muß sie holen. Wirst du gehen?"

Tonja stand auf.

„Ich laufe sofort zu Lisa Sucharko und dann mit ihr ins Depot. Schreib den Zettel, ich bringe ihn Serjosha. Wo wohnt er denn? Und wenn er zu dir kommen will, soll ich ihm anvertrauen, wo du steckst?"

Pawel dachte nach und sagte dann: „Er soll mit der Pistole abends in den Garten kommen."

Erst spätnachmittags kehrte Tonja heim.

Pawel war fest eingeschlafen. Unter der zarten Berührung ihrer Hand erwachte er. Sie lächelte freudig.

„Artjom wird gleich hier sein. Er ist soeben angekommen. Lisas Vater hat für ihn gebürgt, und so hat man ihn auf eine Stunde weggelassen. Die Lokomotive steht im Depot. Ich konnte ihm nicht mitteilen, daß du hier bist. Habe ihm nur gesagt, daß ich ihm etwas sehr Wichtiges zu erzählen hätte. – Ah, da ist er ja schon."

Tonja lief zur Tür. Artjom blieb wie angewurzelt an der Schwelle stehen und wollte seinen Augen nicht trauen. Tonja schloß rasch hinter ihm die Tür, damit der kranke Vater in seinem Zimmer nichts hören konnte.

Als Artjom den Bruder in seine Arme nahm, knackten Pawels Knochen.

„Brüderchen, Pawka!"

Pawel mußte morgen weg, das stand fest.

Artjom wollte ihn auf der Lokomotive bei Brusshak unterbringen, der nach Kasatin fahren sollte.

Der sonst so rauhe Artjom war, besorgt um das ungewisse Schicksal seines Bruders, völlig aus dem Gleichgewicht geworfen. Jetzt kannte seine Freude keine Grenzen.

„Also morgen früh um fünf Uhr kommst du zum Holzlager. Wir werden Holz auf den Tender laden, und du versteckst dich. Ich hätte gern mehr mit dir gesprochen, aber ich muß wieder zurück. Morgen werde ich dich begleiten. Wir sollen zu einem Eisenbahnerbataillon zusammengefaßt werden. Man fährt jetzt unter Bewachung – ganz wie es unter den Deutschen war."

Artjom verabschiedete sich und ging.

Die Dämmerung brach rasch an. Serjosha sollte zum Gartenzaun kommen. Pawel ging voll gespannter Erwartung im dunklen Zimmer auf und ab. Tonja und ihre Mutter hielten sich bei dem kranken Vater auf.

Pawel und Serjosha trafen sich in der Dunkelheit. Sie drückten einander fest die Hand. Auch Walja war mitgekommen. Sie unterhielten sich flüsternd.

„Ich habe die Pistole nicht mitbringen können. Bei euch ist der ganze Hof voller Petljura-Leute. Wagen stehen umher, und Feuer haben sie angemacht. Es war einfach unmöglich, auf den Baum zu klettern. Ist eben Pech", versuchte sich Serjosha zu rechtfertigen.

„Ach, laß nur", beruhigte ihn Pawel. „Wer weiß, wozu das gut ist. Vielleicht würde man die Waffe unterwegs bei mir finden, und dann könnte mich das den Kopf kosten. Aber wegholen mußt du sie unbedingt."

Walja trat zu ihm.

„Wann fährst du?"

„Morgen, Walja, sobald es hell wird."

„Aber wie bist du bloß herausgekommen, erzähl doch!"

Pawel berichtete hastig im Flüsterton all seine Erlebnisse.

Sie verabschiedeten sich herzlich. Serjosha scherzte nicht mehr, er war ganz aufgeregt.

„Glückliche Reise, Pawel, vergiß uns nicht", brachte Walja mühsam heraus.

Sie gingen und waren bald in der Dunkelheit verschwunden.

Im Haus ist alles still. Nur der Zeiger der tickenden Uhr rückt gleichmäßig vor. Weder Tonja noch Pawel denken ans Schlafen. Sollten sie sich doch in sechs Stunden wieder trennen und vielleicht nie mehr wiedersehen.

Und kann man denn in so kurzer Frist einander jene vielen Gedanken und Worte sagen, die jeden von ihnen im tiefsten Innern bewegen?

Jugend, herrliche Jugend, die sich der Leidenschaft noch nicht bewußt ist und sie nur zaghaft keimen spürt im heftigen Pochen der Herzen; die Hand bebt erschrocken zurück, wenn sie unversehens die Brust der Freundin streift. Die reine Freundschaft bewahrt die Jugend vor dem letzten Schritt. Was kann es Teureres geben als die Arme des geliebten Mädchens, wenn sie dich umschlingen, und einen Kuß, der dich durchzuckt und versengt wie ein elektrischer Schlag!

Während der ganzen Freundschaft war das der zweite Kuß. Bisher war außer der Mutter niemand zärtlich zu Pawel gewesen. Nichts als Prügel hatte er kennengelernt. Um so stärker empfand er Tonjas Zärtlichkeit.

In seinem harten und bitteren Leben hatte er nie geahnt, daß es solche Freude geben konnte – und diesem Mädchen begegnet zu sein, war für Pawel ein großes Glück.

Er spürt den Duft ihres Haares und glaubt, ihre Augen zu sehen.

„Ich liebe dich so, Tonja, kann es dir gar nicht sagen, kann nicht ausdrücken, was ich empfinde."

Seine Gedanken verwirren sich.

Wie fügsam der geschmeidige Körper ist... Aber die Freundschaft der Jugend steht über allem.

„Tonja, wenn der ganze Wirbel vorbei ist, werde ich bestimmt Monteur. Wenn du mich dann noch liebhast und es dir wirklich ernst ist und nicht nur Spielerei, so werde ich dir ein guter Mann sein. Nie werde ich dir etwas zuleide tun. Hol mich der Teufel, wenn ich dich jemals kränken sollte."

Da sie befürchteten, in zärtlicher Umarmung einzuschlafen, die von der Mutter, wenn sie beide so fände, falsch gedeutet werden könnte, trennten sie sich.

Der Morgen graute bereits, als sie einschliefen, nachdem sie sich das Versprechen abgenommen hatten, einander nie zu vergessen.

Frühmorgens wurde Kortschagin von Jekaterina Michailowna geweckt. Rasch wurde er munter.

Während er im Badezimmer in seine Sachen schlüpfte, die Stiefel und Dolinniks Jacke anzog, weckte die Mutter auch Tonja.

Flink eilten die beiden im Morgennebel zur Station. Auf einem Umweg kamen sie zum Holzschuppen. Artjom erwartete sie bereits ungeduldig in der Nähe der mit Holz beladenen Lokomotive.

Langsam kam die in dicke Dampfwolken gehüllte schwere Lokomotive heran. Aus dem Fenster des Führerstandes blickte Brusshak.

Schnell verabschiedeten sie sich, Pawel faßte den eisernen Griff der Lokomotivtreppe und kletterte hinauf. Dann wandte er sich um. Am Bahnübergang standen zwei bekannte Gestalten: eine sehr große – das war Artjom – und neben ihm eine schlanke, zierliche – das war Tonja. Der Wind zerrte am Kragen ihrer Bluse, er zauste ihre kastanienbraunen Locken. Unentwegt winkte sie der Lokomotive nach.

Artjom warf einen Seitenblick auf die mit den Tränen kämpfende Tonja und seufzte:

„Entweder bin ich ein vollendeter Esel, oder bei den beiden stimmt was nicht. Sieh einer den Pawka an. Das ist mir ein Lausbub!"

Als der Zug außer Sicht war, wandte sich Artjom an Tonja:

„Na, also wollen wir gute Freunde werden", und Tonjas winzige Hand verschwand in Artjoms riesiger Tatze.

Aus der Ferne war noch das Rollen des immer schneller fahrenden Zuges zu hören.

SIEBENTES KAPITEL

Eine ganze Woche lang waren Erwachen und Schlafengehen in dem von Schützengräben und wie Spinngewebe dichten Drahtverhauen umgebenen Städtchen von dem Dröhnen der Geschütze und dem Geknatter der Gewehre begleitet. Erst tief in der Nacht pflegte es ruhig zu werden. Mitunter durchbrachen vereinzelte Salven die nächtliche Stille: Man streckte beiderseits die Fühler aus. Im Morgengrauen jedoch wimmelte es auf dem Bahnhof bei den Geschützbatterien wieder von Menschen. Die dunklen Schlünde der Kanonen husteten böse und furchterregend. Immer wieder wurden sie hastig mit Stahl gefüttert. Der Kanonier zog an der Schnur, die Erde erbebte. Drei Kilometer hinter der Stadt sausten die Granaten brüllend, pfeifend und alles übertönend über ein von den Roten besetztes Dorf hinweg, wobei durch den Einschlag große Erdklumpen in die Höhe flogen.

Im Hof eines alten polnischen Klosters standen die Batterien der Roten. Das Kloster lag mitten im Dorf auf einem hohen Hügel.

Genosse Samostin, der Kriegskommissar der Batterie, sprang auf. Er hatte geschlafen, den Kopf an die Lafette eines Geschützes gelehnt. Den Gürtel mit der schweren Mauserpistole straffziehend, lauschte er auf das Heulen einer Granate und wartete auf den Einschlag. Der Hof hallte von seiner hellen Stimme wider:

„Aufstehen! Morgen könnt ihr ausschlafen, Genossen, aufste-hen!"

Die Artilleristen hatten neben ihren Geschützen geschlafen. Sie sprangen ebensoschnell auf die Beine wie ihr Kriegskommissar. Nur bei Sidortschuk ging das langsam. Unwillig hob er den schlaftrunkenen Kopf.

„Zum Teufel mit diesem verfluchten Pack! Kaum wird's hell, da fängt der Krawall schon wieder an. Was ist das bloß für eine niederträchtige Bande!"

Samostin lachte auf.

„Sind eben ganz unaufgeklärte Elemente, Sidortschuk. Nehmen absolut keine Rücksicht darauf, daß du noch schlafen willst.“

Der Artillerist erhob sich und brummte unzufrieden vor sich hin.

Nach einigen Minuten dröhnten bereits auf dem Klosterhof die Geschütze, und in der Stadt krepierte Granate auf Granate.

Auf dem hochragenden Schlot der Zuckerfabrik hatten ein Petljura-Offizier und ein Telefonist auf einem Brettergerüst ihren Beobachtungsstand eingerichtet. Auf den im Schornstein eingelassenen Eisenstufen waren sie emporgeklettert.

Die ganze Stadt lag vor ihnen wie auf der flachen Hand ausgebreitet. Von hier aus leiteten sie das Artilleriefeuer. Sie konnten jede Bewegung der die Stadt belagernden Roten beobachten. Heute ging es bei den Bolschewiki besonders lebhaft zu. Durchs Zeißglas konnte man genau die Bewegung ihrer Abteilungen feststellen. Auf den zum Podolsker Bahnhof führenden Gleisen kam, ununterbrochen aus seinen Geschützen feuernd, ein Panzerzug angekrochen. Hinter ihm waren die Schützenketten zu sehen. Schon einige Male waren die Roten zum Angriff vorgegangen und hatten versucht, die Stadt einzunehmen, aber das Sitscher Regiment hatte sich an den Zugängen festgesetzt und eingegraben, und aus den Schützengräben spie höllisches Feuer. Ringsum war alles von rasendem Gewehrgeknatter erfüllt. Der Lärm steigerte sich zu einem einzigen Gebrüll und wuchs zu höchster Spannung an, sobald ein Angriff einsetzte. Von einem wahren Kugelregen empfangen, konnten die bolschewistischen Reihen die übermenschliche Anstrengung nicht aushalten und wichen zurück. Auf dem Schlachtfeld blieben reglose Gestalten liegen.

Heute wurden die Angriffe auf die Stadt immer hartnäckiger, immer häufiger. Die Luft erzitterte unter den Einschlägen. Von der Spitze des Fabrikschlotes konnte man beobachten, wie die Schützenketten der Roten sich hinwarfen, wieder aufsprangen und dann unaufhaltsam vorwärts stürmten. Die Besetzung des Bahnhofs stand unmittelbar bevor. Die Petljura-Leute hatten bereits alle ihre Kampfreserven eingesetzt, waren jedoch nicht imstande, die beim Bahnhof geschlagene Bresche aufzufüllen. Von tollkühner Entschlossenheit erfüllt, drangen die bolschewistischen Kämpfer in die Straßen am Bahnhof ein. Durch einen raschen, wuchtigen Stoß aus ihren letzten Stellungen, den Gärten und Obstgärten der Vorstadt, herausgeschlagen, stürzten die Petljura-Leute des dritten Sitscher

Schützenregiments, die den Bahnhof besetzt gehalten hatten, in ungeordneten, zerstreuten Haufen in die Stadt. Ehe sie sich wieder sammeln und haltmachen konnten, waren ihre Sperrposten im Bajonettangriff weggefegt, und die Schützenketten der Rotarmisten ergossen sich in die Straßen.

Keine Kraft der Welt hätte verhindern können, daß Serjosha Brusshak den Keller verließ, wo sich seine Familie und deren nächste Nachbarn versteckt hielten. Es drängte ihn mit Gewalt hinaus. Trotz des Protests seiner Mutter kletterte er aus dem kühlen Keller hervor. Klirrend, nach allen Seiten schießend, raste gerade das Panzerauto „Sagaidatschny“ am Haus vorüber. Panikartig rannten fliehende Petljura-Leute hinter ihm her, stoben nach allen Seiten auseinander. Einer der Sitscher Schützen kam in den Hof des Brusshakschen Hauses gerannt. In fieberhafter Hast warf er die Patronentasche, den Helm und das Gewehr weg, schwang sich über den Zaun und verschwand in den Gemüsefeldern. Serjosha warf einen Blick auf die Straße. In der Richtung zum Südwestbahnhof flohen die Petljura-Leute. Ihr Rückzug wurde durch das Panzerauto gedeckt. Die in die Stadt führende Chaussee war menschenleer. Aber plötzlich tauchte auf der Straße ein Rotarmist auf. Er warf sich zu Boden und beschoß die Chaussee. Ihm folgte ein zweiter, ein dritter ... Serjosha sah sie; sie liefen geduckt voran und schossen dabei. Ohne jede Deckung rannte ein sonnverbrannter Chinese mit entzündeten Augen daher. Über seinem Hemd hingen Patronengurte, in beiden Händen hielt er Handgranaten. Allen voran stürmte ein ganz junger Rotarmist mit einem leichten Maschinengewehr. Das war die erste Schützenkette der Roten, die in die Stadt eindrangen. Freudig erregt lief Serjosha auf die Chaussee und schrie aus Leibeskräften:

„Ein Hoch auf unsere Genossen!“

Beinah hätte ihn der Chinese vor Überraschung umgerannt. Er wollte gerade Serjosha derb anfahren, als der begeisterte Blick des Jungen ihn zurückhielt.

„Wohin Petlula geflohen?“ schrie ihn der Chinese atemlos an.

Serjosha hörte jedoch nichts mehr. Er eilte in den Hof, griff nach der weggeworfenen Patronentasche und dem Gewehr des Sitscher Schützen und rannte, um die Rotarmisten einzuholen. Erst als bereits der Südwestbahnhof genommen war, wurde man auf ihn aufmerksam. Nachdem mehrere mit Granaten und Gewehrmunition beladene Transporte abgeschnitten und der Gegner in den Wald zurückgeworfen war, machten die

Rotarmisten halt, um Atem zu schöpfen und sich zu sammeln. Ein junger Maschinengewehrschütze trat auf Serjosha zu und fragte erstaunt:

„Woher bist du, Genosse?"

„Ich bin von hier, aus der Stadt, habe nur darauf gewartet, daß ihr kommt."

Serjosha wurde von Rotarmisten umringt.

„Ich ihn kennen", erklärte freudig lächelnd der Chinese. „El haben gelufen: ‚Hoch, Genossen!' El – einel von den Unsligen! Ein gutes Junge, Bolschewik", fügte er hinzu und klopfte Serjosha stürmisch auf die Schulter.

Serjoshas Herz schlug erregt. Sie hatten ihn sofort als einen der Ihren erkannt. Er hatte doch gemeinsam mit ihnen im Bajonettangriff den Bahnhof genommen.

Das Städtchen lebte auf. Die gequälten Einwohner krochen aus ihren Kellern hervor und eilten vor die Türen, um die in die Stadt einmarschierenden Roten Truppen zu sehen. Antonina Wassiljewna und Walja entdeckten plötzlich den stolz in den Reihen der Rotarmisten marschierenden Serjosha. Er war ohne Mütze, hatte eine Patronentasche umgehängt und ein Gewehr über der Schulter.

Antonina Wassiljewna schlug vor Empörung die Hände zusammen.

Ihr Sohn, ihr Serjosha, hatte es gewagt, sich in die Kämpfe einzumischen! Dafür wird es aber noch was setzen! Man denke nur: Vor der ganzen Stadt marschiert er da mit geschultertem Gewehr! Und was soll nachher werden? Von diesen Gedanken überwältigt, schrie Antonina Wassiljewna, die nicht mehr an sich halten konnte:

„Serjosha, mach, daß du nach Hause kommst, aber augenblicklich! Ich werd's dir schon geben, du Halunke! Werde dir beibringen, was Krieg heißt!" Sie ging auf ihren Sohn los, um ihn zu packen.

Aber Serjosha, ihr Serjosha, den sie noch vor kurzem an den Ohren gezogen hatte, blickte seine Mutter streng an und warf ihr, rot vor Scham und Kränkung, entgegen: „Schrei nicht so! Ich werde nicht von hier weggehen" und marschierte, ohne den Schritt zu verlangsamen, an ihr vorüber.

Antonina Wassiljewna brauste auf:

„So redest du also mit deiner Mutter! Wag es nicht, dich nach alledem noch zu Hause blicken zu lassen!"

„Ich komme auch gar nicht wieder", rief ihr Serjosha zu und wandte sich nicht einmal um.



Antonina Wassiljewna blieb völlig verwirrt auf der Straße stehen. An ihr vorüber marschierten die Reihen sonnverbrannter, staubbedeckter Kämpfer.

„Weine nicht, Mamachen! Wir machen deinen Sohn noch zum Kommissar", rief ihr eine kräftige Stimme spöttisch zu.

Ein fröhliches Gelächter ging durch den ganzen Zug. Und an der Spitze der Kompanie erscholl aus frischen Kehlen das Lied:

Brüder, zur Sonne, zur Freiheit,
Brüder, zum Lichte empor!
Hell aus dem dunklen Vergangnen
leuchtet die Zukunft hervor!

Mächtig fiel die ganze Kompanie ein, und mit den anderen verschmolz auch Serjoshas helle Stimme. Er hatte eine neue Familie gefunden. Und eins der Gewehre gehörte ihm, Serjosha.

Am Tor der Leszczynskischen Villa hängt eine weiße Tafel. Darauf steht ein einziges Wort: „Revolutionskomitee".

Daneben ein leuchtendes Plakat. Ein Zeigefinger ist direkt auf die Brust des Betrachters gerichtet, und die Augen eines Rotarmisten blicken ihn an. Darunter steht: „Bist du schon in der Roten Armee?"

Diese stummen Agitatoren waren in der Nacht von Mitarbeitern der politischen Abteilung der Division angebracht worden. Daneben hing der erste Aufruf des Revolutionskomitees an alle Werktätigen der Stadt Schepetowka:

Genossen! Die proletarischen Truppen haben die Stadt genommen. Die Sowjetmacht ist wiedererrichtet. Wir fordern die Bevölkerung auf, Ruhe zu bewahren. Die blutigen Pogromhelden sind vertrieben. Damit sie jedoch nicht wiederkehren können, damit sie endgültig vernichtet werden, rufen wir euch auf, der Roten Armee beizutreten. Unterstützt mit all euren Kräften die Macht der Werktätigen. Die militärische Macht in der Stadt liegt in Händen des Garnisonschefs, die zivile Macht in den Händen des Revolutionskomitees.

Vorsitzender des Revolutionskomitees
Dolinnik

Neue Leute waren in der Leszczynskischen Villa aufgetaucht. Das Wort „Genosse", für das man noch tags zuvor mit dem Leben hätte bezahlen

müssen, war jetzt auf Schritt und Tritt zu hören – das unsagbar erregende Wort „Genosse".

Dolinnik arbeitete Tag und Nacht.

Ein einfacher Tischler zimmerte hier die revolutionäre Macht.

An der Tür, die in eins der kleineren Zimmer der Villa führt, klebt ein Stück Papier, auf dem mit Bleistift geschrieben steht: „Parteikomitee". Hier arbeitet die Genossin Ignatjewa, eine ruhige, stets beherrschte Frau. Sie und Dolinnik sind von der politischen Abteilung der Division beauftragt, die Organe der Sowjetmacht ins Leben zu rufen.

Kaum ein Tag ist vergangen, und schon sitzen weitere Mitarbeiter an den Tischen, schon klappert eine Schreibmaschine. Ein Lebensmittelkommissariat ist geschaffen. Der Kommissar Pyzicki ist ein lebhafter, nervöser Mann. Pyzicki arbeitete in der Zuckerfabrik als Mechanikergehilfe. Mit außerordentlicher Beharrlichkeit bekämpfte er gleich in den ersten Tagen der Errichtung der Sowjetmacht die bourgeoisen Elemente in der Betriebsverwaltung, die ihren Haß gegen die Bolschewiki zu vertuschen suchten.

Auf der Betriebsversammlung sprach er, wütend mit der Faust auf den Rand des Rednerpults schlagend, zu den ihn umringenden Arbeitern in polnischer Sprache harte, unversöhnliche Worte.

„Schluß mit allem", sagte er, „das, was einst war, wird schon nie mehr wiederkehren. Unsere Väter und wir selbst haben das ganze Leben lang genug für Potocki geschuftet. Wir bauten denen Schlösser, und dafür zahlte uns der erlauchte Herr Graf gerade so viel, daß wir nicht bei der Arbeit vor Hunger krepierten.

Wie viele Jahre sitzen uns schon die Grafen Potocki und die Fürsten Sanguschko im Nacken? Sind es vielleicht wenig polnische Arbeiter, die Potocki unter sein Joch zwang, sind es wenig Russen, wenig Ukrainer? Und nun spuken unter diesen Arbeitern Gerüchte, von den Speichelleckern des Grafen verbreitet, daß die Sowjetmacht alle Polen mit eiserner Faust vernichten werde.

Das ist eine gemeine Verleumdung, Genossen! Noch nie hat es für die Arbeiter verschiedener Nationalitäten solche Freiheiten gegeben wie jetzt.

Alle Proletarier sind Brüder, aber die Pans, die werden wir schon beim Wickel kriegen, da könnt ihr sicher sein." Seine Hand beschrieb einen Bogen und fiel wieder hart auf den Rand des Rednerpults. „Und wer zwingt uns, das Blut unserer Brüder zu vergießen? Die Könige und Edelleute schickten seit jeher die polnischen Bauern gegen die Türken, und

immer überfiel und vernichtete ein Volk das andere – wie viele Menschen da zugrunde gingen, wieviel Unheil angerichtet wurde! Und wer brauchte das, etwa wir? Aber bald wird damit Schluß gemacht. Für dieses Pack hat jetzt die letzte Stunde geschlagen. Die Bolschewiki haben der ganzen Welt die für die Bourgeoisie so furchtbaren Worte verkündet: ‚Proletarier aller Länder, vereinigt euch!' In diesen Worten liegt unsere Rettung, unsere Hoffnung auf ein glückliches Leben, denn ein Arbeiter soll dem andern ein Bruder sein. Tretet der Kommunistischen Partei bei, Genossen!

Wir werden auch eine polnische Republik haben, aber eine Sowjetrepublik ohne die Potockis, die wir mit der Wurzel ausrotten und vernichten werden, und in diesem Sowjetpolen werden wir selbst die Herren sein. Wer von euch kennt nicht den Bronik Ptaszinski? Er ist vom Revolutionskomitee zum Kommissar unseres Betriebes ernannt worden. ‚Ein Nichts zu sein, tragt es nicht länger, alles zu werden, strömt zuhauf!' Auch unser Freudentag wird kommen, Genossen, hört nur nicht auf diese versteckt lauernden Schlangen! Und wenn wir Arbeiter die Sache mit unserem Vertrauen unterstützen, so werden wir die Brüderlichkeit aller Völker in der ganzen Welt organisieren!"

Pyzicki kamen diese Worte so recht aus seinem einfachen Arbeiterherzen.

Als er von der Tribüne stieg, bekundete die Jugend lebhaft ihre Zustimmung.

Nur die älteren Leute hatten Angst, ihre Meinung zu sagen. Wer weiß? Vielleicht werden die Bolschewiki morgen den Rückzug antreten, und dann wird man für jedes seiner Worte teuer bezahlen müssen. Selbst wenn man nicht an den Galgen gerät, wird man bestimmt aus dem Betrieb gejagt.

Kommissar für Volksbildungswesen ist ein Lehrer – der magere, schlanke Tschernopysski. Er ist vorläufig der einzige von der ortsansässigen Lehrerschaft, der zu den Bolschewiki hält.

Gegenüber dem Revolutionskomitee ist eine Sonderkompanie untergebracht, deren Rotarmisten im Revolutionskomitee Dienst tun. Am Abend wird im Garten vor dem Eingang ein Maxim-Maschinengewehr aufgestellt. Daneben halten zwei Soldaten mit Gewehren Wache.

Als die Genossin Ignatjewa ins Revolutionskomitee ging, wurde sie auf einen ganz jungen Rotarmisten aufmerksam und fragte ihn: „Wie alt sind Sie, Genosse?"

„Sechzehn."

„Sind Sie hier vom Ort?"

Der Rotarmist lächelte:

„Ja, ich bin erst vorgestern während des Kampfes der Roten Armee beigetreten."

Die Genossin Ignatjewa betrachtete ihn aufmerksam. „Was ist Ihr Vater?"

„Hilfsmaschinist."

Dolinnik betrat mit einem der Kommandeure den Garten. Genossin Ignatjewa wandte sich an ihn: „Hier habe ich einen für das Bezirkskomitee des Jugendverbandes gefunden. Er ist von hier."

Dolinnik warf einen raschen Blick auf den Jungen.

„Wie heißt du? – Ach, bist ja der Sohn von Sachar. Na ja, dann fang mal an, die Jungen zusammenzutrommeln."

Serjosha blickte die beiden erstaunt an.

„Und wie wird's mit der Kompanie?"

Dolinnik antwortete, als er schon die Stufen hinauflief:

„Das bringen wir schon in Ordnung."

Am Abend des zweiten Tages wurde in der Stadt ein Ortskomitee des Kommunistischen Jugendverbandes der Ukraine geschaffen.

Das neue Leben brach sich schnell, unerwartet schnell Bahn. Serjosha ging ganz darin auf. Es riß ihn in unwiderstehlichem Strudel mit sich fort. Serjosha hatte seine Familie ganz vergessen, obwohl sie sich so in der Nähe befand.

Er, Serjosha Brusshak, war ein Bolschewik! Vielleicht zum zehnten Male zog er das weiße Papierstreifchen aus der Hosentasche, wo auf einem Vordruck des Komitees der Kommunistischen Partei (Bolschewiki) der Ukraine geschrieben stand, daß er, Serjosha, ein Jungkommunist und Sekretär des Jugendverbandskomitees ist. Und wenn jemand dies bezweifeln sollte, so hängt über seiner Feldbluse am Gürtel eine imposante Mannlicher-Pistole in einer Segeltuchtasche, das Geschenk seines Freundes Pawka. Und das ist ein beweiskräftiges Mandat. Ach, wie schade, daß Pawluscha nicht da ist.

Serjosha hatte jetzt tagelang mit Aufträgen des Revolutionskomitees zu tun. Eben jetzt mußte er zu der Genossin Ignatjewa. Sie sollen gemeinsam zum Bahnhof fahren, wo sie in der politischen Abteilung der Division Literatur und Zeitungen für das Revolutionskomitee entgegennehmen müssen. Eiligst lief der Junge auf die Straße.

Einer von der politischen Abteilung erwartete sie mit dem Auto vor dem Revolutionskomitee.

Bis zum Bahnhof war es weit. Der Stab und die politische Abteilung der Ersten Ukrainischen Sowjetdivision waren dort in Eisenbahnwaggons untergebracht. Ignatjewa benutzte die Fahrt, um Serjosha ins Gebet zu nehmen.

„Was hast du auf deinem Gebiet geleistet? Hast du eine Organisation geschaffen? Du mußt unter deinen Freunden, unter der Arbeiterjugend agitieren. Man muß demnächst eine Ortsgruppe der Kommunistischen Jugend gründen. Morgen wollen wir einen Komsomolaufruf verfassen und drucken lassen. Dann werden wir im Theater eine Jugendkundgebung veranstalten. Ich werde dich in der politischen Abteilung der Division mit der Genossin Ustinowitsch bekannt machen. Sie leitet die Arbeit unter den Jugendlichen."

Die Genossin Ustinowitsch war, wie sich herausstellte, ein achtzehnjähriges Mädchen mit kurzem dunklem Haar, in einer neuen feldgrauen Bluse, die in der Taille von einem schmalen Riemen zusammengehalten war. Serjosha erfuhr von ihr sehr viel Neues und erhielt die Zusicherung, daß sie ihn in seiner Arbeit unterstützen werde. Beim Abschied belud sie ihn mit einem Haufen Literatur und gab ihm außerdem noch ein kleines Buch: das Programm und die Statuten des Kommunistischen Jugendverbandes.

Spätabends kehrten sie ins Revolutionskomitee zurück.

Im Garten erwartete ihn Walja. Sie überschüttete ihn mit einem Schwall von Vorwürfen:

„Schämst du dich denn gar nicht? Hast dich wohl ganz von Hause losgesagt? Tagtäglich weint die Mutter deinetwegen bittere Tränen, und der Vater läuft verärgert umher. Das gibt noch einen Mordsskandal."

„Nichts da, es wird keinen Skandal geben, Walja. Ich habe keine Zeit, nach Hause zu kommen. Mein Ehrenwort, ich hab' dazu keine Zeit, auch heute nicht. Aber mit dir habe ich etwas zu besprechen. Komm mal mit."

Walja erkannte ihren Bruder kaum wieder. Er hatte sich völlig verändert. Es war, als wäre er mit elektrischer Energie geladen. Er drückte die Schwester auf einen Stuhl und begann gleich ohne viel Umschweife:

„Es handelt sich um folgendes: Du mußt in den Komsomol eintreten. Du verstehst das nicht? In den Kommunistischen Jugendverband. Ich bin dort so etwas wie der Vorsitzende. Glaubst es wohl nicht? Da, lies!"

Walja las und schaute den Bruder verlegen an.

„Was soll ich denn im Jugendverband machen?"

Serjosha sperrte vor Verwunderung Mund und Nase auf.

„Was du da tun sollst? Aber, es gibt ja eine Unmasse Arbeit, meine Liebe. Ich mache nächtelang kein Auge zu. Agitieren muß man. Die Genossin Ignatjewa sagt, wir sollen alle Jugendlichen im Theater versammeln und ihnen von der Sowjetmacht erzählen. Und ich, sagt sie, soll dort eine Rede halten. Ich glaube zwar, daß daraus nichts wird, denn ich habe natürlich keine Ahnung, wie man so etwas macht. Da werde ich mich bestimmt blamieren. Aber nun sag mir – wie denkst du über deinen Eintritt in den Jugendverband?"

„Ich weiß nicht. Die Mutter wird dann sicher ganz außer sich sein."

„Du darfst dich nicht nach der Mutter richten, Walja", erwiderte Serjosha. „Das versteht sie eben nicht. Sie will nur, daß ihre Kinder bei ihr bleiben. Gegen die Sowjetmacht hat sie nichts, sie sympathisiert doch mit ihr. Sie meint aber, daß andere an die Front gehen sollen, nur nicht ihre Kinder. Ist das etwa richtig? Weißt du noch, was uns Shuchrai erzählt hat? Siehst du, Pawka, der hat sich nicht nach seiner Mutter gerichtet. Jetzt haben wir das Recht erhalten, so zu leben, wie es uns zukommt. Du wirst doch nicht etwa nein sagen, Waljuscha? Wie fein wäre es, wenn du gleich ja sagtest! Du könntest unter den Mädchen und ich unter den Jungen arbeiten. Den rothaarigen Lauser, den Klimka, werde ich mir noch heute vornehmen. Nun, wie steht's, Walja, kommst du zu uns oder nicht? Hier hast du ein Büchlein über diese Sache."

Er zog das kleine Buch aus der Tasche und gab es ihr. Walja, die kein Auge von dem Bruder ließ, fragte flüsternd:

„Und was wird geschehen, wenn die Petljura-Leute wiederkommen?"

Serjosha dachte zum erstenmal über diese Frage nach.

„Dann werde ich natürlich zusammen mit den anderen abziehen. Aber was wird aus dir werden? Die Mutter wird dann wirklich sehr unglücklich sein."

Er schwieg eine Weile.

„Serjosha, du meldest mich so als Mitglied an, daß es weder die Mutter noch sonst jemand erfährt, nur ich und du sollen es wissen. Und helfen werde ich euch in allem. So wird es das beste sein."

„Du hast recht, Walja."

Die Genossin Ignatjewa kam ins Zimmer.

„Das ist meine Schwester Walja“, stellte Serjosha vor. „Ich habe mit ihr über unsere Sache gesprochen. Sie ist für uns völlig geeignet. Mit unserer Mutter ist das nicht so einfach, verstehen Sie? Kann man Walja jetzt als Mitglied aufnehmen, ohne daß jemand davon erfährt? Denn sollte es vielleicht noch dazu kommen, daß wir uns zurückziehen müssen, so nehme ich natürlich ein Gewehr und marschiere mit. Ihr aber tut die Mutter leid.“

Die Genossin Ignatjewa saß auf einer Tischkante und hatte aufmerksam zugehört.

„Gut, wir werden es so machen.“

Das Theater war brechend voll. Lebhaft plaudernde Jugendliche, die von den in der ganzen Stadt angeschlagenen Bekanntmachungen aufgefordert worden waren, sich an der bevorstehenden Versammlung zu beteiligen, füllten den Saal bis zum letzten Platz. Es spielte ein Blasorchester der Arbeiter aus der Zuckerfabrik. Die meisten Anwesenden waren Gymnasiastinnen, Gymnasiasten und Schüler aus den höheren Klassen der Mittelschule. Sie alle waren weniger von der Versammlung als von der darauffolgenden Vorstellung angelockt worden.

Endlich hob sich der Vorhang, und auf der Bühne erschien der soeben eingetroffene Sekretär des Kreiskomitees, Genosse Rasin.

Der kleine, magere und spitznasige Mann lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seine Rede wurde mit großem Interesse aufgenommen. Er sprach von dem Kampf, der im ganzen Land tobte, und forderte die Jugendlichen auf, sich um die Kommunistische Partei zu scharen. Er sprach routiniert, doch seine Rede enthielt zu viele Schlagworte, wie „orthodoxe Marxisten“, „Sozialchauvinisten“ und ähnliche, die die Zuhörer natürlich nicht verstanden.

Als er geendet hatte, erscholl lauter Beifall. Er erteilte Serjosha das Wort und verließ die Bühne, um wieder wegzufahren.

Jetzt geschah das, was Serjosha gefürchtet hatte: eine richtige Rede brachte er nicht zustande. Was soll ich bloß sagen, worüber sprechen? Er mühte sich ab, suchte nach Worten, die er nicht fand.

Genossin Ignatjewa half ihm, indem sie ihm vom Tisch aus zuflüsterte: „Sprich darüber, wie eine Zelle organisiert werden soll.“

Sofort ging Serjosha zu den praktischen Maßnahmen über, die ergriffen werden müßten.

„Ihr habt schon alles gehört, Genossen. Jetzt müssen wir eine Zelle gründen. Wer von euch unterstützt diesen Vorschlag?“

Im Saal trat Stille ein.

Rita Ustinowitsch kam ihm zu Hilfe. Sie erzählte den Zuhörern, wie die Jugend in Moskau organisiert ist.

Verlegen stand Serjosha daneben.

Er war sehr aufgeregt über das gleichgültige Verhalten der Anwesenden und blickte finster in den Saal. Den Ausführungen der Ustinowitsch wurde wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Saliwanow flüsterte Lisa Sucharko etwas zu und blickte die Ustinowitsch verächtlich an. In der vordersten Reihe saßen die Gymnasiastinnen der höheren Klassen mit gepuderten Näschen. Sie warfen nach allen Seiten kokette Blicke und unterhielten sich miteinander. In der Ecke, am Bühnenaufgang, stand eine Gruppe junger Rotarmisten. Unter ihnen gewahrte Serjosha den ihm bekannten jungen Maschinengewehrschützen. Er saß am Rande der Rampe, rutschte nervös hin und her und blickte voller Haß auf die auffallend elegant gekleidete Lisa Sucharko und auf Anna Admowskaja, die, ohne sich den geringsten Zwang aufzuerlegen, mit ihren Verehrern plauderten.

Rita Ustinowitsch, die spürte, daß man ihr nicht zuhörte, beendete schnell ihre Rede und überließ der Genossin Ignatjewa ihren Platz, deren ruhige Worte die Zuhörer zum Schweigen brachten.

„Meine jungen Genossen!“ sagte sie. „Jeder von euch soll über das, was er hier gehört hat, nachdenken. Ich bin davon überzeugt, daß es unter euch Genossen gibt, die sich nicht als Zuschauer, sondern als aktive Kämpfer an der Revolution beteiligen werden. Die Tore stehen euch offen, die Entscheidung liegt in eurer Hand. Wir möchten, daß ihr euch aussprecht. Wer wünscht das Wort?“

Im Saal trat abermals Stille ein. Aus einer der hinteren Reihen meldete sich jemand: „Ich bitte ums Wort!“

Mischa Lewtschukow drängte sich zur Bühne vor. Er schielte ein wenig und wirkte wie ein tapsiger junger Bär.

„Wenn die Sache so steht, daß man den Bolschewiki helfen muß, so bin ich dabei. Serjosha kennt mich. Ich will Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes werden.“

Serjosha lächelte freudig.

„Nun seht ihr, Genossen!“ rief er plötzlich, auf die Mitte der Bühne vorstürzend. „Ich hab’s doch gleich gesagt: Mischa, der gehört zu uns. Sein

Vater war ein Weichensteller, er ist von einem Waggon überfahren worden. Deshalb hat Mischa seine Schulausbildung nicht beenden können. Aber in unserer Sache hat er sich gleich zurechtgefunden, obwohl er kein Gymnasium absolviert hat."

Im Saal herrschte Unruhe, Rufe wurden laut. Der Gymnasiast Okuschew bat ums Wort. Er war der Sohn eines Apothekers und hatte sorgfältig gepflegtes gekräuseltes Haar. Sein Jackett zurechtziehend, begann er:

„Entschuldigt, Genossen, ich verstehe nicht, was ihr von uns wollt. Wir sollen uns mit Politik beschäftigen? Und wann sollen wir lernen? Wir müssen doch das Gymnasium absolvieren. Eine andere Sache wäre es, wenn man einen Sportverein gründete oder einen Klub, wo man sich treffen, wo man lesen könnte. Aber sich mit Politik beschäftigen und dann dafür an den Galgen kommen, ich danke für Obst und Südfrüchte! Ich glaube, damit wird sich wohl niemand einverstanden erklären."

Im Saal erscholl Gelächter. Okuschew sprang von der Bühne und setzte sich. Seine Stelle nahm der junge Maschinengewehrschütze ein. Wütend schob er die Mütze in die Stirn, musterte mit grimmigen Blicken die Reihen und schrie in den Zuschauerraum hinein:

„Ihr lacht noch, Gesindel?"

Seine Augen funkelten wie glühende Kohlen. Er bebte vor Wut, holte tief Atem und sagte:

„Ich heiße Sharki – Iwan Sharki. Ich habe weder meinen Vater noch meine Mutter gekannt. War ein Obdachloser, hab' als Bettler an den Gartenzäunen herumgelungert. Mußte Hunger leiden und hatte nirgends eine Zuflucht. Ein Hundeleben war das, mir ging es nicht so wie euch Muttersöhnchen. Und da ist die Sowjetmacht gekommen, und die Rotarmisten haben mich aufgelesen. Sie haben mich wie ihren Sohn aufgezogen – die ganze Kompanie. Kleider und Schuhe haben sie mir gegeben, haben mir Lesen und Schreiben beigebracht und, was die Hauptsache ist, haben mich das menschliche Dasein begreifen gelehrt. Durch sie bin ich ein Bolschewik geworden und werde es mein Leben lang bleiben. Ich weiß sehr gut, worum der Kampf geht: Er wird für uns, für die Armen, für die Arbeiterschaft geführt. Ihr wiehert hier wie die Hengste. Aber wißt ihr, daß draußen vor der Stadt zweihundert Genossen liegengeblieben, in den Tod gegangen sind...?" Sharkis Stimme zitterte wie die gespannte Saite einer Geige. „Sie haben ohne Zaudern ihr Leben für unser Glück, für unsere Sache geopfert... Überall im Land steht es so, an allen Fronten – und ihr spielt

euch hier auf! Wozu appelliert ihr an die da, Genossen", er wandte sich plötzlich dem Präsidium zu, „an diese da!" Er wies mit dem Finger in den Saal. „Verstehen denn die was davon? Nein! Der Satte ist niemals ein Freund der Hungrigen. Hier hat sich nur ein einziger gefunden, und der ist ein Armer, eine Waise. Aber wir werden auch ohne euch fertig", fuhr er mit haßerfüllter Stimme die Zuhörer an. „Wir denken nicht daran, euch zu bitten! Den Teufel scheren wir uns um solche, wie ihr seid! So was kann man nur mit dem Maschinengewehr zur Vernunft bringen!" schrie er zum Schluß ganz außer Atem, sprang von der Bühne und ging, ohne jemanden eines Blickes zu würdigen, dem Ausgang zu.

Von den Präsidiumsmitgliedern blieb niemand zu der darauffolgenden Vorstellung.

Auf dem Weg zum Revolutionskomitee sagte Serjosha bekümmert:

„Eine dumme Geschichte ist dabei herausgekommen. Sharki hat ganz recht. Nichts haben wir bei diesen Gymnasiasten erreicht. Nur die Wut kann man kriegen."

„Das ist auch kein Wunder", unterbrach ihn die Ignatjewa. „Es gibt ja fast keine proletarische Jugend hier. Die meisten sind entweder Kleinbürger oder Kinder von Intellektuellen und Spießern. Man muß unter den Arbeitern agitieren. Stütz dich auf das Sägewerk und auf die Zuckerfabrik. Und trotzdem wird uns die Versammlung Nutzen bringen. Unter den Schülern gibt es auch gute Kerle."

Rita Ustinowitsch pflichtete ihr bei:

„Wir haben die Aufgabe, Serjosha, unsere Ideen, unsere Losungen unermüdlich jedem klarzumachen. Die Partei muß alle Werktätigen auf jedes neue politische Ereignis hinweisen. Wir werden noch viele Versammlungen, Sitzungen und Konferenzen abhalten. Die politische Abteilung der Division wird am Bahnhof ein Sommertheater eröffnen. In den nächsten Tagen trifft der Agitationszug ein, dann werden wir mit Hochdruck arbeiten. Denkt daran, Lenin hat gesagt: ‚Wir werden nicht siegen, wenn wir nicht die Millionenmassen der Werktätigen in den Kampf einbeziehen.'"

Serjosha begleitete am späten Abend Rita Ustinowitsch zum Bahnhof. Beim Abschied drückte er ihr fest die Hand und hielt sie einige Sekunden lang in der seinen. Ein leichtes Lächeln huschte über Ritas Lippen.

Als er in die Stadt zurückging, bog er unterwegs zu seiner elterlichen Wohnung ab. Die Vorwürfe der Mutter ließ Serjosha ohne ein Wort der Erwiderung über sich ergehen. Als jedoch auch der Vater ihn zu schelten

begann, änderte er seine passive Haltung und brachte Sachar Wassiljewitsch sofort in Verlegenheit.

„Hör mal, Vater, hast du damals, als ihr unter den Deutschen gestreikt und den Wachposten auf der Lokomotive erschlagen habt, an deine Familie gedacht? Du hast an sie gedacht, jawohl. Aber trotzdem hast du so gehandelt, weil dich dein proletarisches Gewissen dazu gezwungen hat. Ich habe meine Angehörigen auch nicht vergessen. Ich weiß, daß man euch meinetwegen verfolgen wird, falls wir abziehen müssen. Aber wenn wir siegen, werden wir die Macht haben. Zu Hause sitzen kann ich nicht, Vater, das verstehst du doch selbst sehr gut. Wozu also die Aufregung? Ich arbeite für eine gute Sache, und du sollst mich dabei unterstützen, mir helfen, und statt dessen machst du mir Vorwürfe. Wollen wir uns lieber vertragen, Vater, dann wird auch die Mutter nicht mehr schimpfen." Überzeugt von der Richtigkeit seiner Ansicht, blickte er den Vater mit seinen klaren blauen Augen zärtlich lächelnd an.

Sachar Wassiljewitsch rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, brummelte etwas in seinen dichten, borstigen Schnurrbart und lächelte schließlich, daß man seine gelblichen Zähne sehen konnte.

„Ach so, du spekulierst auf mein Klassenbewußtsein, du Schlingel? Du glaubst, weil du eine Pistole umgehängt hast, kann ich dich nicht mehr mit dem Stock verprügeln?"

In seiner Stimme lag jedoch keine Drohung. Nach einem kurzen, verlegenen Schweigen streckte er dem Sohn entschlossen die schwielige Hand entgegen und fügte hinzu:

„Na, wenn du schon einmal mitmachst, Serjosha, will ich dir nicht im Wege sein. Aber vergiß uns nicht ganz, laß dich sehen."

Nacht. Durch die halbgeöffnete Tür fällt ein schmaler Lichtstrahl auf die Stufen. In dem großen Zimmer mit den weichen Plüschmöbeln sind um den breiten Schreibtisch des Advokaten fünf Menschen versammelt. Sitzung des Revolutionskomitees. Anwesend sind Dolinnik, Ignatjewa, der einem Kirgisen ähnelnde Tschekavorsitzende Timoschenko, in einer Lammfellmütze, und zwei andere Genossen vom Revolutionskomitee – der lange Eisenbahner Schudik und der plattnasige Ostaptschuk vom Depot.

Dolinnik hatte sich über den Tisch zur Genossin Ignatjewa gebeugt und den Blick unmittelbar auf sie gerichtet. Heiser, Wort für Wort betonend, sagte er:

„Die Front braucht Verpflegung. Die Arbeiter müssen auch zu essen haben. Nachdem wir hier angekommen waren, haben die Händler und Spekulanten sofort die Preise in die Höhe getrieben. Sowjetgeld wird nicht angenommen, sie verkaufen nur gegen die alten zaristischen Banknoten oder gegen Kerenski-Scheine. Heute noch müssen wir Höchstpreise festsetzen. Wir wissen natürlich sehr gut, daß keiner von diesen Spekulanten zu festgesetzten Preisen verkaufen wird. Sie werden alles verstecken. Dann werden wir Haussuchungen vornehmen und bei diesen Schindern alle Waren requirieren. Man darf sich hier nicht auf der Nase herumtanzen lassen. Wir können nicht dulden, daß die Arbeiter weiter hungern. Die Genossin Ignatjewa warnt uns, daß wir den Bogen nicht überspannen sollen. Das ist – muß ich sagen – eine intellektuelle Weichherzigkeit. Du mußt nicht beleidigt sein, Soja. Ich sage nur, was wirklich wahr ist. Dabei handelt es sich hier ja gar nicht um die kleinen Krämer. Man hat mir heute gemeldet, daß sich im Haus des Gastwirts Boris Soon ein Geheimkeller befindet. Dort haben die Besitzer der großen Geschäfte noch riesige Lebensmittelvorräte versteckt." Er schaute Timoschenko vielsagend mit einem giftig-spöttischen Lächeln an.

„Von wem hast du denn das erfahren?" fragte dieser ganz verdutzt. Es ärgerte ihn, daß Dolinnik immer alles früher wußte als er selbst, obwohl gerade er in erster Linie darüber hätte informiert sein müssen.

„Hehe", lachte Dolinnik. „Ja, Freundchen – meinem Blick entgeht eben nichts. Ich bin nicht nur über diesen Vorratskeller informiert, ich weiß sogar, daß du gestern mit dem Chauffeur des Divisionskommandeurs ein halbes Fläschchen Selbstgebrannten verputzt hast."

Timoschenko rutschte auf seinem Stuhl hin und her, und sein gelbliches Gesicht lief rot an.

„Na, so ein Aas!" stieß er begeistert hervor. Als er aber das sich plötzlich verfinsternde Gesicht Soja Ignatjewas sah, verstummte er sofort. So ein Mordskerl, dieser Tischler! Der scheint seine eigene Tscheka aufgemacht zu haben, dachte Timoschenko und betrachtete den Vorsitzenden des Revolutionskomitees.

„Ich habe es von Serjosha Brusshak erfahren", fuhr Dolinnik fort. „Er hat einen Freund, der früher in einer Bahnhofswirtschaft arbeitete. Dem haben die Köche erzählt, daß Soon sie früher mit allen notwendigen Lebensmitteln in unbegrenzter Menge beliefert hat. Und gestern hat Serjosha genaue Nachricht gebracht: Es gibt solch einen Keller, man muß ihn nur

ausfindig machen, Timoschenko. Nimm dir ein paar Burschen und den Serjosha mit. Heute noch muß man das alles herausbekommen. Wenn uns das gelingt, werden wir die Arbeiter und die Division versorgen können."

Eine halbe Stunde später betraten acht Bewaffnete das Haus des Gastwirts, zwei andere blieben auf der Straße am Eingang stehen.

Der Gastwirt, ein untersetzter Mann, dick wie eine Tonne, mit roten Borsten im Gesicht, humpelte auf seinem Holzbein herbei und scharwenzelte diensteifrig vor den Ankömmlingen. In seinem heiseren Baß fragte er:

„Was wünschen Sie, Genossen? Warum zu so später Stunde?"

Hinter ihm standen seine Töchter, die sich in aller Eile ihre Morgenröcke umgeworfen hatten und jetzt blinzelnd auf die elektrische Taschenlampe Timoschenkos blickten. Im Nachbarzimmer zog sich die wohlbeleibte Gastwirtsgattin laut jammernd an.

Timoschenko erklärte kurz:

„Wir müssen eine Haussuchung vornehmen."

Jeder Fußbreit Boden wurde abgesucht. Der geräumige Schuppen, der bis oben hin mit Holz gefüllt war, die Lagerräume, die Küche und ein großer Keller – alles wurde aufs sorgfältigste untersucht. Aber von einem Geheimkeller war keine Spur zu finden.

In einem Kämmerchen neben der Küche lag das Dienstmädchen des Gastwirts in einem gesunden Schlaf. Sie schlief so fest, daß sie die Eintretenden nicht hörte. Behutsam weckte Serjosha sie.

„Du bist hier in Stellung?" fragte er das schlaftrunkene Mädchen.

Sie begriff nicht, worum es sich handelte, und antwortete verwundert, indem sie sich die Decke bis an die Schultern hochzog und mit der Hand die Augen vor dem Licht schützte:

„Ja, ich diene hier. Und wer seid ihr?"

Serjosha sagte es ihr und ging hinaus, nachdem er sie aufgefordert hatte, sich anzukleiden.

In dem geräumigen Gastzimmer verhörte Timoschenko den Wirt. Aufgeregt keuchte und geiferte der Mann:

„Was wollen Sie bloß von mir? Ich habe keinen zweiten Keller. Sie verschwenden Ihre Zeit. Ich versichere Ihnen: Es ist nutzlos. Ich habe mal eine Gastwirtschaft gehabt, aber jetzt bin ich ein armer Mann. Die Petljura-Leute haben mich ausgeplündert, sie hätten mich um ein Haar ermordet.

Ich freue mich sehr über die Sowjetmacht, und alles, was ich besitze, liegt offen vor Ihnen." Er breitete seine kurzen dicken Arme aus, seine blutgeäderten Augen wanderten von dem Tschekavorsitzenden zu Serjosha und von Serjosha irgendwohin in die Ecke und zur Zimmerdecke.

Timoschenko biß sich nervös auf die Lippen.

„Also, Sie wollen noch immer nicht sagen, wo sich der Keller befindet? Ich fordere Sie zum letztenmal auf, ihn mir zu zeigen!"

„Ach, was wollen Sie nur von uns, Genosse Kommandeur", mischte sich jetzt die Gastwirtsgattin ins Gespräch. „Wir hungern ja selber. Man hat uns alles weggenommen." Vergebens bemühte sie sich, ein paar Tränen hervorzuquetschen.

„Sie hungern, aber ein Dienstmädchen haben Sie", bemerkte Serjosha spöttisch.

„Ach, was ist das schon für ein Dienstmädchen! Es ist einfach ein armes Mädchen, das bei uns lebt, weil sie nicht weiß, wohin. Christina kann es Ihnen ja selbst erzählen."

„Na schön", schrie der ungeduldig gewordene Timoschenko. „Machen wir uns also an die Arbeit!"

Als es draußen schon tagte, war die Haussuchung in der Gastwirtschaft noch immer nicht beendet. Wütend über den Mißerfolg der dreizehnstündigen Arbeit beschloß Timoschenko, das Ganze aufzugeben. Als man schon gehen wollte, flüsterte das Dienstmädchen Serjosha zu:

„Sicher in der Küche, im Ofen."

Zehn Minuten später wurde in dem sofort aufgebrochenen russischen Ofen eine eiserne Falltür entdeckt. Nach einer Stunde fuhr bereits ein mit Fässern und Säcken beladenes Zweitonnenlastauto vom Haus des Gastwirts ab, von einer Menge Schaulustiger umringt.

An einem heißen Sommertag kehrte Maria Jakowlewna mit einem Bündelchen in der Hand vom Bahnhof heim. Sie weinte bitterlich, als Artjom ihr von Pawel erzählte. Schwere Tage standen ihr bevor. Es fehlte an allem Notwendigen, und so entschloß sie sich, für die Rotarmisten zu waschen, wofür ihr diese eine Rotarmistenration verschafften.

Eines Abends hörte die Mutter, wie Artjom schneller als gewöhnlich am Fenster vorüber und ins Haus ging. Er öffnete die Tür und rief bereits von der Schwelle:

„Ein Brief von Pawka!"

Lieber Bruder Artjom! Ich teile Dir mit, daß ich lebe, obwohl ich nicht ganz gesund bin. Eine Kugel hat mich an der Hüfte verwundet, aber ich erhole mich schon wieder. Der Doktor sagt, daß der Knochen nicht verletzt ist. Mach Dir meinetwegen keine Sorgen, alles wird in Ordnung kommen. Vielleicht erhalte ich Urlaub, dann werde ich Euch nach meiner Entlassung aus dem Lazarett besuchen. Zur Mutter konnte ich nicht durchkommen. Ich bin jetzt Rotarmist in der Kavalleriebrigade des Genossen Kotowski, über dessen Heldentum Ihr sicher gehört habt. Solche Menschen wie ihn habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen; ich verehre meinen Brigadekommandeur sehr. Ist unser Mütterlein wieder zu Hause? Wenn ja, so grüße sie herzlichst von ihrem jüngsten Sohn. Ich lass' sie um Verzeihung bitten wegen der Sorgen, die ich ihr gemacht habe.

Dein Bruder

Artjom, geh zum Oberförster und erzähle dort von dem Brief.

Viele Tränen hatte Maria Jakowlewna vergossen. Dieser Tunichtgut aber hatte nicht einmal angegeben, in welchem Spital er lag.

Serjosha suchte auf dem Bahnhof häufig den grünen Eisenbahnwaggon mit der Aufschrift „Agitations- und Propagandasektor der politischen Abteilung der Division“ auf. Hier arbeiteten in einem kleinen Abteil die Genossinnen Ustinowitsch und Ignatjewa, letztere stets mit einer Zigarette im Mund und einem leisen, verschmitzten Lächeln um den Lippen.

Unmerklich freundete sich der junge Komsomolsekretär mit Rita Ustinowitsch an. Außer den Literatur- und Zeitungspaketen nahm er jedesmal ein unklares Gefühl von Freude über die kurzen Begegnungen vom Bahnhof mit.

Tagtäglich war das von der politischen Abteilung der Division eröffnete Theater voll von Rotarmisten und Arbeitern. Auf dem Gleis stand, mit bunten Plakaten beklebt, der Agitationszug der 12. Armee. Tag und Nacht herrschte in diesem Zuge reges Leben und Treiben.

Die Druckerei arbeitete, brachte Zeitungen, Flugblätter, Proklamationen heraus. Die Front war nicht mehr weit. Eines Abends kam Serjosha zufällig ins Theater. Inmitten der Rotarmisten entdeckte er Rita Ustinowitsch. Spätnachts begleitete er sie zum Bahnhof, wo die Funktionäre der politischen Abteilung der Division wohnten. Zu seiner eigenen Überraschung kam es Serjosha plötzlich über die Lippen:

„Genossin Rita, ich weiß selbst nicht, warum möchte ich dich nur immer sehen?“ Und nach einer kleinen Pause: „Es ist so schön, mit dir zusammen zu sein. Immer wenn wir beieinander waren, fühle ich mich wie neu belebt und möchte dann ununterbrochen arbeiten.“

Rita verlangsamte einen Augenblick ihren Schritt.

„Hör mal, Genosse Brusshak. Eins soll für die Zukunft ausgemacht sein. Nämlich, daß du nicht in lyrische Ergüsse verfällst. Ich mag das nicht.“

Serjosha wurde rot wie ein Schuljunge, der vom Lehrer einen Verweis bekommen hat.

„Ich habe mit dir wie mit einem Freund gesprochen“, erwiderte er. „Und du ... Was habe ich denn Konterrevolutionäres gesagt? Ich werde natürlich nicht mehr so mit dir reden, Genossin Ustinowitsch.“

Er gab ihr hastig die Hand und rannte im Laufschritt der Stadt zu.

Mehrere Tage lang ließ sich Serjosha nicht auf dem Bahnhof blicken. Als ihn die Ignatjewa rufen ließ, entschuldigte er sich damit, daß er viel zu tun habe. Und er war tatsächlich sehr beschäftigt.

Eines Nachts war auf Schudik geschossen worden, als er sich gerade auf dem Heimweg befand. Das geschah in einer Straße, die vorwiegend von leitenden Angestellten der Zuckerfabrik, von Polen, bewohnt wurde. Man nahm aus diesem Anlaß Haussuchungen vor und förderte Waffen und Dokumente der konterrevolutionären Pilsudski-Organisation „Strelez“ zutage.

Auf der Sitzung des Revolutionskomitees erschien auch Rita Ustinowitsch. Sie nahm Serjosha beiseite und fragte ihn ruhig:

„Was soll denn das heißen? Du spielst den beleidigten Spießer? Wegen eines persönlichen Gesprächs muß die Arbeit leiden? Das ist wirklich keine Art und Weise, Genosse.“

Und wieder schaute Serjosha dann und wann in den grünen Eisenbahnwagen hinein.

Er nahm an der Kreiskonferenz teil. Zwei Tage lang wurden hitzige Diskussionen geführt. Am dritten Tag griff er zusammen mit allen anderen Delegierten zu den Waffen und setzte ganze vierundzwanzig Stunden lang der in den Wäldern versteckten Bande Sarudnys, eines noch nicht zur Strecke gebrachten Petljura-Offiziers, nach. Als er in die Stadt zurückgekehrt war, traf er bei Ignatjewa die Genossin Rita Ustinowitsch. Er begleitete sie zum Bahnhof und drückte ihr beim Abschied fest die Hand.

Rita entzog ihm ärgerlich die Hand. Und wiederum ließ er sich lange Zeit im Agitationswagen nicht blicken. Er vermied es absichtlich, Rita zu begegnen, selbst dann, wenn es notwendig gewesen wäre. Auf ihre eindringliche Forderung, er solle ihr sein Verhalten erklären, antwortete er schroff:

„Was soll ich schon viel mit dir reden? Du wirst mir sicher wieder irgendwas Spießbürgerliches oder Verrat der Arbeiterklasse anhängen."

Auf der Station trafen Transporte der Kaukasischen Rotbannerdivision ein. Im Revolutionskomitee erschienen drei braungebrannte Kommandeure. Der eine von ihnen, ein hochgewachsener hagerer Mann, fest umschnürt von einem kaukasischen Gürtel, setzte Dolinnik hart zu.

„Verlier nicht viele Worte, sondern verschaff uns hundert Fuhren Heu. Unsere Pferde verrecken."

Man schickte Serjosha und zwei Rotarmisten aus, Heu zu beschaffen. In einem der Dörfer stießen sie auf eine Kulakenbande. Die Rotarmisten wurden entwaffnet und halbtot geschlagen. Serjosha kam mit einem blauen Auge davon, seine Jugend hatte ihn gerettet. Leute vom Komitee der Dorfarmut brachten die drei in die Stadt.

In das Dorf wurde jetzt eine ganze Abteilung geschickt. Am nächsten Tag war das Heu beschafft.

Serjosha lag im Zimmer der Genossin Ignatjewa, da er seine Familie nicht beunruhigen wollte. Rita Ustinowitsch kam ihn besuchen. Zum erstenmal spürte er an diesem Abend ihren Händedruck so zärtlich und fest, wie er nie gewagt hätte, ihr die Hand zu drücken.

In einer heißen Mittagsstunde kam Serjosha auf einen Sprung in den Agitationswagen, um Rita einen Brief von Kortschagin vorzulesen. Er erzählte ihr von dem Freund. Beim Aufbrechen sagte er:

„Ich gehe jetzt in den Wald, will im See baden."

Rita ließ die Arbeit liegen und sagte:

„Wart einen Augenblick. Ich komme mit."

Am Ufer des spiegelglatten, ruhigen Sees machten sie halt. Die Frische des kühlen, durchsichtig klaren Wassers lockte zum Baden.

„Geh zum Weg und warte. Ich will baden", kommandierte Rita.

Serjosha setzte sich auf einen Stein in der Nähe eines kleinen Steges.

Hinter seinem Rücken plätscherte es im Wasser.

Durch das Laub der Bäume hindurch erblickte Serjosha auf dem Weg Tonja Tumanowa und den Kriegskommissar des Agitationszuges, Tschushanin. Der schöne Mann in eleganter Uniform, mit einem Portepee, zahlreichen Riemen und knarrenden Chromlederstiefeln, ging Arm in Arm mit Tonja und erzählte ihr etwas.

Serjosha erkannte Tonja; sie war es gewesen, die ihm den Zettel von Pawluscha überbracht hatte. Auch sie blickte ihn aufmerksam an, augenscheinlich hatte sie ihn wiedererkannt. Als die beiden in Serjoshas Nähe kamen, zog er den Brief aus der Tasche und hielt Tonja an.

„Einen Augenblick, Genossin. Ich habe einen Brief bekommen, der auch Sie interessieren wird."

Er überreichte ihr das beschriebene Blatt Papier. Tonja machte ihren Arm frei und las den Brief. Das Blatt zitterte merklich in ihrer Hand. Als sie Serjosha den Brief zurückgab, fragte sie:

„Und sonst wissen Sie nichts von ihm?"

„Nein", antwortete Serjosha.

Hinter ihm knirschten unter Ritas Füßen die Kieselsteine. Tschushanin bemerkte die Ustinowitsch und flüsterte Tonja zu: „Gehen wir lieber."

Doch Ritas spöttische, verächtliche Stimme hielt ihn zurück:

„Genosse Tschushanin, man sucht Sie schon den ganzen Tag."

Tschushanin blickte sie ärgerlich von der Seite an:

„Macht nichts. Sie werden auch ohne mich fertig werden."

Rita schaute Tonja und dem Kriegskommissar nach und meinte:

„Wann wird man diesen Gauner endlich zum Teufel jagen?"

Der Wald rauschte. Die mächtigen Wipfel der Eichen schwankten im Wind. Der See lockte. Es zog Serjosha ins Wasser.

Nach dem Bad fand er Rita nahe der Lichtung auf einem Eichenstumpf sitzen. Im Gespräch vertieft, gingen sie tiefer in den Wald hinein. Bei einer kleinen Lichtung wurde beschlossen, sich in dem hohen frischen Gras auszuruhen. Im Wald war es ganz still, nur die Eichen schienen etwas zu flüstern. Rita ließ sich in das weiche Gras fallen und stützte den Kopf auf den Arm. Ihre schlanken Beine, die in alten, abgetragenen Schuhen steckten, verschwanden im hohen Gras. Serjoshas Blick blieb zufällig an ihren Füßen haften, und er sah, daß ihre Schuhe sorgfältig geflickt waren; dann schaute er auf seine Stiefel. Aus dem einen schaute eine Zehe durch ein großes Loch hervor. Er lachte auf.

„Was hast du denn?"

Serjosha wies auf den Stiefel.

„Wie werden wir nur in solchem Schuhzeug Krieg führen?"

Rita antwortete nicht. Sie kaute an einem Grashalm und dachte an etwas anderes.

„Tschushanin ist ein schlechter Kommunist", sagte sie schließlich. „Alle unsere politischen Funktionäre laufen abgerissen herum, und der sorgt nur für sich selbst. Er ist ein Konjunkturkommunist... Und an der Front geht es verdammt ernst zu. Unser Land wird lange, harte Kämpfe bestehen müssen." Nach einem Schweigen fügte sie hinzu: „Sergej, wir werden mit dem Wort und mit dem Gewehr arbeiten müssen. Kennst du den Beschluß des Zentralkomitees, daß der vierte Teil des Jugendverbandes für die Front mobilisiert werden soll? Sergej, ich glaube, daß wir nicht mehr lange hier sein werden."

Serjosha hörte ihr zu, nahm mit Verwunderung einen ganz ungewöhnlichen Ton in ihrer Stimme wahr. Ihre feuchtschimmernden schwarzen Augen waren auf ihn gerichtet.

Fast hätte er sich vergessen und ihr gesagt, daß ihre Augen einem Spiegel glichen, in dem man alles sehen könne. Er nahm sich aber rechtzeitig zusammen.

Rita richtete sich etwas auf dem Ellbogen hoch.

„Wo hast du deine Pistole?"

Sergej faßte betrübt nach seinem Gürtel.

„Das Kulakenpack im Dorf hat sie mir weggenommen."

Rita griff in ihre Jackentasche und holte einen glänzenden Browning hervor. „Siehst du die Eiche dort, Sergej?" Sie wies mit der Pistolenmündung auf einen Baumstamm mit ganz zerfurchter Rinde, der etwa fünfundzwanzig Schritt von ihnen entfernt stand, und schoß, den Arm in Augenhöhe, fast ohne zu zielen. Die abgesplitterte Baumrinde fiel zu Boden.

„Hast du gesehen?" fragte sie befriedigt und schoß noch einmal. Wiederum raschelte Baumrinde ins Gras.

„Na, jetzt wollen wir mal sehen, wie du schießen kannst", sagte Rita spöttisch und reichte ihm den Browning.

Von drei Schüssen verfehlte nur einer das Ziel. Rita lächelte.

„Ich dachte, du schießt schlechter."

Sie legte die Waffe nieder und warf sich abermals ins Gras. Das Gewebe ihrer Feldbluse umspannte fest die jugendlichen Brüste.

„Komm her, Sergej!" sagte sie leise.

Er rückte näher.

„Siehst du den Himmel? Er ist ganz blau. Und deine Augen sind genauso blau. Das ist nicht gut. Sie müssen grau sein, stahlgrau. Himmelblaue Augen sind etwas zu Zärtliches."

Dann packte sie plötzlich den hellblonden Kopf Serjoshas und küßte ihn fest auf den Mund.

Zwei Monate waren vergangen. Der Herbst hielt seinen Einzug.

Die Nacht brach unmerklich herein und hüllte die Bäume in einen dunklen Schleier. Der Telegraphist des Divisionsstabes saß über seinen Apparat gebeugt, der emsig ein Morsezeichen nach dem anderen aufnahm; er fing den langen, schmalen Streifen auf, der wie eine kleine Schlange hervorkroch, und schrieb rasch die Sätze, die er aus den Punkten und Strichen entzifferte, auf ein Formular.

An den Stabschef der 1. Division, Kopie an den Vorsitzenden des Revolutionskomitees, Schepetowka. Sämtliche Institutionen sind zehn Stunden nach Eingang dieses Telegramms aus der Stadt zu evakuieren. Ein Bataillon bleibt in der Stadt, untersteht dem Kommandeur des N-sker Regiments, der Befehlsgewalt über den Kampfabschnitt hat. Divisionsstab, politische Abteilung, alle Militärinstitutionen sind nach Station Barantschew zu verlegen. Über Ausführung des Befehls ist dem Divisionskommandeur Bericht zu erstatten. Unterschrift.

Zehn Minuten später sauste ein Motorrad durch die stillen Straßen des Städtchens und beleuchtete sie einen Augenblick mit dem Licht seiner Azetylenlampe. Schnaubend hielt es vor der Tür des Revolutionskomitees. Der Motorradfahrer überreichte dem Vorsitzenden Dolinnik das Telegramm. Sogleich begann ein Hin und Her. Die Sonderkompanie trat an. Schon nach einer Stunde polterten Fuhrwerke durch die Stadt, beladen mit dem gesamten Gut des Revolutionskomitees. Auf dem Podolsker Bahnhof wurde alles in Waggons verfrachtet.

Serjosha, der das Telegramm mit angehört hatte, rannte dem Motorradfahrer nach. „Genosse, können Sie mich bitte bis zur Station mitnehmen?" fragte er den Fahrer.

„Setz dich hinten drauf, aber halt dich fest."

Einige Schritte von dem grünen Eisenbahnwagen entfernt, der bereits an den Zug angehängt war, umschlang Serjosha ungestüm Ritas Schultern.

Übermannt von dem Gefühl, daß er etwas unsagbar Liebes, Kostbares verliere, flüsterte er ihr zu:

„Leb wohl, Rita, liebe Genossin! Wir werden uns noch wiedersehen! Aber vergiß mich nicht."

Mit Schrecken spürte Serjosha, daß er die Tränen kaum noch zurückhalten konnte. Er mußte fort, war nicht imstande, noch ein Wort zu sagen, und drückte ihr nur schmerzerfüllt die Hand.

Am nächsten Morgen waren Stadt und Bahnhof öde und verlassen. Wie zum Abschied pfiff die Lokomotive des letzten abgehenden Zuges. Hinter der Station, zu beiden Seiten der Schienen, lagen die Schützenketten des in der Stadt zurückgebliebenen Bataillons zur Abwehr bereit.

Gelbes Herbstlaub fiel von den kahl werdenden Bäumen. Der Wind fing die taumelnden Blätter und fegte sie behutsam über den Weg.

Im Soldatenmantel, dicht behängt mit Patronentaschen aus Segeltuch, bewachte Serjosha gemeinsam mit zehn anderen Rotarmisten den Kreuzweg bei der Zuckerfabrik. Sie erwarteten die Polen.

Awtonom Petrowitsch klopfte an die Tür seines Nachbarn Gerassim Leontjewitsch. Dieser lugte, nur halb angezogen, durch den Türspalt.

„Was ist denn los?"

Awtonom Petrowitsch deutete auf die mit schußbereitem Gewehr abziehenden Rotarmisten und zwinkerte dem Freund zu:

„Die marschieren ab."

Gerassim Leontjewitsch sah ihn besorgt an:

„Wissen Sie vielleicht, was für Abzeichen die Polen tragen?"

„Ich glaube, einen einköpfigen Adler."

„Und wo kann man den bekommen?"

Awtonom Petrowitsch kratzte sich bekümmert den Kopf.

„Denen da ist's egal", sagte er nach einigem Nachdenken. „Die hauen einfach ab. Und unsereiner muß sich jetzt den Kopf zerbrechen, wie man mit der neuen Macht auskommt."

Die morgendliche Stille wurde durch das Geknatter eines Maschinengewehrs unterbrochen. Vom Bahnhof ertönte plötzlich das schrille Pfeifen einer Lokomotive, dann das Donnern eines Geschützes. Ein schweres Geschoß sauste hoch am Himmel heulend durch die Luft. Es schlug auf dem Weg hinter der Fabrik ein und hüllte die am Wegrand stehenden Sträucher

in blauen Rauch. Auf der Straße setzten sich, immer wieder einen Blick nach rückwärts werfend, schweigend und finster die Reihen der Rotarmisten ab.

Über Serjoshas Wange rann eine kühle Träne. Hastig wischte er sie ab und schaute sich nach seinen Kameraden um. Nein, sie hatten nichts bemerkt.

Der hochgewachsene, hagere Antek Klopotowski vom Sägewerk geht an Serjoshas Seite. Seine Finger liegen auf dem Gewehrabzug. Antek ist finster, besorgt. Seine Augen begegnen Serjoshas Blick, und Antek verrät seine geheimsten Gedanken...

„Verfolgen wird man die Unsrigen, besonders die Meinen. ‚Ein Pole', wird man sagen, ‚und zog doch gegen die polnischen Legionen.' Man wird meinen Vater aus dem Sägewerk jagen und ihn auspeitschen. Ich bat den Alten, mit uns zu gehen, aber der Vater brachte es doch nicht übers Herz, die Familie im Stich zu lassen. Oh, diese verdammte Bande! Wenn's doch schneller zum Kampf käme!" Antek rückte nervös den Rotarmistenhelm zurecht, der ihm auf die Augen heruntergerutscht war. –

Leb wohl, du heimatliches Städtchen mit den schmutzigen, unansehnlichen Häuschen, mit der holprigen Chaussee! Lebt wohl, ihr Lieben, lebt wohl, Walja, lebt wohl, Genossen, die ihr in die Illegalität gegangen seid! Immer näher rücken die fremden, haßerfüllten, erbarmungslosen Legionen der weißen Polen.

Mit traurigem Blick begleiten die Depotarbeiter in den ölbeschmierten Arbeitsblusen die Rotarmisten.

„Wir kommen wieder, Genossen!" ruft Serjosha ihnen tief erregt zu.

Trübe schimmert der Fluß im dämmrigen Morgennebel; murmelnd rieselt das Wasser über die Steine am Ufer. Bis zur Mitte ist der Fluß ruhig, seine glänzende graue Fläche scheint unbeweglich. In der Mitte ist das Wasser dunkel, unruhig, man sieht, wie es fließt, wie es abwärts eilt. Der Fluß ist schön, majestätisch. Ihm galten Gorkis unvergeßliche Worte „Herrlich ist der Dnepr ...“ In steilem Hang läuft das hohe rechte Ufer zum Wasser hinab. Es ragt wie ein Berg in den Dnepr hinaus, als wäre es mitten in seiner Bewegung stehengeblieben, von der Breite des Flusses überwältigt. Das linke Ufer unten ist mit Sandbänken bedeckt. Die läßt der Dnepr nach dem Hochwasser im Frühling zurück, wenn er wieder in seinen Ufern strömt.

Am Fluß, in einem engen Schützengraben, hocken fünf Menschen. Sie haben sich um eine stumpfnasige „Maximka“ gruppiert. Das ist der vorderste Horchposten der 7. Schützendivision. Neben dem Maschinengewehr, das Gesicht dem Dnepr zugewandt, liegt Serjosha Brusshak.

Gestern hatte man, in endlosen Zusammenstößen entkräftet, vom Sturmfeuer der polnischen Artillerie zermürbt, Kiew aufgegeben. Die Truppen gingen auf das linke Ufer über, befestigten sich dort.

Der Rückzug, die großen Verluste und schließlich die Preisgabe Kiews bedrückten die Kämpfer.

Die 7. Division hatte sich heldenmütig durch mehrere Umzingelungen hindurchgeschlagen, auf Waldwegen die Eisenbahnlinie bei der Station Malin erreicht und hier in erbittertem Kampf die polnischen Kräfte, die die Station besetzt hielten, zerstreut und in den Wald zurückgeworfen und damit den Weg nach Kiew freigelegt. Jetzt, da diese herrliche Stadt geräumt war, ließen die Rotarmisten die Köpfe hängen.

Die Polen hatten die Roten Truppen aus Darniza zurückgedrängt und einen kleinen Brückenkopf am linken Ufer der Eisenbahnbrücke besetzt.

Aber trotz ihrer Bemühungen konnten sie nicht weiter vorrücken, denn sie stießen auf erbitterte Gegenangriffe.

Serjosha blickte dem dahineilenden Fluß nach und mußte an den vergangenen Tag denken.

Gestern, zur Mittagszeit, hatte er, von der allgemeinen Kampfeswut ergriffen, mit den weißen Polen in einem Gegenangriff Berührung gehabt; gestern war er auch zum erstenmal mit einem blutjungen Legionär zusammengestoßen. Jener stürzte auf ihn los, das Gewehr mit dem französischen Bajonett, das lang wie ein Säbel war, vorgestreckt, sprang über das Feld und schrie dabei etwas Unzusammenhängendes. Einen Augenblick lang erblickte Sergej seine Augen, die vor Ingrimm weit aufgerissen waren. Noch wenige Sekunden – und Sergej schlug mit der Spitze seines Bajonetts auf das Bajonett des Polen. Die blinkende französische Klinge flog zur Seite.

Der Pole stürzte nieder ...

Sergejs Hand zuckte nicht. Er weiß, daß er jetzt töten muß, er, Sergej, der so zärtlich lieben, der so innig Freundschaft wahren kann. Er ist kein böser, kein grausamer Bursche, aber er weiß, daß diese von den Weltparasiten geschickten, betrogenen und bösartig aufgehetzten Soldaten in tierischem Haß gegen die geliebte Sowjetheimat ausgerückt sind.

Und er, Sergej, tötet, damit der Tag schneller komme, da man auf der Welt einander nicht mehr töten wird.

Paramonow berührt ihn an der Schulter.

„Wir müssen zurück, Sergej.“

Schon ein ganzes Jahr lang jagte Pawel Kortschagin durchs heimatliche Land, bald auf einem MG-Wagen, bald auf einer Geschützprotze, bald auf einem grauen Gaul mit zerfetztem Ohr. Er war erwachsener und kräftiger geworden. Leiden und Mühsal hatten ihn zum Mann gemacht.

Die durch die schweren Patronentaschen blutiggescheuerte Haut war längst geheilt, und die harten, narbigen Schwielen unter dem Gewehrriemen verschwanden schon nicht mehr.

Viel Schreckliches hatte Pawel in diesem einen Jahr durchgemacht. Zusammen mit Tausenden anderen Kämpfern – ebenso abgerissen und zerlumpt, ebenso mitgerissen von der lodernden Begeisterung des Kampfes für die Macht ihrer Klasse – hatte er sein Heimatland kreuz und quer durch-

streift und war nur zweimal aus dem Wirbelsturm herausgekommen: das erstemal wegen einer Verwundung an der Hüfte, und das zweitemal, als er im eisigen Februar 1920 zerquält und schweißgebadet an Typhusfieber daniederlag.

Furchtbarer als alle polnischen Maschinengewehre wütete der Flecktyphus unter den Regimentern und Divisionen der 12. Armee. Die Armee hatte sich über einen riesigen Raum ausgebreitet, fast über die ganze Nordukraine, und sperrte so den Polen den Weg zum weiteren Vormarsch ab. Kaum gesundet, kehrte Pawel zu seinem Truppenteil zurück.

Jetzt lag das Regiment bei der Bahnstation Frontowka, an der Zweigbahn, die von Kasatin nach Uman führte, in Stellung.

Eine Station im Wald. Ein kleines Bahnhofsgebäude, daneben die zerstörten, von ihren Bewohnern verlassenen Häuschen. Das Leben in dieser Gegend war unmöglich geworden. Schon das dritte Jahr tobten immer wieder neue Kämpfe, die bald abflauten, dann heftiger wurden, bald erloschen, dann wieder aufflammten. Was hatte Frontowka in dieser Zeit nicht alles erlebt!

Und wiederum reiften große Ereignisse heran. Während die 12. Armee, von schrecklichen Verlusten geschwächt und teilweise desorganisiert, unter dem Andrang der polnischen Armeen auf Kiew zurückwich, rüstete die proletarische Republik zu einem vernichtenden Schlag gegen die siegestrunkenen weißen Polen.

Aus dem fernen Nordkaukasus wurden die kampfgestählten Divisionen der 1. Reiterarmee in einem bisher in der Kriegsgeschichte beispiellos dastehenden Marsch nach der Ukraine geworfen. Die 4., 6., 11. und 14. Kavalleriedivision näherten sich nacheinander dem Bezirk Uman, gruppierten sich hinter unserer Front und vernichteten auf ihrem Weg zu entscheidenden Kämpfen die Machno-Banden.

Sechzehneinhalbtausend Säbel, sechzehneinhalbtausend von der Sonnenglut der Steppe braungebrannte Kämpfer.

Die ganze Aufmerksamkeit des Roten Oberkommandos und des Kommandos der südwestlichen Front war jetzt darauf gerichtet, die Pilsudski-Leute diesem in Vorbereitung befindlichen entscheidenden Schlag nicht zuvorkommen zu lassen. Sorgsam bewachten der Stab der Republik und die Frontstäbe die Gruppierung dieser Reitermassen.

Am Umaner Frontabschnitt waren die aktiven Kampfhandlungen eingestellt worden. Unaufhörlich tickten die Telegraphenapparate, die Moskau

direkt mit dem Stab der Front in Charkow und von dort aus mit den Stäben der 14. und 12. Armee verbanden. Auf die schmalen Papierstreifen tippten die Morseapparate chiffrierte Befehle: „Verhindern, daß die Polen auf die Gruppierung der Reiterarmee aufmerksam werden." Und wenn es mitunter noch zu aktiven Gefechten kam, so nur dort, wo der Vormarsch der Polen die Divisionen der Budjonny-Reiterei in den Kampf zu verwickeln drohte.

In rötlichen Fetzen flackert das Lagerfeuer. Spiralförmig, in schwarzbraunen Ringen, steigt der Rauch auf. Die Mückenschwärme lieben den Rauch nicht, ruhelos, hastig schwirren sie an ihm vorüber. Rings um das Feuer lagern die Kämpfer. Im Schein der Flammen glühen ihre Gesichter wie Kupfer. In der bläulichen Asche beim Feuer werden die Kochgeschirre heiß. Das Wasser siedet. Lustig huscht ein Flammenzünglein unter den glühenden Holzscheiten hervor, einen Lockenkopf streifend. Der fährt hoch und brummt mißmutig:

„Verdammt noch mal!"

Ringsum schallendes Gelächter.

Ein älterer Rotarmist mit gestutztem Schnurrbart, in einer Feldbluse aus Tuch, der soeben prüfend durch den Lauf seines gegen das Feuer gerichteten Gewehrs geschaut hatte, sagte mit Baßstimme:

„So vertieft hat er sich in seine Wissenschaft, daß er das Feuer nicht mehr spürt."

„Erzähl uns doch mal, Kortschagin, was du da herausgelesen hast."

Der junge Rotarmist betastet das versengte Haarbüschel und lächelt.

„Wirklich ein fabelhaftes Buch, Genosse Androstschuk. Seitdem ich es angefangen habe, kann ich mich nicht mehr losreißen."

Kortschagins Nachbar, ein stupsnasiger junger Bursche, der eifrig an dem Riemen seiner Patronentasche hantiert, beißt mit den Zähnen einen groben Faden durch, dann fragt er neugierig: „Wovon handelt es denn?"

Den Fadenrest um die in den Helm gesteckte Nadel windend, fügte er noch schnell hinzu:

„Wenn's eine Liebesgeschichte ist, interessiert es mich sehr."

Alle mußten herzlich lachen. Matwetschuk hob seinen borstigen Schopf und wandte sich, seine schalkhaften Augen spöttisch zusammenkneifend, an den Burschen:

„Na ja, Liebe ist ja 'ne ganz schöne Sache, Sereda. Bist ja auch ein schmucker Bursche – bildhübsch! Überall, wo wir nur hinkommen, gucken



sich die Mädel die Augen nach dir aus. Hast nur einen einzigen, winzigen Fehler – deine Nase erinnert ein wenig zu sehr an einen Schweinerüssel. Aber das läßt sich noch gutmachen, häng dir mal eine zehn Pfund schwere Granate an die Nasenspitze, wirst sehen, wie lang sie in einer Nacht wird."

Durch das laute Gelächter erschreckt, begannen die an die MG-Wagen gekoppelten Pferde zu wiehern.

Sereda wandte sich träge um.

„Es kommt nicht auf die Schönheit an, sondern auf das, was im Schädel drin ist." Er klopfte sich vielsagend gegen die Stirn. „Du hast zum Beispiel



eine spitze Zunge, bist aber dabei ein rechter Trottel, dumm wie Bohnenstroh."

Der Zugführer Tatarinow trennte die beiden, die schon aufeinander los wollten.

„Nanu, Kinder, wozu denn gleich so hitzig. Soll uns lieber Kortschagin was aus dem Buch vorlesen, wenn's was taugt."

„Los, Pawluscha, fang an", rief man von allen Seiten.

Kortschagin brachte einen Sattel zum Feuer, machte es sich darauf bequem und schlug ein dickes, nicht sehr großes Buch auf seinen Knien auf.

„Genossen, dieses Buch heißt ‚Die Stechfliege'. Der Bataillonskommissar hat's mir gegeben. Es hat auf mich einen sehr starken Eindruck gemacht. Wenn ihr schön still seid, werde ich euch vorlesen!"

„Na los, fang schon an! Keiner wird dich stören."

Als dann der Regimentskommandeur, Genosse Pusyrewski, in Begleitung des Kommissars unbemerkt zum Lagerfeuer kam, sah er elf Augenpaare gespannt auf den Vorlesenden gerichtet.

Pusyrewski wandte sich zum Kommissar und deutete auf die Gruppe:

„Hier, siehst du, ist der halbe Aufklärungszug des Regiments versammelt. Ich hab' da vier Mann, noch ganz grüne Jungkommunisten, und doch ist jeder von ihnen ein vorbildlicher Kämpfer. Dieser da, der vorliest, und der dort, siehst du ihn? – Augen hat er wie ein junger Wolf –, das sind Kortschagin und Sharki. Sie sind Freunde. Und trotzdem besteht zwischen ihnen eine geheime Eifersucht. Früher war Kortschagin mein bester Späher. Jetzt hat er einen sehr gefährlichen Rivalen bekommen. Schau, sie leisten jetzt ganz unmerklich politische Arbeit, ihr Einfluß ist sehr groß. Dieser Jugend hat man nicht umsonst den Namen ‚Junge Garde' gegeben."

„Ist das der politische Leiter des Aufklärungszuges, der da vorliest?" fragte der Kommissar.

„Nein. Politischer Leiter ist Kramer."

Pusyrewski ritt näher heran. „Guten Tag, Genossen", rief er laut.

Alle drehten sich um. Der Kommandeur sprang behend aus dem Sattel und ging auf die Lagernden zu.

„Ihr wärmt euch da ein bißchen, Freunde", sagte er mit einem breiten Lächeln, und sein männliches Gesicht mit den ein wenig mongolisch geschlitzten Augen verlor sogleich seine Härte.

Der Kommandeur wurde herzlich und freundschaftlich wie ein guter Kamerad empfangen. Der Kommissar blieb im Sattel, er wollte gleich weiterreiten.

Pusyrewski schob die Tasche mit der Mauserpistole nach hinten und schlug, sich neben Kortschagin niederlassend, vor:

„Laß uns rauchen. Hab' da feinen Tabak erwischt."

Er zündete sich eine Zigarette an und wandte sich dann an den Kommissar:

„Reit du nur los, Doronin. Ich bleibe hier. Wenn man mich im Stab brauchen sollte, gib mir Bescheid."

Als sich Doronin entfernt hatte, sagte Pusyrewski zu Kortschagin:

„Lies weiter, ich will auch zuhören."

Als Pawel die letzte Seite gelesen hatte, legte er das Buch auf die Knie und blickte nachdenklich ins Feuer.

Minutenlang herrschte tiefes Schweigen. Alle standen noch unter dem Eindruck des Schicksals der „Stechfliege".

Pusyrewski rauchte eine Zigarette und wartete auf Meinungsäußerungen.

„Eine ergreifende Geschichte", unterbrach schließlich Sereda das Schweigen. „Es gibt also wirklich solche Menschen auf der Welt. So einfach hätte wahrscheinlich ein Mensch all das nicht ertragen können, aber als es um seine Überzeugung ging, war er zu allem fähig."

Er war sichtlich erregt. Das Buch hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht.

Andrjuscha Fomitschew, ein Schustergeselle aus Belaja Zerkow, rief entrüstet aus:

„Wenn dieser Pfaffe, der den Helden zwang, das Kreuz zu küssen, mir in die Hände geraten wäre, so hätte ich mit diesem verdammten Hund kurzen Prozeß gemacht."

Androstschuk schob mit einem Holzscheit das Kochgeschirr näher ans Feuer.

„Zu wissen, wofür man in den Tod geht, ist eine besondere Sache. Da zeigt sich die Stärke, die einer hat. Man muß es sogar fertigbringen, mit Geduld zu sterben, wenn man weiß, daß die Wahrheit mit einem ist. Daher kommt das Heldentum.

Ich kannte ein Bürschchen, das hieß Poraika. Als er in Odessa von den Weißen erwischt wurde, sah er sich plötzlich einem ganzen feindlichen Zug gegenüber. Bevor sie ihn noch mit dem Bajonett erreichen konnten, hatte er sich eine Handgranate vor die Füße geschmissen. Er wurde in Stücke gerissen und mit ihm ein ganzes Rudel Weißer. Und wenn man den so angeschaut hat – nichts Besonderes, klein, schmächtig, und keiner schreibt ein Buch über ihn, obwohl sich das lohnen würde. Ja, es gibt viele solcher Helden unter unseren Genossen."

Er rührte mit dem Löffel im Kochgeschirr, spitzte die Lippen und probierte den Tee, dann fuhr er fort:

„Man kann aber auch einen anderen, einen hündischen Tod sterben. Einen jämmerlichen Tod ohne Ehre. Das war, als wir vor Isjaslawl im Gefecht standen – das ist solch eine alte Stadt, noch in der Fürstenzeit erbaut. Sie liegt am Fluß Goryn. Dort gibt es eine polnische Kirche, sie steht

da wie eine Burg, man kann nur von einer Seite an sie herankommen. Wir gingen also da vor. In Schützenlinie arbeiteten wir uns durch die Gäßchen durch. An unserem rechten Flügel standen die Letten. Wir kommen also auf die Chaussee heraus – siehe da, neben einem Garten stehen drei gesattelte Pferde am Zaun festgebunden.

Nun, wir denken natürlich, jetzt werden wir die Polen schnappen. Ungefähr ein Dutzend Leute von uns stürzen in den kleinen Hof vor, allen voran, mit einer Mauserpistole in der Hand, der Führer der lettischen Kompanie.

Wir kommen zum Haus – die Tür steht offen. Wir stürzen hinein. Dabei waren es gar keine Polen. Da machten sich Leute von uns zu schaffen, eine Patrouille. Sie hatten vor uns das Haus erreicht. Was wir da sahen, war alles andere als schön. Der Tatbestand war klar. Sie belästigten eine Frau. Ein polnischer Offizier hatte da gewohnt. Da haben sie sich also seine Frau vorgenommen, auf den Boden geschmissen, na, und alles Weitere kann man sich denken. Wie das der Lette sieht, schreit er etwas in seiner Sprache. Man packt jene drei und schleift sie auf den Hof. Wir waren nur zwei Russen, alle anderen waren Letten. Der Kommandeur hieß Bredis. Obwohl ich ihre Sprache nicht verstehe, war mir doch klar, daß man mit ihnen Schluß machen wollte. Ein energisches Volk sind diese Letten, stahlharte Kerle! Man schleppt also die Burschen zum Pferdestall. Ach, du lieber Himmel, denke ich mir, jetzt wird man sie bestimmt abknallen. Und der eine von den drei Erwischten, so ein kräftiger Kerl mit einem Backpfeifengesicht, leistet Widerstand, versucht freizukommen, flucht widerwärtig. ‚Wegen einem Weib', sagt er, ‚wollt ihr mich an die Wand stellen!' Die anderen betteln auch um Gnade.

Mich überlief es kalt. Ich ging zu Bredis und sagte: ‚Genosse Kompaniechef, soll sie doch das Revolutionstribunal aburteilen. Wozu willst du dir die Hände mit ihrem Blut besudeln? In der Stadt ist der Kampf noch nicht zu Ende, und wir vergeuden die Zeit, um mit denen da abzurechnen.' Er warf mir einen Blick zu, daß mich meine Worte sofort gereuten. Augen machte er wie ein Tiger. Und hielt mir die Mauserpistole unter die Nase. Sieben Jahre bin ich an der Front gewesen, aber da verlor ich auf einmal die Courage. Ich sah, der macht kurzen Prozeß. Er schrie mich auf russisch an. Kaum zu verstehen war das: ‚Unsere Fahne ist mit unserem Blut rot gefärbt, aber diese da sind eine Schande für die ganze Armee. Banditen müssen mit ihrem Leben bezahlen.'

Ich konnte es nicht mehr aushalten, rannte vom Hof auf die Straße. Hinter mir hörte ich schießen. Schluß, denke ich. Als wir wieder die Schützenlinie erreichten, war die Stadt bereits in unseren Händen. So ist es also zugegangen. Die Kerle sind eines jämmerlichen Todes gestorben. Diese Leute von der Patrouille gehörten zu denen, die sich uns bei Melitopol angeschlossen hatten. Früher waren sie bei Machno gewesen. Ein unangenehmes Gesindel."

Androstschuk schob einen Napf heran und machte sich an seinem Brotbeutel zu schaffen.

„Solch ein Pack schleicht sich bei uns ein. Man kann ja nicht alle genau prüfen. Und sie tun so, als kämpften sie auch für die Revolution, und hängen uns allen damit nur Dreck an. Und doch war es schwer, die Geschichte mit anzusehen. Noch bis heute kann ich das nicht vergessen." Damit schloß er seine Erzählung und fing an Tee zu trinken.

Erst spätnachts schliefen die Kavalleriespäher ein. Sereda stieß im Schlaf pfeifende Laute durch die Nase. Den Kopf auf dem Sattel, schlief Pusyrewski. Nur Kramer, der politische Leiter, schlief nicht, er trug etwas in sein Notizbuch ein.

Als Pawel am nächsten Tag von einem Spähgang zurückkam und das Pferd an einen Baum gebunden hatte, rief er Kramer, der gerade Tee getrunken hatte, beiseite.

„Hör mal, Genosse Politleiter, wie stellst du dich dazu, wenn ich zur 1. Reiterarmee übergehe. Die steht vor heißen Kämpfen. Es ist ja nicht zum Spaß, daß dort so viele Leute zusammengezogen worden sind. Und wir treten hier immer nur auf der Stelle."

Kramer blickte Pawel erstaunt an.

„Was soll das heißen, übergehen? Hältst du die Rote Armee etwa für ein Kino? Wohin würde das führen, wenn wir alle von einem Truppenteil zum anderen spazieren wollten? Würde ja was Schönes dabei herauskommen."

„Ist's denn nicht ganz gleich, wo man kämpft?" fiel ihm Pawel ins Wort. „Ob hier oder da? Ich desertiere ja nicht ins Hinterland."

Aber Kramer protestierte kategorisch.

„Und wie steht's da mit der Disziplin? Bei dir, Pawel, stimmt sonst alles so ziemlich, aber ein bißchen anarchistisch bist du doch. Was dir in den Kopf kommt, tust du einfach. Partei und Komsomol stützen sich aber auf eiserne Disziplin. Die Partei über alles! Ein jeder von uns muß nicht da

sein, wo er möchte, sondern da, wo man ihn braucht. Pusyrewski hat deine Versetzung abgelehnt. Also: Strich drunter."

Der hagere, hochgewachsene Kramer mit dem gelblichen Gesicht hustete vor Aufregung. Tief hatte sich der Bleistaub der Druckerei in seine Lungen eingefressen. Oft brannte auf seinen Wangen eine ungesunde Röte.

Als sich Kramer beruhigt hatte, sagte Pawel mit leiser, aber sicherer Stimme:

„Das mag ja alles stimmen, aber zu den Budjonny-Reitern gehe ich doch – das steht fest."

Am nächsten Abend war Pawel nicht mehr am Lagerfeuer zu finden.

Im Nachbardörfchen hatten sich auf einem Hügel neben der Schule die Reiter in einem weiten Kreis gelagert. Auf dem Hintersitz eines MG-Wagens hockend, die Mütze tief in den Nacken geschoben, mühte sich ein baumstarker Budjonny-Reiter auf seiner Ziehharmonika ab. Sie kreischte und kam immer wieder aus dem Takt. Auch der forsche Kavallerist in den weiten roten Reithosen drinnen im Kreis konnte daher beim Tanzen des tollen Hopaks keinen Takt halten.

Neugierige Mädchen und Bauernburschen waren auf die MG-Wagen und die umliegenden Zäune geklettert, um die flotten Tänzer der soeben in ihr Dorf eingerückten Kavalleriebrigade zu bewundern.

„Leg los, Toptalo! Stampf tüchtig auf! Vorwärts, hopp, Bruderherz! Musikant! Feuriger!"

Aber die riesigen Finger des Harmonikaspielers, die mit Leichtigkeit Hufeisen zu biegen imstande waren, fuhren nur schwerfällig über die Tasten.

„Schade, daß Afanassi Kuljabka dran glauben mußte", bemerkte ein braungebrannter Kavallerist bedauernd. „Das war ein Ziehharmonikaspieler – prima. In der Schwadron war er der rechte Flügelmann. Schade um den Burschen. Er war ein guter Kämpfer und ein noch besserer Musikant."

Pawel stand im Kreis. Als er die letzten Worte vernahm, zwängte er sich zum Wagen durch und legte die Hand auf den Balg der Ziehharmonika. Das Instrument verstummte.

„Was soll das?" rief ihm der Harmonikaspieler mit schiefem Blick zu.

Toptalo hielt im Tanzen inne – ringsum vernahm man unzufriedene Stimmen:

„Was ist da los? Warum geht's nicht weiter?"

Pawel streckte die Hand nach dem Tragriemen aus.

„Laß mich ein bißchen spielen."

Mißtrauisch blickte der Budjonny-Reiter den unbekannten Rotarmisten an und nahm zögernd den Riemen ab.

In gewohnter Weise schwang Pawel die Ziehharmonika aufs Knie. Er entfaltete den gewellten Balg zu einem Fächer, und schon legte er mit allen Registern und Griffen los, was das Zeug halten wollte...

Toptalo fing sofort die vertraute Melodie auf. Die Arme wie Flügel schwingend, raste er im Kreis herum, drehte sich mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit auf einem Bein, klatschte flott und schallend mit der Handfläche auf seine Stiefelschäfte, auf Knie, Nacken, Stirn und Sohlen und schließlich auf den offenen Mund.

Wild peitschte die Harmonika in unbändigem, berauschendem Rhythmus. Toptalo drehte sich wie ein Kreisel, und die Beine hochschleudernd, schrie er außer Atem:

„He, ho, he, ho!"

Am 5. Juni 1920 durchbrach Budjonnys 1. Reiterarmee nach mehreren kurzen erbitterten Gefechten die polnische Front an dem Abschnitt, wo die 3. und die 4. polnische Armee zusammenstießen, schlug die sich ihr entgegenstellende Kavalleriebrigade des Generals Zawicki und rückte in der Richtung auf Rushin vor.

Um die Lücke zu stopfen, schuf das polnische Oberkommando in fieberhafter Hast eine Stoßgruppe. Von der Eisenbahnstation Pogrebistsche jagten fünf Panzerwagen, die eben erst ausgeladen worden waren, zum Schlachtfeld.

Die Reiterarmee umging jedoch Sarudnizy, von wo aus der Stoß erfolgen sollte, und tauchte plötzlich im Rücken der polnischen Armeen auf.

Die Kavalleriedivision des Generals Kornicki heftete sich der 1. Reiterarmee an die Fersen. Sie hatte den Befehl, dieser Armee, die nach Meinung des polnischen Oberkommandos nun gegen den wichtigsten strategischen Punkt im Hinterland der Polen, Kasatin, vorstoßen mußte, in den Rücken zu fallen. Das aber brachte für die weißen Polen keine Erleichterung. Obwohl sie am nächsten Tag die in ihre Front geschlagene Bresche wieder füllten und die Front hinter der Reiterarmee wieder schlossen, befand sich doch in ihrem Rücken eine starke Kavallerieeinheit, die sich



nach Vernichtung der Stützpunkte des Gegners im Hinterland auf die Kiewer Gruppe der Polen stürzen sollte. Auf ihrem Vormarsch vernichteten die Reiterdivisionen die kleineren Eisenbahnbrücken und zerstörten die Gleise, um den Polen die Rückzugswege abzuschneiden.

Als man von Gefangenen erfuhr, daß sich in Shitomir ein polnischer Armeestab befand – in Wirklichkeit war dort sogar der Stab der ganzen Front –, beschloß der Befehlshaber der Reiterarmee, die wichtigen Eisenbahnknotenpunkte und Verwaltungszentren Shitomir und Berditschew zu nehmen. In der Morgendämmerung des 7. Juni stürmte die 4. Kavalleriedivision bereits gegen Shitomir vor.



In einer der Schwadronen ritt Pawel Kortschagin als rechter Flügelmann anstelle des gefallenen Kuljabka. Man hatte ihn auf die gemeinsame Bitte der Kämpfer hin, die einen so vorzüglichen Harmonikaspieler nicht wieder weglassen wollten, in die Schwadron aufgenommen.

In der Nähe von Shitomir schwärmten sie fächerartig aus, ohne die erhitzten Pferde zu zügeln. Silbern blitzten die Säbel in der Sonne.

Die Erde ächzte, die Pferde schnauften, die Kämpfer richteten sich in den Steigbügeln auf.

Immer rascher flog der Erdboden unter ihren Füßen dahin. Die große Stadt mit ihren Gärten eilte der Division entgegen. Die Kavalleristen dran-

gen durch die ersten Gärten, brachen ins Stadtzentrum ein, und der Ruf „Drauf und dran!“ erfüllte, grauenerregend wie der Tod selbst, die Luft.

Die überrumpelten Polen leisteten kaum Widerstand. Die Garnison der Stadt wurde niedergemacht.

Kortschagin galoppierte in rasender Geschwindigkeit, den Oberkörper vorgebeugt. An seiner Seite ritt Toptalo auf einem feingliedrigen Rappen.

Ein wild drauflossprengender Budjonny-Reiter machte vor Pawels Augen mit einem einzigen unerbittlichen Hieb einen Legionär nieder, ohne diesem auch nur Zeit zu lassen, das Gewehr anzulegen.

Dröhnend schlugen die Hufeisen gegen das Pflaster. Plötzlich tauchte an einer Kreuzung, mitten auf der Straße, ein Maschinengewehr auf, über das sich drei Mann mit blauen Uniformen und viereckigen polnischen Mützen beugten. Ein vierter, mit geschlängelten Goldschnüren am Kragen, warf, als er die Reiter erblickte, den Arm mit der Mauserpistole vor.

Weder Toptalo noch Pawel vermochten die Pferde zurückzuhalten. Sie jagten geradewegs auf das Maschinengewehr zu, direkt dem Tod in die Arme. Der Offizier schoß auf Kortschagin... daneben... Zwitschernd wie ein Sperling flog die Kugel an seiner Wange vorüber. Durch den Anprall des Pferdes zurückgeschleudert, fiel der Leutnant rücklings zu Boden und schlug mit dem Kopf auf die Steine.

In derselben Sekunde ratterte das Maschinengewehr in fiebriger Hast. Toptalo stürzte samt seinem Rappen, von einem Dutzend Kugeln getroffen, zu Boden.

Erschrocken schnaubend bäumte sich Pawels Pferd und trug den Reiter über die Gefallenen, direkt auf die Männer am Maschinengewehr zu. Der Säbel beschrieb einen funkensprühenden Bogen und drang in das blaue Viereck einer Mütze ein.

Wieder flog der Säbel in die Höhe, um auf einen anderen Schädel niederzusausen. Doch das feurige Pferd sprang zur Seite.

Gleich einem reißenden Gebirgsfluß ergoß sich die Schwadron über den Kreuzweg. Dutzende von Säbeln sausten durch die Luft.

Durch die langen, schmalen Gefängniskorridore hallen Schreie.

In den Zellen, voll von Menschen mit zerquälten, ausgemergelten Gesichtern, herrscht Erregung. In der Stadt wird gekämpft – sollte das die Freiheit bedeuten, konnten das die Unseren sein?

Jetzt hört man schon Schüsse auf dem Hof. Durch die Korridore hallen hastende Schritte. Und plötzlich ertönen die erschütternden, langersehnten Worte: „Genossen, ihr seid frei!“

Pawel rannte zu einer verschlossenen Tür mit einem kleinen Guckloch, an dem Dutzende von Augen hingen. Wütend hieb er immer wieder mit dem Gewehrkolben auf das Schloß ein.

„Warte, ich mach’s gleich so...“, rief Mironow und zog eine Handgranate aus der Tasche.

Der Zugführer Zygartschenko entriß ihm die Handgranate.

„Halt, du Narr! Bist wohl verrückt geworden? Die Türen, die nicht aufgebrochen werden können, werden eben aufgeschlossen.“

Und schon erschienen am Ende des Korridors die Wächter, man trieb sie an, stieß sie mit den Pistolen vorwärts. Der Gang füllte sich mit abgerissenen, ungewaschenen, von unbändiger Freude erfüllten Menschen.

Als Pawel die breite Tür geöffnet hatte, stürzte er in die Zelle.

„Genossen, ihr seid frei! Wir sind Budjonny-Reiter, unsere Division hat die Stadt genommen.“

Eine Frau mit tränenfeuchtem Gesicht warf sich Pawel entgegen, umarmte ihn wie einen Sohn und schluchzte vor Freude.

Teurer als alle Siegestrophäen, teurer als der Sieg selbst war den Kämpfern der Division die Befreiung der fünftausendeinundsiebzig Bolschewiki, die von den weißen Polen in den steinernen Käfigen gefangengehalten worden waren und dort auf die Erschießung oder den Galgen gewartet hatten, und die Befreiung der zweitausend politischen Funktionäre der Roten Armee. Die hoffnungslose finstere Nacht war für die siebentausend Revolutionäre mit einem Schlag zum sonnenhellen heißen Junitag geworden.

Einer der Gefangenen, dessen Gesicht gelb wie Zitronenschale war, stürzte freudig auf Pawel zu. Es war Samuil Lechner, ein Setzer aus der Druckerei in Schepetowka.

Pawel lauschte dem Bericht Samuils, und sein Gesicht wurde aschgrau. Samuil schilderte die blutige Tragödie, die sich in der Heimatstadt abgespielt hatte, und die Worte des Gefangenen brannten sich wie Tropfen geschmolzenen Metalls in Pawels Herz ein.

„Wir wurden alle in ein und derselben Nacht geholt, ein niederträchtiger Provokateur hatte uns verraten. Wir fielen der Feldgendarmerie in die

Hände. Man hat uns fürchterlich geschlagen, Pawel. Ich hatte weniger als die anderen zu leiden; nach den ersten Schlägen sank ich bereits bewußtlos nieder, doch die anderen waren kräftiger als ich. Wir hatten nichts zu verbergen. Die Gendarmerie wußte alles besser als wir selber. Jeder unserer Schritte war ihr bekannt.

Wie sollte sie auch nicht unterrichtet sein, da unter uns ein Verräter war! Diese Tage lassen sich nicht schildern. Du kanntest doch viele von ihnen, Pawel: Walja Brusshak, Rosa Grizman aus der Kreisstadt, ein Mädchen von siebzehn Jahren, ein feiner Kerl, sie hatte so vertrauensvolle Augen, dann Sascha Bunschaft, du kanntest ihn ebenfalls, unser Setzer, ein lustiger Bursche, er hat immer Karikaturen von unserem Chef gezeichnet. Nun, und dann noch zwei Gymnasiasten – Nowosselski und Tushiz. Die kennst du auch. Und die andern waren alle aus der Kreisstadt und aus dem Marktflecken. Insgesamt wurden neunundzwanzig Menschen verhaftet, darunter sechs Frauen. Man hat sie alle bestialisch zugerichtet. Walja und Rosa wurden gleich am ersten Tag vergewaltigt. Diese Lumpenhunde machten sich über sie her, wie sie's gerade gelüstete. Halbtot schleifte man dann die Mädchen in die Zellen.

Rosa fing an, wirres Zeug zu reden, und ein paar Tage später war sie schon völlig geistesgestört.

Sie glaubten nicht an ihr Irresein, sahen in ihr eine Simulantin und prügelten sie bei jedem Verhör. Rosa war schrecklich anzusehen, als man sie erschoß. Ihr Gesicht war ganz schwarz von den Schlägen, ihre Augen blickten wild, irre – die Augen einer alten Frau.

Walja Brusshak hat sich bis zur letzten Minute sehr gut gehalten. Beide sind als echte Kämpfer gestorben. Rätselhaft ist mir, woher sie die Kraft genommen haben. Läßt sich denn erzählen, wie sie gestorben sind, Pawel? Nein, das kann man nicht. Ihr Tod war entsetzlicher, als alle Worte wiedergeben können ... Walja war am gefährlichsten belastet: Sie hatte ja die Verbindung mit den Funktelegraphisten aus dem polnischen Stab aufrechterhalten, wurde auch, um diese Verbindung herzustellen, in die Kreisstadt geschickt, und bei der Haussuchung fand man zwei Handgranaten und einen Browning bei ihr. Die Handgranaten hatte ihr eben jener Provokateur übergeben. Alles war so eingerichtet, daß man sie wegen Vorbereitung eines Anschlags gegen den Stab anklagen konnte.

Ach, Pawel, es fällt mir schwer, von diesen letzten Tagen zu sprechen, da du es aber verlangst, muß ich es tun. Das Feldgericht verurteilte Walja

und zwei andere zum Tod durch den Strang, die übrigen Genossen durch Erschießen.

Die polnischen Soldaten, unter denen wir agitiert hatten, wurden zwei Tage früher als wir abgeurteilt.

Ein junger Korporal, der Telegraphist Sniegurko, der vor dem Krieg als Elektromonteur in Lodz gearbeitet hatte, wurde des Landesverrats und der kommunistischen Propaganda unter den Soldaten beschuldigt und zum Erschießen verurteilt. Er reichte kein Gnadengesuch ein und wurde vierundzwanzig Stunden nach der Urteilsverkündung erschossen.

Walja wurde in diesem Prozeß als Zeugin geladen. Sie erzählte uns, daß Sniegurko zugegeben hat, er habe kommunistische Propaganda betrieben, daß er aber die Beschuldigung des Landesverrats schroff von sich wies. ‚Mein Vaterland', sagte er, ‚das ist die Polnische Sozialistische Sowjetrepublik. Jawohl, ich bin Mitglied der Kommunistischen Partei Polens, ich wurde gezwungen, Soldat zu werden. Und ich habe solchen Soldaten, wie ich einer bin, die ihr an die Front getrieben habt, die Augen geöffnet. Ihr könnt mich dafür hängen, aber mein Vaterland habe ich nicht verraten und werde es nicht verraten. Nur ist unser Vaterland nicht das gleiche. Euer Vaterland ist das Land der Pans, und mein Vaterland das der Arbeiter und Bauern. Und in diesem meinem Vaterland, das kommen wird – davon bin ich fest überzeugt –, wird mich niemand einen Verräter nennen.'

Nach dem Urteil wurden wir alle in einem Raum gehalten. Vor der Vollstreckung trieb man uns dann ins Gefängnis. In der Nacht richteten sie dem Gefängnis gegenüber, neben dem Krankenhaus, den Galgen auf. Und dicht am Wald, ein wenig abseits vom Weg, am Steilhang, wurde der Platz für die Erschießung gewählt. Dort hatten sie auch einen Graben für uns alle ausheben lassen.

Das Urteil wurde in der Stadt öffentlich ausgehängt, es war allen bekannt. Die Polen hatten beschlossen, es am hellichten Tag vor allem Volk zu vollstrecken, zur Abschreckung. Bereits am frühen Morgen begannen sie das Volk aus der Stadt zum Galgen zu treiben. Manche kamen auch aus Neugier, obwohl es ihnen Grauen einflößte, aber sie kamen doch. Eine gewaltige Menschenmenge hatte sich beim Galgen angesammelt. Wohin das Auge reichte, überall sah man Menschen. Du weißt doch, das Gefängnis ist von einer Bretterwand umgeben; dort in der Nähe war der Galgen, und das Stimmengewirr drang bis zu uns. Auf der Straße wurden Maschi-

nengewehre aufgestellt; aus dem ganzen Umkreis war die Gendarmerie zu Pferd und zu Fuß zusammengezogen worden. Zur Absperrung der Straßen und Gärten wurde ein ganzes Bataillon aufgeboten. Für die zum Strang Verurteilten hatten sie eine besondere Grube, gleich beim Galgen, ausheben lassen. Schweigend warteten wir auf das Ende, selten wurde ein Wort gewechselt. Wir hatten alles am Vorabend besprochen und voneinander Abschied genommen. Nur Rosa flüsterte in einer Ecke der Zelle unzusammenhängende Worte, sprach mit sich selbst. Walja, durch die Vergewaltigungen und durch die Prügel entsetzlich zugerichtet, konnte nicht gehen und lag fast die ganze Zeit. Die beiden Kommunistinnen aus dem Städtchen, zwei Schwestern, umarmten sich und nahmen voneinander Abschied; sie konnten sich nicht mehr beherrschen und brachen in Schluchzen aus. Stepanow aus der Kreisstadt, ein junger Bursche, kräftig wie ein Athlet, der bei seiner Verhaftung Widerstand geleistet und zwei Gendarmen verwundet hatte, forderte eindringlich von den Schwestern: ‚Keine Tränen, Genossinnen! Weint euch lieber hier aus, damit ihr später dort nicht weint! Wozu sollen wir diesen Bluthunden noch eine Freude machen! Sie werden sowieso kein Erbarmen mit uns haben, sterben müssen wir doch, so laßt uns wenigstens einen ehrenhaften Tod sterben! Niemand von uns darf sich kleinkriegen lassen. Genossen, denkt daran, daß wir ehrenhaft sterben müssen.‘

Und dann kamen sie uns holen. Voran schritt Szwarkowski, der Chef der Spionageabwehr – ein Sadist, ein gemeiner Schweinehund. Wenn er sich nicht selbst über die wehrlosen Frauen hermachte, so überließ er sie den Gendarmen und ergötzte sich am Zusehen. Der Weg vom Gefängnis über die Straße zum Galgen war zu beiden Seiten durch Gendarmerie abgesperrt. Und so standen sie da, die ‚Kanarienvögel‘, wie man sie ihrer gelben Schulterklappen wegen nannte, mit gezückten Säbeln.

Man trieb uns mit den Gewehrkolben auf den Gefängnishof und stellte uns in Viererreihen auf, dann wurden wir durch das geöffnete Tor auf die Straße geführt. Sie brachten uns vor den Galgen; wir sollten unsere Genossen sterben sehen und dann selbst an die Reihe kommen. Der Galgen war hoch, aus festen Balken gezimmert. Drei Schlingen aus dicken gedrehten Seilen hingen daran. Das Fußgerüst mit der kleinen Leiter stützte sich auf einen Pfosten, der sich zurückschlagen ließ. Ringsum ein summendes, wogendes Meer von Menschen. Aller Augen waren auf uns gerichtet. Wir erkannten unsere Leute.

Auf einer Vortreppe, etwas abseits, hatte sich die polnische Schlachta mit Ferngläsern versammelt, darunter auch viele Offiziere. Sie waren gekommen, um sich anzusehen, wie man die Bolschewiki hängt.

Der Schnee unter den Füßen war weich, der Wald schien grau vom Schnee; die Bäume waren wie mit Watte besprenkelt. Schneeflocken wirbelten, langsam fielen sie und tauten auf unseren heißen Gesichtern; das Trittbrett war ebenfalls mit Schnee bedeckt. Wir hatten alle fast nichts an, aber niemand spürte die Kälte; Stepanow merkte nicht einmal, daß er nur Socken an den Füßen hatte. Vor dem Galgen standen der Militärstaatsanwalt und die höheren Offiziere.

Schließlich brachte man Walja und die anderen zwei Genossen, die zum Tode durch den Strang verurteilt waren, aus dem Gefängnis. Sie gingen alle drei Arm in Arm. Walja in der Mitte. Sie war zu schwach und konnte nicht allein gehen, die Genossen stützten sie. Sie bemühte sich aber, aufrecht zu schreiten, dachte an die Worte Stepanows: ‚Man muß ehrenhaft sterben!‘ Sie war ohne Mantel, hatte nur eine Strickjacke an.

Szwarkowski behagte es offensichtlich nicht, daß die drei untergefaßt gingen; grob stieß er sie vorwärts.

Walja sagte irgend etwas, und dafür versetzte ihr ein berittener Gendarm einen heftigen Knutenhieb ins Gesicht.

In der Menge schrie eine Frau wie eine Wahnsinnige auf und versuchte die Absperrungskette zu durchbrechen und zu den Verurteilten zu gelangen. Man packte sie jedoch und schleppte sie weg. Wahrscheinlich war es Waljas Mutter. Als sich die drei dem Galgen näherten, begann Walja zu singen.

Niemals in meinem Leben habe ich eine solche Stimme gehört – mit solcher Leidenschaft kann nur einer singen, der in den Tod geht. Sie sang die ‚Warszawianka‘, ihre Genossen fielen ein. In dumpfer Wut schlugen die Berittenen mit ihren Knuten auf sie ein. Es war aber, als spürten sie die Hiebe gar nicht. Man prügelte die drei, bis sie niederfielen, und schleppte sie dann wie Säcke zum Galgen. Hastig verlas man das Urteil und legte ihnen die Schlingen um den Hals. Da begannen wir zu singen:

Wacht auf, Verdammte dieser Erde . . .

Von allen Seiten stürzten sie sich auf uns. Ich konnte nur noch sehen, wie ein Soldat mit dem Gewehrkolben den Stützbalken aus dem Fußgerüst heraushieb und alle drei in den Schlingen zuckten . . .

Uns zehn Leuten wurde, bereits an der Wand, im letzten Augenblick das Urteil verlesen: Der General hatte uns zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit begnadigt. Die übrigen sechzehn wurden erschossen."

Samuil riß an seinem Hemdkragen, als sei er ihm zu eng geworden.

„Drei Tage lang wurden die Erhängten nicht vom Galgen abgenommen. Tag und Nacht standen Posten davor. Dann brachten sie neue Verhaftete zu uns ins Gefängnis. Sie erzählten: Am vierten Tag riß der Körper des Genossen Toboldin ab, er war der schwerste. Da wurden die anderen abgenommen und gleich am Platz verscharrt.

Der Galgen blieb auch weiter stehen. Und als man uns hierher abgeführt hat, haben wir ihn gesehen. Er stand da mit hängenden Schlingen, wartete auf neue Opfer."

Samuil schwieg, den Blick unbeweglich irgendwohin ins Weite gerichtet. Pawel bemerkte nicht, daß er zu erzählen aufgehört hatte.

Vor seinen Augen erstanden deutlich drei menschliche Körper, die stumm, mit entsetzlichen, seitwärts hängenden Köpfen, hin und her schaukelten.

Auf der Straße ertönte scharf das Signal zum Sammeln. Dieser Ton zwang Pawel aufzublicken. Er sagte leise, kaum hörbar:

„Komm, gehen wir weg von hier, Samuil!"

Auf der Straße trotteten, von Kavalleristen eskortiert, gefangene polnische Soldaten vorüber. Vor dem Gefängnistor stand der Regimentskommissar und schrieb einen Befehl nieder.

„Hier, Genosse Antipow." Er übergab dem stämmigen Schwadronsführer einen Zettel. „Bestimmen Sie eine Geleitmannschaft und lassen Sie alle Gefangenen in Richtung Nowograd-Wolhynsk abführen. Die Verwundeten sind zu verbinden, auf Wagen zu verladen und in derselben Richtung abzutransportieren. Man muß sie etwa zwanzig Werst hinter die Stadt bringen, und dann können sie gehen, wohin sie wollen. Wir haben keine Zeit, uns mit ihnen lange abzugeben. Und achten Sie darauf, daß es den Gefangenen gegenüber zu keinen Ausschreitungen kommt."

Pawel schwang sich in den Sattel und sagte, zu Samuil gewandt: „Hast du gehört? Die hängen unsere Leute, und wir sollen sie zu den Ihren eskortieren und vor Ausschreitungen bewahren! Wie kann man uns das zumuten!"

Der Regimentskommissar wandte sich Pawel zu und sah ihn aufmerksam an. Pawel vernahm die energischen, trockenen Worte, die dieser dann vor sich hin brummte:

„Grausamkeit wehrlosen Gefangenen gegenüber wird mit Erschießen bestraft. Wir sind nicht wie die Weißen!"

Als Pawel vom Tor wegritt, erinnerte er sich an den Schlußsatz des vom Revolutionären Kriegsrat ausgegebenen Befehls, der dem gesamten Regiment verlesen worden war:

„Das Arbeiter-und-Bauern-Land liebt seine Rote Armee. Es ist stolz auf sie. Es fordert, daß auf ihrem Banner kein einziger Schandfleck sei."

„Kein einziger Schandfleck", flüsterten seine Lippen.

Während die 4. Kavalleriedivision Shitomir nahm, forcierte die 20. Brigade der 7. Schützendivision, die zum Bestand der Stoßtruppe des Genossen Golikow gehörte, den Dnepr im Raum des Dorfes Okuninowo.

Eine aus der 25. Schützendivision und der Baschkirischen Kavalleriebrigade bestehende Gruppe hatte den Befehl erhalten, über den Dnepr zu setzen und die Eisenbahnlinie Kiew–Korosten bei der Station Irscha zu unterbrechen. Durch dieses Manöver wurde den aus Kiew zurückweichenden Polen der einzige Schienenstrang abgeschnitten. Hier, bei der Überschreitung des Dnepr, büßte der Jungkommunist Mischa Lewtschukow aus Schepetowka sein Leben ein. Während sie über die schwankende Notbrücke liefen, flog eine Granate mit unheilvollem Zischen über ihre Köpfe hinweg und krepierte im Wasser. Und im selben Augenblick verschwand Mischa unter dem Ponton. Gierig schluckten ihn die Wellen, sie gaben ihn nicht mehr her. Der semmelblonde Rotarmist Jakimenko, der eine Mütze mit abgerissenem Schirm aufhatte, rief verwundert aus:

„Was soll denn das bedeuten? Da ist doch der Mischa ins Wasser gefallen. Verschwunden ist der Junge, als hätte ihn der Erdboden verschluckt."

Er blieb stehen und starrte erschrocken in die dunkle Flut hinunter, doch die Nachrückenden stießen ihn vorwärts.

„Was gaffst du da, du Dummkopf? Mach, daß du weiterkommst!"

Es blieb keine Zeit, dem Kameraden nachzutrauern. Die Brigade war ohnedies hinter den anderen Truppen, die bereits das rechte Ufer besetzt hatten, zurückgeblieben.

Und so erfuhr Serjosha von Mischas Tod erst vier Tage später, als die Brigade die Station Butscha im Gefecht genommen hatte und, mit Frontschwenkung gegen Kiew, erbitterten Angriffen der Polen standhielt, die nach Korosten durchzubrechen versuchten.

Jakimenko lag neben Serjosha in der Schützenlinie. Er hielt im Schießen inne, öffnete mühsam den Verschluß des glühend heiß gewordenen Gewehrs und wandte den an den Boden gepreßten Kopf Serjosha zu:

„Das Gewehr fordert auch mal 'ne Ruhepause, genau wie der Mensch!"

Sergej konnte seine Worte unter dem Feuerlärm nur mühsam verstehen.

Als es etwas ruhiger geworden war, sagte Jakimenko beiläufig:

„Du, dein Kamerad ist im Dnepr ertrunken. Ehe ich mich's versah, hatten ihn die Wellen verschluckt."

Dann griff er nach dem Gewehrverschluß, holte aus der Patronentasche einen Ladestreifen hervor und lud hastig durch.

Die 11. Division, die entsandt worden war, um Berditschew zu besetzen, stieß in der Stadt auf erbitterten Widerstand der Polen.

In den Straßen kam es zu blutigen Kämpfen. Die Maschinengewehre knatterten und versperrten der Reiterei den Weg. Trotzdem konnte die Stadt genommen werden, und die Reste der polnischen Truppenteile wurden in die Flucht gejagt. Auf dem Bahnhof bemächtigte man sich der Züge. Der schrecklichste Schlag wurde jedoch den Polen durch die Sprengung von einer Million Artilleriegeschossen versetzt, der Munitionsbasis der gesamten polnischen Front. Die Fensterscheiben der Häuser zersplitterten in tausend Stücke, und die Häuser selbst zitterten bei den Detonationen, als seien sie aus Pappe.

Der Vorstoß gegen Shitomir und Berditschew war für die Polen ein Schlag in den Rücken. Eiligst fluteten sie in zwei Strömen von Kiew zurück und bahnten sich verzweifelt einen Weg aus dem eisernen Ring.

Pawel hatte das Empfinden verloren, eine Einzelperson zu sein. All die Tage waren erfüllt von heißen Kämpfen. Pawel Kortschagin war vollständig in der Masse aufgegangen; das Wörtchen „Ich" hatten er und die anderen Kämpfer gänzlich vergessen, nur das „wir" war geblieben: unser Regiment, unsere Schwadron, unsere Brigade.

Die Ereignisse überstürzten sich. Jeder Tag brachte etwas Neues.

Die Lawine der Budjonny-Reiter versetzte dem Feind ununterbrochen einen Schlag nach dem anderen, zerstörte und zertrümmerte die gesamte polnische Etappe. Trunken vom Siegesrausch, in leidenschaftlichem Haß, stürmten die Kavalleriedivisionen zum Angriff gegen Nowograd-Wolhynsk, das Herz der polnischen Etappe.



Gleich einer vom steilen Ufer zurückgeworfenen Welle fluteten sie vorwärts und stürzten sich immer wieder mit dem schrecklichen Ruf „Drauf und dran!" auf den Feind...

Nichts half den Polen: weder das Netz der Drahtverhaue noch der verzweifelte Widerstand der Besatzung, die sich in der Stadt befestigt hatte. Am Morgen des 27. Juni überquerten die Budjonny-Reiter in Kavallerieformationen den Fluß Slutsch, drangen in die Stadt Nowograd-Wolhynsk ein und nahmen die Verfolgung der Polen in Richtung auf den kleinen

Flecken Korez auf. Zur selben Zeit überschritt die 45. Division den Fluß Slutsch bei Nowy Miropol, und Kotowskis Kavalleriebrigade stürmte gegen die Ortschaft Ljubar vor.

An die Funkstation der 1. Reiterarmee erging der Befehl des Oberkommandierenden der Front: „Die gesamte Kavallerie ist einzusetzen, um Rowno zu erobern." Der unüberwindliche Vormarsch der roten Divisionen jagte die Polen als zersplitterte, demoralisierte Gruppen in die Flucht.

Eines Tages, als Pawel vom Brigadekommandeur zur Station geschickt wurde, auf der ein Panzerzug hielt, hatte er dort eine völlig unerwartete Begegnung. Sein Pferd nahm den Bahndamm in vollem Lauf. Vor dem ersten graugestrichenen Waggon zog Pawel die Zügel an. Drohend und unnahbar stand der Panzerzug mit den schwarzen Schlünden der in den Türmen verborgenen Geschütze. Neben ihm machten sich mehrere ölbeschmierte Gestalten zu schaffen, bemüht, die schwere Stahlhülle an den Rädern hochzuheben.

„Wo finde ich den Kommandeur des Panzerzuges?" fragte Pawel einen Rotarmisten in Lederjacke, der einen Eimer Wasser schleppte.

„Dort", deutete dieser mit der Hand nach der Lokomotive.

Kortschagin machte vor der Lokomotive halt und fragte:

„Wer ist der Kommandeur?"

Ein Mann mit pockennarbigem Gesicht, von Kopf bis Fuß in Leder gekleidet, wandte sich ihm zu:

„Ich bin's."

Pawel zog einen Brief aus der Tasche.

„Hier ein Befehl des Brigadekommandeurs. Bestätigen Sie den Empfang auf dem Umschlag."

Der Kommandeur legte den Briefumschlag aufs Knie und setzte seine Unterschrift darauf.

Am Mittelrand der Lokomotive hantierte irgendeine Gestalt mit der Ölkanne. Pawel konnte nur einen breiten Rücken sehen, aus der Tasche der Lederhose lugte der Griff einer Pistole hervor.

„Da hast du die Bescheinigung", sagte der Mann im Lederanzug und hielt Pawel den Umschlag entgegen.

Pawel griff nach den Zügeln und machte Anstalten wegzureiten. Der Mann an der Lokomotive richtete sich in seiner ganzen Größe auf und wandte sich um. Im selben Augenblick sprang Pawel vom Pferd, als habe ihn der Wind aus dem Sattel gehoben.

„Artjom, Bruderherz!"

Der über und über ölbeschmierte Lokomotivführer setzte schnell seine Ölkanne auf den Boden und schloß den jungen Rotarmisten in seine Bärenarme.

„Pawka! Du Schlingel! Bist du's wirklich?" rief er, als wollte er seinen Augen nicht trauen.

Der Kommandeur des Panzerzuges beobachtete erstaunt die Szene. Die Artilleristen lachten:

„Schau einer an. Da haben sich zwei Brüder gefunden."

Am 19. August verlor Pawel bei Lwow im Gefecht seine Mütze. Er brachte sein Pferd zum Stehen. Vor ihm jedoch durchbrachen die Schwadronen bereits die polnischen Schützenlinien. Demidow kam durch das Gesträuch der Schlucht gesprengt. Er stürmte zum Fluß hinunter und schrie:

„Der Divisionskommandeur ist gefallen."

Pawel zuckte zusammen. Letunow war tot, der heldenhafte Divisionskommandeur, dieser außergewöhnlich tapfere Genosse. Grenzenlose Wut packte Pawel.

Er versetzte dem abgehetzten Gnedko, dessen Gebiß blutig war, einen Schlag mit der stumpfen Seite seines Säbels und stürzte sich mitten in das Handgemenge.

„Haut die Hunde zusammen! Haut sie nieder! Schlagt die polnische Schlachta! Sie haben Letunow getötet." Und blindlings, ohne sein Opfer zu sehen, hieb er auf eine Gestalt in grüner Uniform ein. Rasend vor Wut über den Tod ihres Divisionskommandeurs, schlug die Schwadron einen Zug Legionäre zusammen.

Wild stürmten sie auf das freie Feld hinaus, hinter den Fliehenden her, aber da feuerte die Batterie auf die Reiter. Todsprühend zerrissen Schrapnelle die Luft.

Vor Pawels Augen flackerte eine grüne Flamme auf – grün wie Magnesiumlicht, donnernd schlug es ihm in die Ohren, als packten glühende Eisen seinen Kopf. Entsetzlich, unbegreiflich drehte sich die Erde im Kreis, neigte sich zur Seite und kippte.

Pawel wurde wie ein Strohhalm aus dem Sattel geworfen. Über Gnedkos Kopf hinweg schlug er schwer zu Boden.

Dann wurde es Nacht um ihn.

Das Auge des Seeungeheuers quillt trübrot hervor, groß wie ein Katzenkopf, seine Mitte ist grünlich, sie glüht und schillert lebendig. Das Ungeheuer greift um sich mit Dutzenden von Fangarmen, die sich gleich einem Schlangenknäuel winden; widerwärtig raschelt die schuppige Haut. Er bewegt sich. Pawel sieht es direkt vor seinen Augen. Die Fangarme gleiten über seinen Körper hin, sie sind kalt und stechen wie Brennesseln. Das Ungeheuer streckt einen Saugarm aus und klammert sich wie ein Blutegel an seinem Kopf fest, zieht sich dann krampfhaft zusammen und saugt ihm das Blut aus. Er fühlt, wie das Blut aus seinem Körper in den sich aufblähenden Rumpf des Ungeheuers hinüberrinnt. Und der Saugarm ... zieht und zieht, und da, wo er sich an seinem Kopf festgesaugt hat, sticht ein unerträglicher Schmerz.

Irgendwo, weit, weit weg, vernimmt er menschliche Stimmen:

„Wie ist jetzt sein Puls?"

Und noch leiser antwortet eine andere, eine weibliche Stimme:

„Puls 138. Temperatur 39,5. Phantasiert fortwährend."

Das Ungeheuer ist verschwunden, aber der von dem Saugarm verursachte Schmerz ist geblieben. Pawel spürt, daß ihn jemand ans Handgelenk faßt. Er versucht die Augen zu öffnen, aber seine Lider sind so schwer, daß die Kräfte nicht ausreichen, sie aufzureißen. Weshalb ist ihm nur so heiß? Die Mutter hat offenbar den Ofen geheizt. Und wieder wird irgendwo gesprochen: „Jetzt hat er 122 Puls."

Er versucht abermals die Lider zu öffnen. In seinem Innern brennt es wie Feuer. Drückend schwül ist ihm.

Trinken! Oh, wie gern möchte er trinken! Gleich wird er aufstehen und sich satt trinken. Aber weshalb steht er nicht auf? Er will sich bewegen, jedoch sein Körper versagt ihm den Dienst, will ihm nicht gehorchen, ist nicht sein Körper. Gleich wird ihm die Mutter Wasser bringen. Er wird ihr sagen: „Gib mir Wasser. Irgend etwas bewegt sich neben ihm. Schleicht sich da nicht wieder das Ungeheuer heran? Ja, da ist es. Da ist das rote Licht seines Auges ...

Aus der Ferne kommt eine leise Stimme:

„Frossja, bringen Sie Wasser!"

Wer heißt denn nur so? Pawel strengt sein Gedächtnis an. Aber diese Anstrengung wirft ihn aufs neue in die Nacht zurück. Dann kommt er wieder zu sich und entsinnt sich: „Ich möchte trinken."

Er vernimmt Stimmen:

„Er scheint das Bewußtsein zu erlangen."

Und dann noch deutlicher, ganz nahe, eine zarte weibliche Stimme:

„Will unser Kranker trinken?"

Bin ich wirklich krank, oder meint man nicht mich? Ach, ich habe wohl Typhus, das wird es sein! Und zum drittenmal bemüht er sich, die Lider zu öffnen. Endlich gelingt es ihm. In dem schmalen Spalt des geöffneten Auges ist das erste, was er wahrnimmt, ein roter Kreis über seinem Kopf, aber da verdeckt irgend etwas Dunkles diesen Kreis, dieses dunkle Etwas beugt sich über ihn, und seine Lippen spüren den harten Rand eines Glases und Feuchtigkeit, belebende Feuchtigkeit. Das Feuer da drinnen erlischt.

Befriedigt flüstert er:

„Jetzt ist's gut."

„Können Sie mich sehen?"

Diese Frage richtet das dunkle Etwas an ihn, das sich über ihn beugt, und schon im Halbschlaf, vermag er doch noch zu antworten:

„Nein, ich höre nur ..."

„Wer hätte geglaubt, daß er's übersteht. Hat sich aber doch wieder hochgerappelt. Ein erstaunlich kräftiger Organismus. Sie, Nina Wladimirowna, können stolz darauf sein. Sie haben ihm das Leben gerettet!"

Und die Frauenstimme antwortete erregt:

„Oh, ich bin sehr glücklich!"

Nach dreizehntägiger Besinnungslosigkeit hatte Kortschagin das Bewußtsein wiedererlangt.

Der junge Körper hatte nicht sterben wollen, und jetzt kehrten ihm allmählich die Kräfte wieder. Er war zum zweiten Male geboren, alles erschien ihm neu und ungewöhnlich. Nur sein Kopf lag unbeweglich mit

unüberwindlicher Schwere in einem Gipsverband, er hatte nicht die Kraft, ihn zu bewegen, hatte aber bereits wieder ein Gefühl für seinen Körper, und seine Finger ließen sich schon krümmen und strecken.

Nina Wladimirowna, eine Ärztin des Kriegslazaretts, saß in ihrem quadratischen Zimmer an einem kleinen runden Tisch und blätterte in einem dicken, violett eingeschlagenen Heft. Darin waren mit zierlicher, schräger Schrift kurze Notizen eingetragen:

26. August 1920

Heute brachte uns der Sanitätszug eine Gruppe Schwerverwundeter. In das Bett in der Ecke beim Fenster hat man einen Rotarmisten mit schwerer Schädelverletzung gelegt. Er ist erst siebzehn Jahre alt. Man händigte mir ein Päckchen Dokumente aus, die in seinen Taschen gefunden wurden und zusammen mit ärztlichen Gutachten in einem Kuvert liegen. Er heißt Pawel Andrejewitsch Kortschagin. Unter den Papieren waren ein abgegriffenes Mitgliedsbuch des Kommunistischen Jugendverbandes der Ukraine, das die Nr. 967 trägt, ein zerfetztes Rotarmistenbuch und ein Auszug aus einem Regimentsbefehl. In dem Auszug heißt es, daß dem Rotarmisten Kortschagin besondere Anerkennung für vorbildliche Durchführung eines Spähauftrags ausgesprochen wird. Und dann noch eine Notiz, offenbar vom Besitzer selbst:

Ich bitte die Genossen, im Fall meines Todes meinen Angehörigen davon Mitteilung zu machen. Adresse: Stadt Schepetowka, Depot, Schlosser Artjom Kortschagin.

Der Verwundete ist seit seiner Verletzung durch einen Granatsplitter, seit dem 19. August, ohne Besinnung. Morgen wird ihn Anatoli Stepanowitsch untersuchen.

27. August

Heute wurde Kortschagins Wunde untersucht. Sie geht sehr tief. Die Schädeldecke ist durchgeschlagen und dadurch die ganze rechte Kopfhälfte gelähmt. Im rechten Auge ein Bluterguß. Das Auge ist geschwollen. Anatoli Stepanowitsch wollte das Auge entfernen, um einer Entzündung vorzubeugen. Ich habe ihm jedoch zugeredet, das nicht zu tun, solange noch Aussicht auf Rückgang der Geschwulst besteht. Er war einverstanden.

Ich habe mich dabei ausschließlich von einem ästhetischen Gefühl leiten lassen. Sollte der Junge am Leben bleiben, wäre es schade, ihn durch Entfernung des Auges zu verunstalten.

Der Verwundete phantasiert fortwährend, wirft sich hin und her. Man muß die ganze Zeit bei ihm wachen. Im widme ihm viel Zeit. Mich dauert seine Jugend, und ich möchte sie um jeden Preis dem Tod abringen.

Gestern war ich nach meiner Ablösung einige Stunden bei ihm im Krankensaal. Er ist unser schwerster Fall. Ich höre mir seine Fieberphantasien an. Manchmal phantasiert er, als ob er erzählte. Ich erfahre viel aus seinem Leben, aber manchmal flucht er fürchterlich. Dieses Geschimpfe ist abscheulich. Aus irgendeinem Grund tut es mir weh, so schreckliche Schimpfworte aus seinem Munde zu hören.

Anatoli Stepanowitsch sagt, daß er nicht am Leben bleiben wird. Der Alte brummt ärgerlich: „Ich verstehe nicht, wie man halbe Kinder in die Armee aufnehmen kann. Das ist unerhört."

30. August

Kortschagin hat das Bewußtsein noch immer nicht wiedererlangt. Er liegt in einem besonderen Raum, im Sterbezimmer. Fast ununterbrochen sitzt die Sanitäterin Frossja an seinem Bett. Wie sich herausgestellt hat, ist er ein alter Bekannter von ihr. Sie haben vor langem einmal zusammen gearbeitet. Mit welcher rührenden Aufmerksamkeit sie diesen Verwundeten pflegt! Jetzt empfinde auch ich, daß seine Lage hoffnungslos ist!

2. September

Elf Uhr abends. Ich habe einen wundervollen Tag hinter mir. Mein Patient Kortschagin ist wieder bei Bewußtsein, ist zum Leben erwacht. Das Schlimmste hat er hinter sich. In den letzten zwei Tagen bin ich nicht nach Hause gegangen.

Ich kann gar nicht sagen, wie unendlich froh ich bin, daß wieder einer gerettet ist. In unserem Saal wird es einen Toten weniger geben! Das Schönste in meiner aufreibenden Arbeit ist die Wiedergesundung der Kranken. Sie hängen an mir wie kleine Kinder.

Ihre Freundschaft ist aufrichtig und einfach, und manchmal muß ich sogar beim Abschiednehmen weinen. Das klingt ein wenig komisch, aber es ist so.

10. September

Kortschagin hat mir heute den ersten Brief an seine Angehörigen diktiert. Er schreibt, daß er leicht verwundet war, bald wieder gesund sein und sie besuchen werde. Er hat viel Blut verloren, ist bleich wie Wachs und noch sehr schwach.

14. September

Kortschagin hat zum erstenmal gelächelt. Er hat ein gutes Lächeln. Im allgemeinen ist er viel rauher, als es seinem Alter entspricht. Er erholt sich erstaunlich schnell. Frossja und er sind gute Freunde. Ich sehe die Sanitäterin oft an seinem Bett. Sie hat ihm anscheinend von mir erzählt, mich natürlich übertrieben gelobt, und der Patient empfängt mich immer mit einem kaum merklichen Lächeln. Gestern hat er gefragt:

„Was haben Sie da für dunkle Flecke am Arm, Frau Doktor?“

Ich habe ihm verschwiegen, daß dies die Spuren seiner Finger sind, mit denen er mir während seiner Fieberphantasien schmerzhaft den Arm gepreßt hat.

17. September

Kortschagins Stirnwunde heilt gut. Wir Ärzte müssen immer wieder über die wirklich grenzenlose Geduld staunen, mit der sich der Verwundete den Verband wechseln läßt.

Gewöhnlich ist das eine Angelegenheit, bei der die Patienten viel jammern und angeben. Dieser Junge aber schweigt, und wenn man ihm die freigelegte Wunde mit Jod betupft, strafft er sich wie eine Saite. Er verliert häufig das Bewußtsein. Während der Behandlung haben wir ihn nicht ein einziges Mal stöhnen hören.

Alle wissen schon: Wenn Kortschagin stöhnt, hat er das Bewußtsein verloren. Woher er diese Standhaftigkeit hat, ist mir unbegreiflich.

21. September

Kortschagin ist heute zum erstenmal im Krankenwagen auf den großen Balkon des Lazaretts gefahren worden. Wie hat er den Garten angeschaut, mit welcher Gier die frische Luft eingesogen! In seinem mit Mullbinden umwickelten Kopf liegt nur ein Auge offen. Dieses schimmernde, bewegliche Auge hat sich die Welt betrachtet, als habe er sie zum erstenmal erblickt.

26. September

Heute wurde ich nach unten, ins Empfangszimmer, gerufen, in dem zwei junge Mädchen auf mich zukamen. Die eine ist sehr schön. Sie baten darum, Kortschagin besuchen zu dürfen. Sie heißen Tonja Tumanowa und Tatjana Buranowskaja. Der Name Tonja ist mir bekannt. Kortschagin hat ihn manchmal in seinen Fieberphantasien erwähnt. Ich habe ihnen den Besuch gestattet.

8. Oktober

Kortschagin geht zum erstenmal allein im Garten spazieren. Wiederholt fragt er mich, wann er aus dem Lazarett entlassen werde. Ich antwortete ihm: „Bald.“ Die zwei Freundinnen kommen an jedem Besuchstag zu ihm. Jetzt weiß ich, warum er nicht gestöhnt hat und überhaupt nicht stöhnt. Auf meine Frage sagte er mir:

„Lesen Sie den Roman ‚Die Stechfliege‘, dann wissen Sie es.“

14. Oktober

Kortschagin ist aus dem Lazarett entlassen. Wir haben uns sehr herzlich voneinander verabschiedet. Der Verband am Auge ist abgenommen, nur die Stirn ist noch verbunden. Das Auge ist erblindet, aber es ist nichts zu merken. Mir war sehr traurig zumute, als ich mich von diesem guten Genossen trennte.

So ist es immer: Erst heilt man sie, dann gehen sie von uns und begegnen uns womöglich nie mehr. Beim Abschied meinte er:

„Besser wäre es schon, wenn das linke Auge erblindet wäre. Wie soll ich denn jetzt schießen?“

Er hat sich die Front immer noch nicht aus dem Kopf geschlagen.

In der ersten Zeit nach seiner Entlassung aus dem Lazarett wohnte Pawel bei Buranowski, wo auch Tonja weilte.

Er bemühte sich sofort, Tonja zur gemeinsamen Arbeit heranzuziehen, und forderte sie auf, mit ihm eine Stadtversammlung des Kommunistischen Jugendverbandes zu besuchen. Tonja war einverstanden. Als sie jedoch aus dem Zimmer kam, wo sie sich angekleidet hatte, biß sich Pawel auf die Lippen; sie war betont elegant gekleidet. Er konnte sich nicht entschließen, sie so zu seinen Genossen mitzunehmen.

Und so kam es zu der ersten Auseinandersetzung. Auf seine Frage, weshalb sie sich so aufgedonnert habe, erwiderte sie gekränkt:

„Ich pflege mich eben nie der Masse anzupassen. Wenn es dir unangenehm ist, so mit mir zu gehen, bleibe ich einfach zu Hause.“

Auch im Klub war es ihm peinlich, wenn sie, derart aufgeputzt, von den verschossenen Jacken und Blusen abstach. Für die Kameraden war Tonja ein Eindringling. Sie spürte das und antwortete darauf mit verächtlichen und herausfordernden Blicken.

Der Komsomolsekretär vom Güterkai, der Hafenarbeiter Pankratow, ein breitschultriger Bursche in grobem Leinenhemd, nahm Pawel beiseite.

Er schaute ihn unfreundlich an, und mit einem Seitenblick auf Tonja sagte er: „Dieses Püppchen da hast du wohl mitgebracht?"

„Ja, ich", antwortete Kortschagin hart.

„Hm... ja...", sagte Pankratow gedehnt. „Sie sieht ja nicht gerade so aus, als ob sie zu uns passen würde. Das riecht nach Bourgeoisie. Wie hat man sie überhaupt hereingelassen?"

Pawel hämmerte es in den Schläfen.

„Das ist meine Genossin, und ich habe sie hergebracht. Verstehst du? Sie ist uns nicht feindlich gesinnt. Nur, wie sie sich anzieht, das ist freilich nicht angebracht. Wir dürfen aber doch die Menschen nicht immer nur nach ihrer Kleidung beurteilen. Ich weiß selbst, wen ich hierher mitbringen kann. Deine Bemerkungen kannst du dir also sparen, Genosse."

Er wollte noch etwas Grobes hinzusetzen, beherrschte sich aber, da er verstand, daß Pankratow nur die allgemeine Meinung ausdrückte. Er übertrug deshalb seine ganze Empörung auf Tonja.

„Ich habe es ihr doch gesagt! Wozu, zum Teufel, dieser ganze Staat?"

An diesem Abend erhielt ihre Freundschaft einen tiefen Riß. Mit Schmerz und Verwunderung beobachtete Pawel, wie diese anscheinend so feste Freundschaft in die Brüche ging.

Es verstrichen noch einige Tage, und jede Begegnung, jedes Gespräch brachte größere Entfremdung und eine dumpfe Feindseligkeit in ihre Beziehungen. Der Individualismus Tonjas wurde Pawel immer unerträglicher.

Beide begriffen, daß der Bruch unvermeidlich war.

Heute waren sie in den mit totem braunem Herbstlaub bedeckten Park gegangen, um zum letzten Male miteinander zu sprechen. Sie standen auf der Balustrade über dem steilen Abhang, tief unter ihnen schimmerten die grauen Wassermassen des Dnepr. Unter dem Riesenbau der Brücke hervor kroch ein Schleppdampfer stromaufwärts. Müde schlug er mit seinen Radschaufeln das Wasser und zog zwei bauchige Lastkähne nach sich. Die untergehende Sonne färbte die Truchanow-Insel mit goldenen Pinselstrichen und spiegelte sich rot in den Scheiben der Häuschen wider.

Tonja schaute auf die goldenen Strahlen und sagte tieftraurig:

„Soll unsere Freundschaft wirklich so verlöschen wie jetzt die Sonne?"

Er blickte sie unverwandt an; jetzt zog er die Brauen zusammen und erwiderte leise:

„Tonja, wir haben schon darüber gesprochen. Du weißt doch, daß ich dich geliebt habe, und auch jetzt noch kann meine Liebe zu dir wiederkehren.

Aber dazu müßtest du mit uns gehen. Ich bin heute nicht mehr der Pawluscha von damals. Und ich würde dir auch ein sehr schlechter Mann sein, wenn du der Ansicht bist, daß ich erst dir und dann der Partei gehören soll. Ich werde aber zuerst der Partei, dann dir und den anderen mir Nahestehenden gehören."

Tonja schaute schwermütig auf den Fluß, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Pawel betrachtete das ihm so vertraute Profil, die dichten kastanienbraunen Haare, und eine Welle heißen Mitleids mit diesem Mädchen, das ihm einstmals so teuer und nahe gewesen war, stieg in seinem Herzen auf.

Behutsam legte er seine Hand auf ihre Schulter.

„Befreie dich von allem, was dich hemmt. Komm zu uns, hilf mit, wenn wir mit den großen Herren Schluß machen. Es gibt viele prächtige Mädels bei uns, die alle Lasten unseres harten Kampfes, alle Entbehrungen gemeinsam mit uns tragen. Sie sind vielleicht nicht so gebildet wie du, aber warum, warum willst du nicht mit uns gehen? Du sagst, daß dich Tschushanin mit Gewalt nehmen wollte. Aber der ist doch ein übler Lump, kein Kämpfer. Du sagst, man hat dich unfreundlich empfangen, aber warum hast du dich wie zu einem Ball herausgeputzt? Der Hochmut hat dich gepackt. Du wolltest dich nicht den schmutzigen Arbeitskitteln anpassen. Du hast den Mut gefunden, einen Arbeiter zu lieben, aber unsere Idee zu lieben geht über deine Kraft. Die Trennung von dir tut mir sehr weh, und ich möchte dich in guter Erinnerung behalten."

Er schwieg.

Tags darauf sah Pawel auf der Straße einen Befehl angeschlagen, der die Unterschrift „Shuchrai, Tschekavorsitzender des Gouvernements" trug. Pawels Herz begann zu klopfen. Mit großer Mühe verschaffte er sich Zutritt zu dem Matrosen. Man wollte ihn nicht einlassen. Er machte einen derartigen Krach, daß die Posten ihn schon festnehmen wollten. Trotzdem drang er vor.

Das Wiedersehen mit Fjodor war sehr herzlich. Shuchrai hatte durch eine Granate einen Arm verloren. Die beiden verständigten sich sofort über Pawels weitere Arbeit.

„Wir werden hier gemeinsam gegen die Konterrevolution kämpfen, solange du nicht imstande bist, an die Front zu gehen. Komm gleich morgen her", sagte Shuchrai. –

Der Kampf mit den weißen Polen war zu Ende. Die Roten Armeen, die fast vor den Toren Warschaus gestanden hatten, konnten, da sie alle ihre materiellen und physischen Kräfte erschöpft hatten und von ihrer Basis losgerissen waren, das letzte Hindernis nicht nehmen und gingen zurück. Es geschah das „Wunder an der Weichsel", wie die Polen den Rückzug der Roten von Warschau nannten. Das weiße Polen der Pans blieb bestehen. Der Traum von einer Polnischen Sozialistischen Republik sollte noch nicht in Erfüllung gehen.

Unser Land, das so viel Blut vergossen hatte, verlangte nach einer Atempause.

Pawel konnte seine Angehörigen nicht besuchen, da das Städtchen Schepetowka wieder von den Polen besetzt worden war und zeitweise die Frontgrenze bildete. Die Friedensverhandlungen waren im Gange. Pawel war Tag und Nacht in der Tscheka, wo er verschiedene Aufträge ausführte. Er wohnte in Fjodors Zimmer. Als Pawel von der Besetzung seiner Heimatstadt durch die Polen erfuhr, wurde er traurig.

„Das heißt also, Fjodor, daß nun meine Mutter im Ausland bleiben wird, wenn der Friedensvertrag die Grenzen beibehält?"

Aber Fjodor beruhigte ihn:

„Wahrscheinlich wird die Grenze am Fluß Goryn verlaufen, so daß die Stadt noch in unseren Händen bleibt. Das werden wir ja bald erfahren."

Von der polnischen Front wurden Divisionen nach dem Süden geworfen. Die Atempause ausnutzend, war Wrangel aus der Krim hervorgekrochen. Und während die Republik alle Kräfte an der polnischen Front anspannte, waren die Wrangel-Leute von Süden her nordwärts, den Dnepr entlang vorgedrungen, um zum Jekaterinoslawer Gouvernement durchzubrechen.

Um dieses letzte konterrevolutionäre Nest auszuheben, warf das Land, das den Krieg mit Polen beendet hatte, seine Armeen nach der Krim.

Durch Kiew fuhren Militärtransporte nach Süden, beladen mit Menschen, Fuhrwerken, Feldküchen, Geschützen. In der Distriktstelle der Tscheka für das Transportwesen wurde fieberhaft gearbeitet. Durch den großen Andrang von Eisenbahnzügen entstanden immer wieder Stockungen, und so konnte es vorkommen, daß die Bahnhöfe völlig überfüllt waren und der Eisenbahnverkehr unterbrochen wurde, da nicht eine einzige Strecke frei war. Die Telegraphenapparate spuckten jedoch lange Streifen mit ultimativen Telegrammen aus. Alle enthielten den Befehl, die Strecke

für diese oder jene Division frei zu machen. Endlose Streifen mit Zeichen besprenkelter Bänder krochen da heraus, und stets hieß es darin: „Sehr dringend ...", „Heeresbefehl ...", „Die Strecke unverzüglich frei machen ...", und fast in jedem Telegramm war angegeben, daß bei Nichterfüllung des Befehls die Schuldigen vor das Revolutionäre Kriegstribunal gestellt würden.

Und die Distriktstelle der Tscheka war für die Transportstockungen verantwortlich.

Hier trafen die Truppenkommandeure ein, fuchtelten mit den Pistolen und verlangten die unverzügliche Weiterbeförderung ihrer Transporte laut diesem oder jenem Telegramm des Armeebefehlshabers, mit Nummer soundso.

Keiner von ihnen wollte zur Kenntnis nehmen, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit war.

„Hol euch der Kuckuck mit all euren Argumenten. Wir müssen weiter!"

Und dann ging jedesmal ein fürchterliches Geschimpfe los. In besonders komplizierten Fällen mußte eiligst Shuchrai herbeigeholt werden. Und die Leute, die soeben noch getobt und einander mit Erschießen gedroht hatten, verstummten.

Die hünenhafte Gestalt Shuchrais, seine Kaltblütigkeit, seine feste Stimme, die keinen Widerspruch duldete, zwangen sie, die Waffen wieder in die Taschen zu stecken.

Pawel verließ immer mit bohrenden Kopfschmerzen seine Arbeitsstelle und begab sich zum Bahnhof. Die Arbeit in der Tscheka hatte verheerende Auswirkungen auf seine Nerven.

Eines Tages bemerkte Pawel auf einem mit Munitionskästen beladenen offenen Güterwagen Serjosha Brusshak. Der sprang vom Waggon herab, ihm entgegen und hätte Pawel dabei um ein Haar zu Boden gerissen. Fest hielten sich die Freunde in den Armen.

„Pawka, du Teufelskerl, ich habe dich sofort erkannt."

Die Freunde wußten gar nicht, wonach sie einander zuerst fragen, was sie sich zuerst erzählen sollten; hatten sie doch in dieser Zeit so viel erlebt! Hastig stellten sie gegenseitig Fragen und beantworteten sie selber, ohne die Antwort des anderen abzuwarten. Sie überhörten das Pfeifen der Lokomotive, und erst als sich der Zug langsam in Bewegung setzte, rissen sie sich aus ihrer Umarmung los.

Was war da zu machen? Sie mußten sich wieder trennen, denn der Zug fuhr schon schneller. Serjosha schrie dem Freund noch etwas zu, rannte, um nicht zurückzubleiben, den Bahnsteig entlang und klammerte sich an der offenen Tür eines Güterwagens fest; mehrere Hände griffen nach Serjosha und zogen ihn hinein. Und Pawel stand und starrte ihm nach. Jetzt erst erinnerte er sich, daß Serjosha nichts von Waljas Tod wußte. Serjosha war ja nicht mehr in der Heimatstadt gewesen. Und Pawel, völlig aufgewühlt von der Begegnung, war nicht dazu gekommen, es ihm zu sagen.

Mag er ruhig fahren, es ist besser, daß er nichts weiß, dachte Pawel. Er ahnte nicht, daß er den Freund zum letztenmal gesehen hatte. Und auch Sergej, der auf dem Waggondach stand und sein Gesicht dem Herbstwind aussetzte, ahnte nicht, daß er dem Tod entgegenfuhr.

„Setz dich doch, Serjosha", forderte ihn Doroschenko auf, ein Rotarmist in einem auf dem Rücken angesengten Mantel.

„Ach was, der Wind ist mein Kamerad. Mag er nur wehen", antwortete lachend Serjosha.

Bereits eine Woche später fand Serjosha Brusshak beim ersten Gefecht in der herbstlichen ukrainischen Steppe den Tod.

Eine aus der Ferne kommende verirrte Kugel hatte ihn getroffen.

Er zuckte zusammen, schwankte noch ein paar Schritte vorwärts, trotz des brennenden Schmerzes, der ihm die Brust zerriß. Kein Laut kam über seine Lippen; er griff nur in die Luft, preßte dann heftig die Hände gegen die Brust, und vornübergebeugt, als setze er zu einem Sprung an, schlug sein Körper bleiern zu Boden. Seine blauen Augen starrten unbeweglich in die Unendlichkeit der Steppe.

Die nervenaufreibende Arbeit in der Tscheka unterwühlte Pawels noch nicht gefestigte Gesundheit. Die von der Quetschung herrührenden Schmerzen traten häufiger auf, bis er schließlich nach zwei durchwachten Nächten ohnmächtig wurde.

Jetzt wandte er sich an Shuchrai.

„Was meinst du, Fjodor, wird's nicht richtiger sein, wenn ich eine andere Tätigkeit übernehme? Ich möchte sehr gern wieder in meinem Beruf arbeiten, in den Hauptwerkstätten. Ich habe das Gefühl, daß ich den Aufgaben hier nicht ganz gewachsen bin. In der Ärztekommission hat man mir gesagt, ich sei kriegsuntauglich. Hier ist es aber schlimmer als an der Front. Die zwei Tage jetzt, in denen wir die Sutyr-Bande liquidierten, haben mich

ganz heruntergebracht. Ich muß mich von den Schießereien erholen. Du siehst doch ein, Fjodor, daß ich – wenn ich mich kaum auf den Beinen halten kann – ein schlechter Tschekist bin."

Shuchrai blickte Pawel besorgt an.

„Ja, gut schaust du nicht aus. Wir hätten dich schon früher von diesem Posten befreien sollen, aber da bin ich selber schuld, habe vor lauter Arbeit nicht darauf geachtet."

Das Ergebnis dieser Unterredung war, daß sich Pawel mit einem Schreiben zum Gouvernementskomitee des Komsomol begab. In diesem Schreiben hieß es, daß Kortschagin dem Komitee zur Verfügung gestellt werde.

Ein lebendiger junger Bursche mit keck in die Stirn geschobener Mütze überflog das Papier und nickte Pawel fröhlich zu:

„Du kommst von der Tscheka? Bitte schön, Arbeit kannst du im Handumdrehen kriegen. Bei uns herrscht geradezu Hunger nach Leuten. Wohin willst du denn? Willst du in die Gouvernementskommission für Ernährung? Nein. Nun, dann nicht. Vielleicht zur Agitationsstelle im Hafen? Nein? Ganz im Unrecht! Ein angenehmes Plätzchen, mit Extraration."

Pawel unterbrach den Burschen.

„Ich will zur Eisenbahn, in die Hauptreparaturwerkstätte."

Der andere schaute ihn verwundert an.

„In die Hauptreparaturwerkstätte? Hm... dort brauchen wir jetzt keine Leute. Weißt du was, geh zu Rita Ustinowitsch. Sie wird dich schon irgendwo unterbringen."

Nach einer kurzen Unterredung mit dem braungebrannten Mädchen wurde beschlossen, daß Pawel als Komsomolsekretär in die Reparaturwerkstätte gehen und dort gleichzeitig seinen Beruf ausüben sollte.

An den Toren der Krim, am schmalen Zugang zur Halbinsel, an der alten Grenzscheide, die einstmals die Krimtataren von den Saporoger Kosakensiedlungen getrennt hatte, lag das Bollwerk der Weißgardisten – Perekop –, furchterregend durch seine neu ausgebauten Befestigungen.

Hinter Perekop, in der Krim, suchten die Überreste der dem Untergang geweihten alten Welt im Rausch des Weines Vergessen; aus allen Ecken und Enden des Landes waren sie hierhergeflüchtet; hier wiegten sie sich in völliger Sicherheit.

In einer feuchtkalten Herbstnacht stiegen Zehntausende von Söhnen des werktätigen Volkes in das kalte Wasser der Meerenge, um nachts den

Siwasch-See zu durchqueren und dem in der Festung verschanzten Feind in den Rücken zu fallen. Unter diesen Tausenden befand sich auch Iwan Sharki, der sein Maschinengewehr behutsam über dem Kopf trug.

Als dann im Morgengrauen Perekop plötzlich in wildem Schlachtfieber aufbrauste, als Tausende im offenen Frontangriff durch die Sperrverhaue brachen, stiegen im Rücken der Weißen die ersten Kolonnen, die den Siwasch-See durchwatet hatten, auf der Litowsker Halbinsel ans Ufer. Einer der ersten, die den Fuß auf das steinige Ufer setzten, war Iwan Sharki.

Eine Schlacht entbrannte, so grausam wie nie zuvor. Die Reiterei der Weißen stürmte mit tierischer Wildheit gegen die Menschen, die da ans Land krochen. Pausenlos spie Sharkis Maschinengewehr Tod und Verderben, und haufenweise stürzten Menschen und Pferde im Kugelregen. Mit fieberhafter Hast setzte Sharki eine Trommelscheibe nach der anderen ins Maschinengewehr ein.

Perekop bebte und dröhnte unter dem Feuer der Hunderte von Geschützen. Ein bodenloser Abgrund schien die Erde verschlingen zu wollen, und mit wildem Zischen zerschnitten Tausende todbringende Granaten den Himmel und zerbarsten in Tausende Sprengstücke und winzige Splitter. Aus dem aufgewühlten, von Wunden zerfurchten Erdboden flogen schwarze Klumpen hoch und verdeckten die Sonne.

Der Kopf des Untiers war zertreten. Der rote Strom ergoß sich über die Krim. Schrecklich in ihrem letzten Stoß, fluteten die Divisionen der 1. Reiterarmee vorwärts. Von panischer Furcht ergriffen, belagerten die Weißgardisten die von den Kais abgehenden Dampfer.

Die Republik schmückte die abgetragenen Feldblusen, dort, wo das Herz schlägt, mit den Orden des Roten Banners. Und unter diesen Feldblusen war auch die des Maschinengewehrschützen und Komsomolzen Iwan Sharki. –

Der Frieden mit Polen war geschlossen. Wie Shuchrai gehofft hatte, war Pawels Heimatstädtchen bei der Sowjetukraine geblieben. Die Grenze bildete nun ein fünfunddreißig Kilometer vom Städtchen entfernt gelegener Fluß. Und so kam der unvergeßliche Morgen im Dezember 1920, da Pawel dem ihm so wohlbekannten Ort entgegenfuhr.

Nach einem flüchtigen Blick auf das Schild „Schepetowka“ betrat er den schneeverwehten Bahnsteig und bog gleich nach links ab, dem Depot zu.

Dort fragte er nach Artjom; der Schlosser war jedoch nicht da. Pawel hüllte sich fester in seinen Soldatenmantel und ging eiligen Schrittes durch den Wald, dem Städtchen entgegen.

Maria Jakowlewna wandte sich zur Tür, als sie es klopfen hörte, und rief „Herein!“ Als sie dann in der schneebedeckten Gestalt, die vor ihr stand, Pawel erkannte, griff sie mit beiden Händen nach ihrem Herzen und war vor unermeßlicher Freude nicht imstande, ein Wort über die Lippen zu bringen.

Tränen des Glücks rannen über ihr Gesicht, während sich ihr kleiner hagerer Körper an die Brust des Sohnes preßte und sie sein Antlitz mit unzähligen Küssen bedeckte.

Pawel umarmte sie fest und betrachtete, ohne ein Wort zu sagen, das von Sehnsucht und Warten verhärmte Gesicht der Mutter, das von tiefen Falten durchfurcht war.

Still wartete er, bis sie sich beruhigt hatte.

Glück strahlte endlich wieder einmal aus den Augen dieser von Sorgen zerquälten Frau. In all den Tagen konnte die Mutter nicht genug mit ihm plaudern und sich an ihrem Jungen satt sehen. Sie hatte die Hoffnung aufgegeben, ihn jemals wieder zu Gesicht zu bekommen. Und als dann drei Tage später, in der Nacht, auch Artjom mit dem Tornister auf dem Rücken in das Stübchen trat, kannte ihre Freude keine Grenzen mehr.

Das Häuschen der Kortschagins hatte seine alten Bewohner wieder aufgenommen. Nach schweren Prüfungen und Leiden waren die Brüder, dem Tod entronnen, nun endlich beieinander...

„Was werdet ihr jetzt anfangen?“ fragte Maria Jakowlewna ihre Söhne.

„Jetzt geht's gleich an die Werkbank, Mütterchen“, antwortete Artjom.

Doch Pawel fuhr, nachdem er zwei Wochen zu Hause verbracht hatte, zurück nach Kiew, wo die Arbeit ihn erwartete.

ZWEITER TEIL

Ein Kommunist fürchtet nichts –
das ist die Schlußfolgerung aus diesem Buch,
das ist die Bilanz des Lebens des Verfassers.

JULIUS FUČIK

Mitternacht. Die letzte Straßenbahn mit ihren arg beschädigten Wagen war schon längst vorübergepoltert. Der Mond ergoß sein fahles Licht aufs Fensterbrett. Ein bläulicher Schein lag über dem Bett und ließ den übrigen Teil des Zimmers im Halbschatten. In der Ecke verbreitete die Tischlampe einen strahlenden Lichtkegel. Rita saß tief gebeugt über einem dicken Heft, ihrem Tagebuch.

„24. Mai", schrieb sie mit scharfgespitztem Bleistift nieder.

„Wiederum versuche ich meine Eindrücke festzuhalten. Wieder eine Lücke. Anderthalb Monate sind vergangen, und ich habe kein einziges Wort geschrieben. So muß ich mich eben mit diesem Fragment begnügen.

Woher soll ich denn die Zeit nehmen, ein Tagebuch zu führen? Erst jetzt, in der Nacht, kann ich mich niedersetzen und schreiben. Ich finde keinen Schlaf. Genosse Segal ist zur Arbeit ins Zentralkomitee der Partei berufen worden. Es hat uns alle betrübt, daß er weggeht! Unser Lasar Alexandrowitsch ist doch ein prächtiger Mensch. Erst jetzt empfinde ich, wie wertvoll seine Freundschaft für uns alle war. Leider wird mit der Abreise Segals unser Zirkel zum Studium des dialektischen Materialismus auseinanderfallen. Gestern waren wir bis spätnachts bei ihm und prüften die Fortschritte unserer Schüler. Der Sekretär des Gouvernements-Jugendkomitees, Akim, war ebenfalls da und auch der widerliche Leiter der Personalabteilung, Tufta. Nicht ausstehen kann ich diesen Besserwisser! Segal strahlte. Sein Schüler Kortschagin legte den Tufta in Parteigeschichte gehörig herein. Ja, diese zwei Monate sind nicht ungenutzt geblieben. Wenn die Arbeit solche Erfolge zeitigt, tut einem die aufgewandte Mühe nicht leid. Man sagt, daß Shuchrai in die Sonderabteilung des Militärbezirks versetzt wird. Weshalb – ist mir unbekannt.

Lasar Alexandrowitsch hat mir seinen Schüler anvertraut.

‚Führt das Begonnene zu Ende', sagte er zu mir, ‚bleibt nicht auf halbem Weg stehen. Sie, Rita, und er, ihr könnt manches voneinander lernen. In dem Jungen steckt noch zuviel Spontaneität. Ihn beherrschen stürmische Empfindungen, und seine Gefühle gehen oft mit ihm durch. Soweit ich Sie kenne, Rita, werden Sie ihn auf die richtigen Bahnen lenken können. Ich wünsche Ihnen Erfolg. Und vergessen Sie nicht, mir nach Moskau zu schreiben', sagte mir Segal beim Abschied.

Heute wurde uns aus dem ZK ein neuer Sekretär für das Bezirkskomitee von Solomenka geschickt. Sein Name ist Sharki. Ich kenne ihn noch von der Armee her...

Dmitri Dubawa soll morgen Kortschagin herbringen. Ich will Dubawa beschreiben. Er ist mittelgroß, stark, muskulös. Seit 1918 ist er Mitglied des Komsomol, und seit 1920 gehört er zur Partei. Er ist einer von den dreien, die wegen ihrer Zugehörigkeit zu der parteifeindlichen Gruppierung, die sich ‚Arbeiteropposition' nannte, aus dem Gouvernements-Jugendkomitee ausgeschlossen wurden. Der Unterricht mit ihm war alles andere als leicht. Jeden Tag warf er unseren Plan über den Haufen, indem er mich mit Fragen bestürmte, die uns vom Thema ablenkten. Zwischen Olga Jurenewa, meiner zweiten Schülerin, und Dubawa kam es häufig zu Auseinandersetzungen. Schon am ersten Abend musterte er Olga von Kopf bis Fuß und sagte:

‚Deine Uniform ist noch nicht vollständig, Alte. Du mußt dir noch Lederhosen, Sporen, einen Budjonny-Helm und einen Säbel zulegen, sonst bist du weder Fisch noch Fleisch.'

Olga blieb ihm keine Antwort schuldig, und ich mußte die beiden trennen. Dubawa ist, soviel ich weiß, ein Freund Kortschagins... Nun, genug für heute. Ich muß schlafen."

Dumpfe Hitze lag über dem Land. Das eiserne Geländer der Bahnüberführung glühte fast. Matte, von der Sonnenglut erschöpfte Menschen erklommen die Stiegen zur Überführung. Es waren keine Reisenden, sondern hauptsächlich Leute, die vom Bahnhofsviertel in die Stadt wollten.

Pawel hatte Rita von der obersten Stufe aus bemerkt. Sie war früher als er zum Zug gekommen und schaute die Treppe hinauf.

Drei Schritt von Rita entfernt machte Kortschagin halt. Sie hatte ihn nicht bemerkt. Pawel betrachtete sie mit seltsamer Neugier. Rita trug eine

gestreifte Bluse und einen kurzen blauen Rock aus einfachem Stoff. Die weiche Chromlederjacke hatte sie über die Schulter geworfen. Dichte, widerspenstige Locken umrahmten das gebräunte Gesicht. Den Kopf leicht zurückgeworfen, stand sie blinzelnd im hellen Sonnenschein. Zum erstenmal sah Kortschagin seine Freundin und Lehrerin mit solchen Augen und zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß Rita nicht nur ein Mitglied des Büros des Gouvernementskomitees, sondern auch... Und als er sich bei derart „sündhaften" Gedanken ertappte, rief er ihr, über sich selbst ärgerlich, zu:

„Ich bin schon eine ganze Stunde hier und schaue dich an, und du siehst mich gar nicht. Es ist Zeit, daß wir gehen, der Zug steht schon da."

Sie kamen zum Diensteingang des Bahnsteigs.

Rita war gestern vom Gouvernementskomitee als Vertreterin zu einer Kreiskonferenz delegiert worden. Zur Begleitung hatte man ihr Kortschagin beigegeben. Heute mußten sie unbedingt mit dem Zuge mitkommen, was durchaus keine leichte Sache war. Bei der Abfertigung der damals äußerst selten fahrenden Züge stand der Bahnhof unter Kontrolle des allmächtigen Fünferausschusses zur Regelung des Bahnhofsverkehrs, und ohne einen Passierschein dieses Ausschusses hatte niemand das Recht, den Bahnsteig zu betreten. Alle Ein- und Ausgänge waren von der Sperrabteilung des Ausschusses abgeriegelt. Der völlig überfüllte Zug konnte nur den zehnten Teil derer fassen, die mitfahren wollten. Niemand hatte Lust zurückzubleiben, er hätte tagelang auf einen zufällig durchfahrenden Zug warten müssen. Tausende von Menschen stürmten die Durchgänge und versuchten zu den grünen Waggons zu gelangen. An solchen Tagen erlebte der Bahnhof eine regelrechte Belagerung, und nicht selten kam es sogar zum Handgemenge.

Rita und Pawel mühten sich vergebens, zum Bahnsteig vorzudringen.

Pawel, der alle Ein- und Ausgänge des Bahnhofs kannte, führte seine Reisegefährtin durch die Gepäckabfertigungsstelle. Mühsam drängten sie sich bis zum Wagen Nr. 4 vor. An dessen Tür stand ein schweißtriefender Tschekist, der, die dichte Menschenmenge zurückhaltend, wohl zum hundertsten Male wiederholte:

„Ich habe euch doch schon gesagt, der Waggon ist überfüllt. Und laut Befehl dürfen wir niemanden auf die Puffer und Dächer lassen."

Die erregten Menschen stürmten auf ihn ein und hielten ihm die vom Fünferausschuß für den Wagen Nr. 4 ausgestellten Fahrkarten vor die

Nase. Wütendes Schimpfen und Schreien überall, Gedränge vor jedem Waggon. Pawel sah, daß es unmöglich war, auf dem üblichen Wege einzusteigen. Sie mußten jedoch unbedingt fahren, sonst würde die Konferenz scheitern.

Er rief Rita beiseite und weihte sie in seinen Aktionsplan ein. Er wollte sich in den Waggon drängen, das Fenster öffnen und Rita durch das Fenster hereinziehen. Auf andere Weise würden sie ihr Ziel nie erreichen.

„Gib mir deine Lederjacke, die ist besser als jedes Mandat."

Pawel zog Ritas Lederjacke an, steckte in eine der Taschen seine Pistole und ließ absichtlich den Griff mit dem Riemen herausschauen. Den Rucksack mit den Lebensmitteln legte er neben Rita auf den Boden und ging auf den Waggon zu. Brüsk zwängte er sich durch die Masse der Passagiere hindurch und faßte schon nach der Griffstange, als der breitschultrige Tschekist ihn anhielt:

„Heda, Genosse, wohin?"

„Ich bin von der Sonderabteilung des Militärbezirks. Wollen mal kontrollieren, ob alle Passagiere Fahrkarten des Fünferausschusses haben", sagte Pawel in einem Ton, der keinen Zweifel an seinen Vollmachten zuließ.

Der Tschekist warf einen Blick auf Pawels Jackentasche, wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn und antwortete ziemlich gleichgültig:

„Nun, kontrollier, wenn du reinkommst."

Pawel drang unter einem Hagel von Schimpfworten bis in die Mitte des Wagens vor. Während er mit den Ellbogen, Schultern und, wo es nottat, auch mit den Fäusten arbeitete, kletterte er über fremde Schultern hinweg, zog sich mit den Händen hoch und klammerte sich dann an den oberen Pritschen fest.

„Wohin, zum Teufel, willst du? Verflucht noch mal!" schrie ihn eine dicke Tante an, als er sich von oben herunterließ und ihr dabei aufs Knie trat. Das Weib hatte sich – üppig, wie sie war – auf das Ende der unteren Pritsche gezwängt und hielt eine große Ölkanne zwischen den Beinen. Solche Kannen, Kisten, Säcke und Körbe standen überall, auf sämtlichen Pritschen. Im Waggon konnte man kaum Luft holen.

Auf das Gezeter der Frau antwortete Pawel mit der Frage:

„Ihre Fahrkarte, Bürgerin?"

„Was willst du?" fuhr jene den ungebetenen Kontrolleur an.

Von der obersten Gepäckbank schaute eine richtige Gaunervisage herab, und eine tiefe Baßstimme brummte:

„Waska, was ist denn das hier für'n Früchtchen? Gib ihm mal 'nen Passierschein auf den ‚Friedhof'."

Unmittelbar über Kortschagins Kopf tauchte jemand auf, anscheinend war's jener, der mit Waska angeredet worden war. Der baumstarke Kerl, die Brust voller Haare, starrte Kortschagin mit Glotzaugen an:

„Was willst du von dieser Frau? Was für 'ne Fahrkarte?"

Von der Seitenpritsche baumelten vier Paar Beine herunter. Die Eigentümer dieser Beine saßen eng umschlungen und knackten kräftig Sonnenblumenkerne. Allem Anschein nach war hier ein Rudel durchtriebener Spekulanten und Schieber beisammen, die in den Eisenbahnzügen ihr Handwerk trieben. Pawel hatte jedoch keine Zeit, sich mit ihnen einzulassen. Es galt, Rita in den Wagen zu bringen.

„Wem gehört diese Kiste?" fragte er einen älteren Eisenbahner und zeigte auf eine am Fenster stehende Holzkiste.

„Der Jungfer dort", erwiderte dieser, auf ein Paar dralle Beine in braunen Strümpfen weisend.

Das Fenster mußte geöffnet werden, aber die Kiste hinderte ihn daran. Kein Platz, wo man sie unterbringen konnte. Pawel hob die Kiste auf und reichte sie ihrer Besitzerin, die sich auf der oberen Pritsche breitgemacht hatte.

„Halten Sie mal, Bürgerin, nur ein Weilchen, ich will das Fenster öffnen."

„Was hast du fremde Sachen anzurühren?" fuhr ihn die plattnasige Frau an, als er ihr die Kiste auf den Schoß stellte.

„Motka, was gibt dieser Bürger hier so groß an?" wandte sie sich hilfesuchend an ihren Nachbarn. Der aber stieß Pawel, ohne sich auch nur von seinem Platz zu erheben, mit dem in einer Sandale steckenden Fuß in die Rippen.

„He, du Mistvieh, mach, daß du wegkommst, sonst kriegst du eins in die Fresse!"

Pawel ertrug schweigend den Rippenstoß, biß sich auf die Lippen und öffnete das Fenster.

„Bitte, Genosse, rück ein wenig zur Seite", bat er den Eisenbahner.

Er verschaffte sich wiederum etwas Platz, indem er eine Kanne beiseite schob, und stellte sich dicht ans Fenster. Rita reichte ihm von draußen schnell den Rucksack herein. Pawel ließ den Rucksack dem üppigen Weib

mit der Kanne auf den Schoß fallen, beugte sich zum Fenster hinaus, faßte Rita bei den Händen und zog sie ins Innere. Noch ehe der Rotarmist der Sperrabteilung diese ordnungswidrige Handlung bemerken und verhindern konnte, war Rita bereits im Wagen. Dem unbeholfenen Rotarmisten blieb nichts anderes übrig, als fluchend umzukehren. Im Wagen wurde Rita von der Spekulantenbande mit einem solchen Hallo empfangen, daß sie verlegen und unruhig wurde. Sie konnte nirgends hintreten, stand auf dem äußersten Rand der unteren Pritsche und hielt sich am Brett der oberen fest. Von allen Seiten hagelte es Schimpfworte. Der Baß von oben ließ sich vernehmen:

„So ein Geschmeiß, quetscht sich selber hier herein und schleppt auch noch ein Weibsbild nach!"

Und noch irgendein Unsichtbarer piepste:

„Motka, gib ihm doch mal eins in die Schnauze!"

Die plattnasige Frau schickte sich an, die Holzkiste auf Kortschagins Kopf zu stellen. Ringsum nichts als fremde, hämische Gesichter. Pawel bedauerte, daß Rita dabei war. Aber sie mußten doch irgendwo Platz finden.

„Bürger, räum mal deine Säcke vom Gang weg, hier wird sich die Genossin hinstellen", wandte er sich an jenen, der mit Motka angeredet wurde. Dieser antwortete derartig ordinär, daß Pawel das Blut ins Gesicht schoß. Über der rechten Braue verspürte er einen stechenden Schmerz. „Na warte, du Schurke, mit dir werde ich noch abrechnen", erwiderte er dem frechen Kerl, sich mühsam beherrschend, aber sofort setzte es von oben einen gehörigen Fußtritt gegen den Kopf.

„Lang ihm doch noch eine, Waska!" Von allen Seiten wurde gegrölt und geschrien.

Was Pawel so lange mühsam zurückgehalten hatte, das brach nun hervor, und wie immer in solchen Momenten, handelte er rasch und entschlossen.

„Ihr Spekulantengesindel wollt euch wohl noch lustig machen?" Pawel zog sich an den Händen federleicht in die Höhe, kletterte auf die zweite Pritsche und schlug mit der Faust in Motkas freche Visage. Der Hieb war so stark, daß der Schieber von der Pritsche auf die Köpfe der anderen Reisenden im Gang hinunterplumpste.

„Los, herunter von der Bank, Gesindel, sonst schieß' ich euch wie Hunde über den Haufen!" schrie Kortschagin wütend und hielt den vier Krakeelern die Pistole vor die Nase.



Die Sache nahm sofort eine andere Wendung. Rita verfolgte die Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit, bereit, auf jeden zu schießen, der es wagen würde, Kortschagin anzugreifen. Die obere Pritsche wurde schnell geräumt. Die Gaunerbande verzog sich schleunigst in ein benachbartes Abteil.

Als Rita den frei gewordenen Platz eingenommen hatte, flüsterte ihr Pawel zu:

„Bleib hier ruhig sitzen, ich will indessen mit denen da abrechnen."

Rita hielt ihn zurück:

„Willst du dich wirklich mit ihnen prügeln?"

„Nein, ich komme gleich zurück", beruhigte er sie.

Abermals wurde das Fenster geöffnet, und Pawel kletterte auf den Bahnsteig hinaus. Nach wenigen Minuten stand er vor dem Chef der Distrikts-Tscheka, Burmeister, seinem früheren Vorgesetzten. Der Lette hörte ihn an und gab sogleich Anweisungen, sämtliche Passagiere des Wagens zu prüfen.

„Ich habe doch schon immer gesagt, daß die Züge bereits mit Spekulanten im Bahnhof einlaufen", brummte Burmeister.

Ein aus einem Dutzend Tschekisten bestehender Trupp säuberte den Waggon. Nach alter Gewohnheit half Pawel bei der Kontrolle des gesamten Zuges. Obwohl er nicht mehr in der Tscheka arbeitete, war die Verbindung mit seinen Freunden noch sehr eng, und als Sekretär des Jugendkollektivs hatte er viele seiner besten Komsomolzen zur Arbeit in die Tscheka geschickt. Nach Beendigung der Kontrolle ging Pawel zu Rita zurück. Neue Passagiere füllten jetzt den Waggon – Rotarmisten und Genossen, die dienstlich unterwegs waren.

Für Rita blieb nur noch auf der obersten Bank ein Plätzchen frei. Alles übrige wurde mit Zeitungspaketen belegt.

„Macht nichts", meinte Rita, „irgendwie werden wir uns schon einrichten."

Der Zug setzte sich in Bewegung.

An den Fenstern schwebte das auf einem riesigen Haufen von Säcken thronende Spekulantenweib vorüber.

„Manka, wo ist meine Kanne?" hörte man sie schreien.

Durch die Zeitungspakete von den Nachbarn getrennt, saßen Rita und Pawel auf ihrem engen Plätzchen und kauten mit vollen Backen Brot und Äpfel. Jetzt konnten sie über den Vorfall lachen, der ihnen noch vor kurzem gar nicht so lustig erschienen war.

Langsam kroch der Zug dahin. Die überladenen, altersschwachen Eisenbahnwagen ächzten und knarrten in allen Fugen. Draußen begann es graublau zu dämmern, dann verhängte die Nacht die offenen Fenster mit ihrem schwarzen Schleier. Im Waggon war es dunkel.

Rita schlummerte, den Kopf auf dem Rucksack, vor Ermüdung ein. Pawel saß am Rande der Bank, ließ die Beine baumeln und rauchte. Auch

er war müde, konnte sich jedoch nirgends hinlegen. Erfrischende Nachtluft wehte durchs Fenster. Ein Stoß ließ Rita erwachen. Sie bemerkte die glimmende Zigarette Pawels. Der ist imstande, bis morgen früh so dazusitzen, dachte sie.

„Genosse Kortschagin! Lassen Sie die bürgerlichen Vorurteile und legen Sie sich doch nieder", sagte sie scherzhaft.

Pawel legte sich neben sie und streckte erleichtert die Beine aus.

„Morgen haben wir eine Menge Arbeit. Schlaf, du Raufbold." Ihr Arm umfaßte vertrauensvoll den Freund, und er spürte ihr Haar an seiner Wange.

Für ihn war Rita unantastbar. Sie war seine Freundin, seine Genossin im Kampf, sein politischer Leiter, und doch war sie eine Frau. Das hatte er zum erstenmal auf der Brücke empfunden, und deshalb erregte ihn diese Umarmung sehr. Pawel spürte ihre tiefen, gleichmäßigen Atemzüge, irgendwo ganz nahe waren ihre Lippen. Diese Nähe erweckte in ihm den unüberwindlichen Wunsch, ihre Lippen zu suchen, und nur mit äußerster Willensanstrengung konnte er sich bezwingen.

Rita, die seine Gefühle zu erraten schien, lächelte in der Dunkelheit. Sie hatte bereits die Freuden der Liebe und den Schmerz des Verlustes erlebt. Zweimal in ihrem Leben hatte sie geliebt, und die Menschen, denen sie ihre Liebe geschenkt, waren ihr alle beide durch weißgardistische Kugeln entrissen worden: der eine ein tapferer Riese, ein Brigadekommandeur, der andere ein junger Bursche mit klaren Augen; zwei Bolschewiki.

Bald wiegte das Rattern der Räder Pawel in den Schlaf. Erst gegen Morgen weckte ihn ein Pfiff der Lokomotive.

Rita kehrte jetzt immer erst spätabends heim. In ihrem Tagebuch, das sie nur selten aufschlug, erschienen nur noch spärliche Notizen.

11. August

Die Gouvernementskonferenz ist zu Ende. Akim, Michail und andere sind nach Charkow gefahren, wo die Republikskonferenz stattfindet. Nun lastet die ganze technische Arbeit auf mir. Dubawa und Pawel sind ins Gouvernementskomitee gewählt worden. Seitdem Dmitri zum Sekretär des Petschersker Bezirks-Jugendkomitees bestimmt worden ist, nimmt er an unserem Abendzirkel nicht mehr teil. Er ist mit Arbeit überladen. Pawel möchte noch lernen, aber entweder habe ich keine Zeit, oder er wird irgend-

wohin geschickt. Wegen der gespannten Lage bei der Eisenbahn sind sie dort ständig in Bereitschaft. Sharki war gestern bei mir. Er ist unzufrieden, daß wir ihm die Jungen weggenommen haben. Er sagt, daß er sie selber dringend braucht.

23. August

Als ich heute durch den Korridor ging, sah ich an der Tür der Geschäftsleitung Pankratow, Kortschagin und noch einen Unbekannten stehen. Ich ging zu ihnen und hörte, wie Pawel erzählte:

„Dort sitzen Kerle, für die sogar eine Kugel noch zu schade wäre. – ‚Ihr habt kein Recht', sagt er, ‚euch in unsere Verordnungen einzumischen. Hier hat nur das Eisenbahnforstkomitee zu bestimmen, nicht irgendein Jugendverband.' – Und eine Fresse hat dieser Kerl... Da sieht man's wo sich die Parasiten eingenistet haben!"

Seinen Worten folgte eine Flut unflätigster Schimpfworte. Pankratow, der mich bemerkt hatte, gab Pawel einen Rippenstoß. Jener wandte sich um und wurde ganz blaß, als er mich erblickte. Ohne mir in die Augen zu schauen, ging er sofort davon. Jetzt werde ich ihn lange nicht zu sehen bekommen. Er weiß ja, daß ich das Fluchen nicht ausstehen kann.

27. August

Wir hatten eine Komiteesitzung. Die Lage wird immer komplizierter. Vorläufig kann ich noch nicht alles eintragen – ich darf es nicht. Akim ist früher aus dem Bezirk zurückgekehrt. Gestern ist bei Teterew wieder ein Güterzug mit Lebensmitteln zum Entgleisen gebracht worden. Ich werde wohl besser keine Aufzeichnungen mehr machen, denn es sind ja sowieso nur ganz zusammenhanglose Notizen. Jetzt warte ich auf Kortschagin. Ich habe ihn gesprochen. Er, Sharki und drei andere haben eine Kommune gegründet...

Eines Tages wurde Pawel in der Werkstatt ans Telefon gerufen. Rita teilte ihm mit, daß sie einen freien Abend habe und gern mit ihm das früher in Angriff genommene Thema: „Die Ursachen der Niederlage der Pariser Kommune" weiterbearbeiten möchte.

Abends, als sich Pawel dem Haus der Kruglo-Universitätskaja-Straße näherte, blickte er hinauf. Ritas Fenster war erleuchtet. Wie immer stürmte er die Treppe empor, klopfte mit der Faust kurz an die Tür und trat ins Zimmer, ohne eine Antwort abzuwarten.

Auf dem Bett, auf das sich keiner der Jungen auch nur setzen durfte, sah er einen Mann in Uniform. Eine Pistole, die Feldtasche und eine Mütze mit Sowjetstern lagen auf dem Tisch. Rita saß neben dem Mann und hielt ihn fest umschlungen. Die beiden unterhielten sich lebhaft über irgend etwas... Rita wandte Pawel ihr glückstrahlendes Gesicht zu.

Der Kommandeur riß sich aus ihrer Umarmung und stand auf.

„Macht euch bekannt", sagte Rita und begrüßte Pawel, „das ist..."

„David Ustinowitsch", unterbrach sie der Gast ungezwungen und drückte Kortschagin fest die Hand.

„Er kam überraschend hereingeschneit." Rita lachte.

Kühl erwiderte Kortschagin den Händedruck. In seinen Augen blitzten Funken unaussprechlicher Kränkung. Er bemerkte auf Davids Ärmel das Rangabzeichen.

Rita wollte etwas sagen, aber Kortschagin unterbrach sie.

„Ich bin nur auf einen Sprung heraufgekommen, um dir mitzuteilen, daß ich heute im Hafen beim Abladen von Brennholz arbeite, damit du nicht umsonst wartest... Du hast ja sowieso einen Gast bei dir. Ich muß eilen, unten warten die Jungen."

Pawel verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Seine raschen Schritte verhallten im Treppenhaus... Unten schlug dumpf die Tür ins Schloß. Dann wurde es still.

„Mit ihm muß irgend etwas nicht in Ordnung sein", sagte Rita unsicher auf Davids verständnislosen Blick.

Unter der Brücke fauchte schwer atmend eine Lokomotive und spie aus ihrer mächtigen Brust einen Schwarm goldener Leuchtkäfer in die Nacht hinaus. Sie schwirrten in phantastischem Reigen empor und verlöschten dann im Rauch.

Auf das Geländer gestützt, beobachtete Pawel die flimmernden vielfarbigen Lichter der Signallaternen an den Weichen. Er schloß einen Augenblick lang die Augen.

Und doch ist es nicht zu verstehen, Genosse Kortschagin, warum Sie es so schmerzhaft empfinden, daß Rita verheiratet ist. Hat sie denn jemals das Gegenteil behauptet? Und selbst wenn – was hätte das zu bedeuten? Weshalb hat Sie das denn plötzlich so empfindlich getroffen? Waren Sie, teurer Genosse, denn nicht bisher der Ansicht, daß nichts anderes zwischen euch sei als geistige Freundschaft... Wie haben Sie das nur außer acht

lassen können? So nahm sich Kortschagin selbst ironisch ins Gebet. Und wie, wenn es nun gar nicht ihr Mann ist? David Ustinowitsch kann ja ebensogut ihr Bruder oder ihr Onkel sein... Dann bist du verrückter Kerl ganz grundlos auf einen Menschen wütend gewesen. Du bist anscheinend genauso ein Schweinehund wie jedes andere Mannsbild. Ob es ihr Bruder ist, das kann man ja erfahren. Angenommen, es ist ihr Bruder oder ihr Onkel, wie willst du ihr dann dein Benehmen erklären? Nein, Schluß damit, du gehst nicht mehr zu ihr!

Seine Gedanken wurden von dem schrillen Pfeifen einer Lokomotive unterbrochen.

Höchste Zeit, nach Hause zu gehen. Genug Trübsal geblasen.

In Solomenka (so hieß das Eisenbahnerviertel) hatten fünf Genossen eine kleine Kommune gegründet. Ihr gehörten an: Sharki, Pawel, der immer lustige blonde Tscheche Klavíček, Nikolai Okunew, der Komsomolsekretär des Depots, und Stjopa Artjuchin, ein Mitarbeiter der Eisenbahntscheka, vor kurzem noch Kesselschmied in der Reparaturwerkstätte.

Sie hatten ein Zimmer bekommen. Drei Tage wurde dort nach Arbeitsschluß geweißt, gewischt und geschrubbt. Sie spektakelten derart mit ihren Eimern, daß die Nachbarn schon dachten, es wäre Feuer ausgebrochen. Sie zimmerten sich Bettstellen, die aus Säcken zusammengenähten Matratzen wurden in der Parkanlage mit Ahornblättern vollgestopft, und am vierten Tag strahlte das mit einem Petrowski-Porträt und einer Landkarte geschmückte Zimmer vor Sauberkeit.

Zwischen den beiden Fenstern hing ein Bücherbrett mit einem Stapel Bücher. Zwei mit Karton beschlagene Kisten wurden zu Stühlen, eine etwas größere Kiste bildete den Schrank. Mitten im Zimmer stand ein riesiger unbezogener Billardtisch, den man aus dem Haus der Kommunalverwaltung hierhergeschleppt hatte. Tagsüber diente er als Tisch und nachts als Bett für Klavíček. Die fünf trugen alle ihre Habseligkeiten zusammen. Der haushälterische Klavíček stellte eine Liste des gesamten Kommuneeigentums auf und war schon drauf und dran, sie an der Wand zu befestigen, ließ jedoch nach einmütigem Protest von diesem Vorhaben ab. Alles, was in der Stube war, wurde Gemeingut. Die Gehälter, die Lebensmittelrationen sowie zufällige Lebensmittelpakete – alles wurde gleichmäßig verteilt. Persönliches Eigentum blieben nur die Waffen. Einstimmig wurde beschlossen: „Mitglieder der Kommune, die das Gesetz über die Abschaffung des Eigentums verletzen und das Vertrauen der Genossen mißbrauchen, werden aus der Kommune ausgeschlossen." Okunew und Klavíčck bestanden noch auf der Ergänzung „und ausgesiedelt".

Zur Eröffnung der Kommune hatten sich sämtliche Komsomolfunktionäre des Solomenka-Stadtviertels eingefunden. Man borgte sich im Nachbarhaus einen riesigen Samowar und bewirtete die Gäste mit Tee, wobei der ganze Sacharinvorrat draufging. Als der Samowar leergetrunken war, stimmte man im Chor ein Lied an:

Des Volkes Blut verströmt in Bächen,
und bittre Tränen rinnen drein,
doch kommt der Tag, da wir uns rächen,
dann werden wir die Richter sein!

Talja aus der Tabakfabrik dirigierte den Chor. Ihr rotes Kopftuch hatte sich etwas verschoben, und ihre Augen blitzten wie die eines übermütigen Jungen. Bis jetzt war es noch niemandem gelungen, tief in diese Augen zu schauen. Talja Lagutina konnte ansteckend lachen. Mit ihrer strahlenden Jugend blickte diese junge Arbeiterin von der Schwelle ihres achtzehnten Lebensjahres in die Welt.

Ihre Hand flog nach oben, und gleich einem Fanfarenstoß setzte der Gesang ein:

Stimmet an den Gesang! Nun, wohlan!
Die Fahne trägt des Volkes Grollen
über Zwingburgen stolz himmelan.
Stimmet an den Gesang! Nun, wohlan!
Der Freiheit Morgenrot bricht an.
Rot ist das Tuch, das wir entrollen,
klebt doch des Volkes Blut daran.

Es war schon spät, als sie auseinandergingen und die schweigenden Straßen mit ihren lauten Zurufen weckten.

Sharki griff nach dem Telefonhörer.

„Seid doch ruhig, Jungen, ich verstehe ja nichts!" rief er den lärmenden Komsomolzen zu, die ins Zimmer des verantwortlichen Sekretärs stürmten.

Das Stimmengewirr wurde schwächer.

„Hallo! Ach, du bist da! Ja, ja, sofort. Die Tagesordnung? Immer noch dieselbe – die Holzzustellung aus dem Hafen. Was? Nein, er ist nirgends hingeschickt worden. Er ist hier. Soll ich ihn rufen? Gut.“

Sharki winkte Kortschagin heran.

„Genossin Ustinowitsch möchte dich sprechen.“ Er übergab ihm den Hörer.

„Ich dachte schon, du seist nicht hier. Ich habe zufällig einen freien Abend. Komm heute. Mein Bruder war gerade auf der Durchreise bei mir, wir hatten uns zwei Jahre nicht gesehen...“

Ihr Bruder...!

Pawel hörte ihre Worte nicht mehr. Ihm kam jener Abend in Erinnerung und das, was er sich in jener Nacht so ernsthaft vorgenommen hatte. Ja, heute muß er zu ihr gehen, um alle Brücken abzubrechen. Die Liebe bringt einem zuviel Unruhe und Leid. Und ist denn jetzt die richtige Zeit, über solche Dinge zu reden?

Die Stimme im Hörer fragte:

„Was ist denn, hörst du mich nicht?“

„Doch doch. Also nach der Komiteesitzung.“

Er legte auf.

Pawel schaute ihr fest in die Augen und sagte, indem er die Kante des Eichentisches preßte:

„Wahrscheinlich werde ich nicht mehr zu dir kommen können.“

Er sagte es und sah, wie ihre dichten Wimpern aufzuckten. Ihre Hand hielt im Schreiben inne und blieb reglos auf dem geöffneten Heft liegen.

„Weshalb?“

„Es wird immer schwieriger, die Zeit dafür aufzubringen. Du weißt ja selbst, was für schwere Tage wir jetzt erleben. Es ist schade, aber man muß es eben aufschieben...“

Er lauschte seinen eigenen Worten und spürte die Unsicherheit in ihnen.

Was gehst du da wie die Katze um den heißen Brei herum? Es fehlt dir an Mut, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen!

Hartnäckig setzte Pawel hinzu:

„Außerdem wollte ich dir schon lange sagen, daß ich dich nicht mehr recht verstehe. Als Segal mich unterrichtete, blieb mir alles im Gedächtnis haften. Aber bei dir fasse ich gar nichts. Jedesmal mußte ich von dir zu Tokarew laufen, weil ich mich nicht zurechtfand. Ich bin eben schwer von Begriff. Du mußt dir jemanden aussuchen, der mehr Grütze im Kopf hat.“

Er wandte sich ab, um ihrem aufmerksamen Blick auszuweichen, und fügte eigensinnig, sich den letzten Rückzug zu dem Mädchen versperrend, hinzu:

„Da ist es wohl sinnlos, daß wir beide weiterhin Zeit miteinander verlieren.“

Er erhob sich, schob mit dem Fuß vorsichtig den Stuhl beiseite und schaute auf den gebeugten Kopf herunter, in das vom Lampenlicht beschienene, blaß gewordene Gesicht.

Dann setzte er die Mütze auf.

„Leb wohl, Genossin Rita. Es tut mir leid, daß ich dich so viele Tage hingehalten habe. Ich hätte dir das gleich sagen sollen. Das ist schon meine Schuld.“

Mechanisch reichte ihm Rita die Hand, und durch seine unerwartete Kälte verwirrt, brachte sie nur mühsam hervor:

„Ich gebe dir keine Schuld, Pawel. Da ich nicht den richtigen Weg gefunden habe, mich dir verständlich zu machen, habe ich deine heutigen Worte wohl verdient.“

Wie schwer rissen sich seine Füße vom Boden los... Lautlos schloß er die Tür hinter sich. Am Hauseingang zögerte er – jetzt könnte er noch zurückkehren, ihr alles sagen... Aber wozu? Um von ihr nebst ironischen Worten eine Ohrfeige einzuheimsen und wieder unten an der Tür zu landen? Nein.

Auf dem Rangierbahnhof wuchs der Friedhof rostender Eisenbahnwagen und verlassener Lokomotiven. Der über die leeren Holzplätze fegende Wind wirbelte nur winzige Sägespäne in die Luft.

Rings um die Stadt trieb sich auf Waldpfaden, in tiefen Schluchten, wie ein raubgieriger Luchs, die Orlik-Bande herum. Tagsüber hielt sie sich in den umliegenden Einzelgehöften, in den Waldimkereien auf. Nachts jedoch schlich sie sich an die Eisenbahnlinien heran, zerstörte sie mit ihren Raubtiertatzen und verkroch sich nach Verrichtung ihres unheimlichen Werkes wieder in ihren Unterschlupf.

Häufig stürzten Züge die Böschung hinab. Die Eisenbahnwagen zerbarsten, die verschlafenen Menschen wurden zermalmt, und das kostbare Getreide vermischte sich mit Blut und Erde.

Oft überfiel die berittene Bande die stillen Ortschaften der Umgebung. Mit erschrockenem Gackern flüchteten die Hühner von den Straßen. Ein

verirrter Schuß krachte. Vor dem weißen Häuschen des Ortssowjets entspann sich ein kurzes Geplänkel, das Knattern der Schüsse erinnerte an das Knistern von trockenem Reisig unter den Füßen. Auf gutgenährten Pferden jagten die Banditen durchs Dorf und hieben mit den Säbeln auf die von ihnen festgenommenen Leute ein. Sie hieben mit pfeifendem Schwung, so wie man Holz spaltet. Geschossen wurde nur selten – sie sparten mit Patronen.

Ebenso schnell, wie die Bande aufgetaucht war, verschwand sie wieder. Sie hatte überall ihre Augen und Ohren. Diese Augen suchten das weiße Häuschen des Ortssowjets zu durchbohren, sie beobachteten es vom Hof des Popen und von dem großen Haus eines Kulaken aus. Von diesen Gehöften spannen sich unsichtbare Fäden in das Waldesdickicht. Dorthin wurden von hier aus Patronen, Stücke frischen Schweinefleisches, Flaschen mit dem bläulichen „Perwatsch", selbstgebranntem Schnaps, geliefert, dorthin ging auch das, was geheimnisvoll den kleinen Atamanen ins Ohr geflüstert wurde und dann über ein äußerst kompliziertes Netz bis zu Orlik selbst gelangte.

Die Bande zählte insgesamt nur zwei- bis dreihundert Halsabschneider, aber die Versuche, sie zu erledigen, mißlangen. In mehrere Abteilungen gruppiert, operierten die Banditen gleichzeitig in zwei bis drei Bezirken. Es war unmöglich, alle aufzuspüren. Nachts ein Bandit, war er am Tag ein friedlicher Bauer, der sich auf seinem Hofe betätigte, den Pferden Futter gab oder vor dem Tor grinsend seine Pfeife rauchte und den vorüberreitenden Patrouillen boshafte Blicke hinterherschickte.

Rastlos streifte Alexander Pusyrewski Tag und Nacht mit seinem Regiment in den drei Bezirken umher.

Unermüdlich in hartnäckiger Verfolgung, holte er auch manchmal die Nachhut der Banditen ein.

Nach einem Monat mußte Orlik mit seiner Bande aus zwei Bezirken weichen. Auf einen kleinen Raum beschränkt, zog er ziellos hin und her.

Das Leben in der Stadt ging seinen gewohnten schleppenden Gang. Auf den fünf Märkten wimmelte es von lärmenden Menschen. Hier herrschten zwei Tendenzen: die eine – soviel wie möglich herauszuschinden, die andere – sowenig wie möglich zu zahlen. Gauner jeden Kalibers trieben hier nach Kräften und Fähigkeiten ihr Werk. Wie die Ameisen wimmelten da Hunderte geschäftiger Leutchen umher, mit Augen, in denen alles, nur

kein Gewissen, zu lesen war. Wie auf einem Düngerhaufen sammelte sich hier der ganze Unrat der Stadt in dem einzigen Bestreben, den harmlosen Neuling zu schröpfen. Die selten einlaufenden Züge spien aus ihren Leibern Haufen von Menschen aus, die mit Säcken beladen waren. Und dieses ganze Gesindel strömte zu den Märkten.

Am Abend waren die Märkte verödet, und die Handelsgassen, die dunklen Reihen der Verkaufsstände und Läden standen verlassen da.

Nicht jeder Waghals riskierte es, in der Dunkelheit dieses ausgestorbene Stadtviertel aufzusuchen, wo hinter jeder Verkaufsbude stumme Gefahr lauerte, denn nicht selten knallte hier nachts ein Schuß, gleich einem Hammerschlag gegen Eisenblech, und irgend jemand röchelte in seinem Blute. Und wenn dann endlich ein Trupp Milizionäre (denn allein wagte sich niemand dorthin) am Tatort ankam, fand er nichts als einen verkrampften Leichnam ... Die Bande hatte sich längst aus dem Staub gemacht, und der Lärm hatte auch die anderen Nachtvögel des Marktviertels in alle Winde zerstreut.

Gegenüber dem Markt lag das Kino „Orion". Fahrdamm und Fußsteig schimmerten im elektrischen Licht. Menschengedränge. Im Zuschauerraum des Kinos ratterte der Filmapparat. Auf der Leinwand erschlugen zwei unglückliche Liebhaber einander. Wenn der Filmstreifen abriß, reagierte das anwesende Publikum mit wildem Gejohle.

Im Zentrum wie auch in den Vororten der Stadt schien das Leben in den alten Bahnen zu verlaufen.

Und selbst dort, wo sich das Hirn der revolutionären Macht befand – im Gouvernements-Parteikomitee –, ging alles seinen gewohnten Gang. Diese Ruhe war jedoch nur äußerlich.

In der Stadt reifte ein Sturm heran.

Das Herannahen dieses Sturmes ahnten viele von denen, die, mit schlecht verborgenem Gewehr unter dem Bauernrock, aus allen Richtungen der Stadt zuströmten. Auch jene wußten Bescheid, die scheinbar als Hamsterer auf den Zugdächern in die Stadt fuhren, dann aber den Weg nicht zum Markt einschlugen, sondern ihre Säcke in die Straßen und Häuser der Stadt trugen, die in ihrem Gedächtnis verbucht waren.

Aber wenn diese auch Bescheid wußten, so hatten die Arbeiterbezirke, und sogar die Bolschewiki, von der nahenden Gefahr keine Ahnung.

Es gab in der Stadt nur fünf Bolschewiki, die über das, was vor sich ging, unterrichtet waren.

Die Reste der von der Roten Armee nach Polen verjagten Petljura-Leute trafen in engem Kontakt mit ausländischen Missionen in Warschau Vorbereitungen, um an dem geplanten Aufstand teilzunehmen.

Aus den Resten der Petljura-Regimenter wurde in aller Stille ein Trupp für Streifzüge formiert.

Auch in Schepetowka besaß das zentrale Aufstandskomitee seine Organisation. Ihr gehörten siebenundvierzig Personen an, von denen die meisten ehemalige aktive Konterrevolutionäre waren, die aber die örtliche Tscheka in ihrer Vertrauensseligkeit auf freiem Fuß gelassen hatte.

Geleitet wurde diese Organisation von dem Popen Wassili, dem Fähnrich Winnik und dem Petljura-Offizier Kusmenko. Winniks Bruder und Vater, die beiden Popentöchter sowie Samotya, der sich als Geschäftsführer ins Exekutivkomitee eingeschlichen hatte, leisteten für sie Spionagedienste.

Sie beabsichtigten, in der für den Aufstand festgesetzten Nacht die Spezialabteilung der Grenztruppen mit Handgranaten zu überfallen, die Verhafteten zu befreien und, wenn möglich, auch den Bahnhof zu besetzen.

In der großen Stadt – dem Zentrum des geplanten Aufstands – wurden in aller Heimlichkeit die Offiziere zusammengezogen, und in den Wäldern sammelten sich die verschiedenen Banden. Von hier aus wurden die verläßlichsten Vertrauenspersonen nach Rumänien und zu Petljura persönlich geschickt.

Der Matrose aus der Sonderabteilung des Militärbezirks hatte schon die sechste Nacht kein Auge zugetan. Er war einer von den wenigen Bolschewiki, die über alles genau unterrichtet waren. Shuchrai hatte das Gefühl eines Menschen, der ein Raubtier aufgespürt hat, das sich gerade zum Sprung anschickt.

Man darf keinen Lärm schlagen, muß die blutgierige Meute vernichten, dann erst wird man ruhig arbeiten können, ohne daß Gefahr hinter jedem Baum und Strauch lauert. Die Bestie darf nicht aufgeschreckt werden. In diesem Kampf auf Leben und Tod verbürgen nur Ausdauer und eine eiserne Hand den Sieg.

Der Zeitpunkt des Kampfes rückte heran.

Irgendwo hier in der Stadt, im Labyrinth der Konspiration und geheimer Treffpunkte, ist beschlossen worden: Morgen nacht!

Jene fünf Bolschewiki, die alles wußten, beeilten sich, dem zuvorzukommen. Nein, nicht morgen, *heute* nacht!

Leise, ohne Signale, verließ der Panzerzug abends das Eisenbahndepot, und ebenso leise schlossen sich hinter ihm die riesigen Tore des Depots.

Auf direkten telegraphischen Leitungen wurden eiligst chiffrierte Telegramme durchgegeben. Und überall, wo sie einliefen, vergaßen die Hüter der Republik Schlaf und Ruhe und hoben die Wespennester aus.

Akim rief Sharki an.

„Sind auch alle Zellenversammlungen gesichert? Ja? Gut. Komm dann sofort mit dem Sekretär des Bezirks-Parteikomitees zur Beratung. Mit der Holzbeschaffung steht es schlechter, als wir annahmen. Wenn du hier bist, werden wir alles besprechen." Akim sprach hastig, aber bestimmt.

„Ja, dieses Holz bringt uns noch alle um den Verstand", brummte Sharki, als er den Hörer anhängte.

Beide Sekretäre sprangen aus dem Auto, mit dem Litke sie in Windeseile an Ort und Stelle gebracht hatte. Als sie zum zweiten Stock hinaufstiegen, begriffen sie sofort, daß es sich hier nicht um Holz handelte.

Auf dem Tisch des Geschäftsführers stand ein „Maxim", an dem sich einige Maschinengewehrschützen aus der Sonderabteilung zu schaffen machten. In den Korridoren hielten schweigsame Posten, Partei- und Komsomolfunktionäre der Stadt, Wache.

Hinter der breiten Tür zum Arbeitszimmer des Sekretärs ging die außerordentliche Sitzung des Gouvernements-Parteikomitees ihrem Ende zu.

Durch die Fensterklappe führten von der Straße her Drähte zu zwei Feldtelefonen. Alle Gespräche wurden halblaut geführt.

Sharki traf in Akims Zimmer Rita und Michail an. Rita trug – wie zur Zeit, als sie Politleiter einer Kompanie gewesen war – einen Rotarmistenhelm, einen feldgrauen Rock und über ihrer Lederjacke einen Riemen, an dem eine schwere Mauserpistole hing.

„Wie ist das alles zu verstehen?" fragte Sharki verblüfft.

„Probealarm, Wanja. Wir fahren jetzt sofort zu euch in den Bezirk hinaus. Sammelpunkt in der fünften Infanterieschule. Die Jungen kommen von den Zellenversammlungen direkt dorthin. Die Hauptsache ist, daß alles möglichst unauffällig vor sich geht", antwortete Rita.

Im „Kadettenhain" war es still.

Die hohen Eichen, hundertjährige Riesen, rauschten ganz leise. Der Teich schlief unter einer Decke von Wasserrosen und Algen, die breiten

Alleen waren verwildert. Mitten im Hain, hinter hohen Mauern, lag das Gebäude der Kadettenanstalt. Hier war jetzt die fünfte Infanterieschule der Roten Kommandeure untergebracht. Es war spät am Abend. Im oberen Stockwerk brannte kein Licht. Nach außen hin schien alles ruhig. Jeder, der hier vorüberging, mußte annehmen, jenseits der Mauern lägen die Bewohner in tiefstem Schlaf. Aber warum ist denn das eiserne Tor geöffnet, und was sind das für Dinger, die, zwei riesigen Fröschen ähnlich, am Tor hocken? Die Leute jedoch, die aus den verschiedenen Ecken des Eisenbahnerviertels hier zusammenströmten, wußten, daß man in der Schule bestimmt nicht schläft, wenn Nachtalarm angesagt ist. Sie kamen nach kurzer Instruktion direkt aus den Zellenversammlungen hierher, sie schritten schweigend dahin, einzeln oder zu zweit, höchstens zu dritt, und jeder von ihnen trug in seiner Tasche ein Mitgliedsbuch mit dem Aufdruck „Kommunistische Partei (Bolschewiki)" oder „Kommunistischer Jugendverband der Ukraine". Das eiserne Tor konnte nur passieren, wer ein solches Büchlein vorwies.

Im Hörsaal hatten sich bereits viele Menschen eingefunden. Hier war es hell, die Fenster waren mit Zeltbahnen aus Segeltuch verhängt. Die versammelten Bolschewiki scherzten über die Alarmformalitäten und rauchten seelenruhig ihre selbstgedrehten Zigaretten. Niemand verspürte Unruhe. Man hatte sie nur zusammengerufen, um die Disziplin der Sonderabteilung für alle Fälle zu erproben. Die erfahrenen Frontkämpfer wußten jedoch gleich, als sie den Schulhof betraten, daß es sich hier nicht um einen bloßen Probealarm handelte; dafür ging alles viel zu geräuschlos vor sich. Schweigend traten die Züge der Kursanten auf die im Flüsterton gegebenen Befehle an. Maschinengewehre wurden hinausgetragen; von außen her war im ganzen Häuserblock kein einziger Lichtschein zu bemerken.

„Wird etwas Ernstes erwartet, Dmitri?" erkundigte sich Kortschagin leise und ging auf Dubawa zu.

Der saß auf der Fensterbank mit einem Pawel unbekannten Mädchen, das er vorgestern nur flüchtig bei Sharki gesehen hatte.

Dubawa klopfte Pawel scherzhaft auf die Schulter.

„Ist dir das Herz in die Hose gerutscht? Das macht nichts. Wir werden euch das Kämpfen schon beibringen. Ihr kennt euch wohl nicht?" sagte er mit einem Kopfnicken zu dem Mädchen hin. „Sie heißt Anna. Ihren Familiennamen kenne ich nicht. Ihr Amt – Leiter einer Agitationsstelle."

Das Mädchen hörte sich diese drollige Vorstellung schweigend an und musterte Kortschagin aufmerksam. Mit der Hand strich sie eine unter dem fliederfarbenen Kopftuch hervorlugende Locke zurück.

Ihre Augen begegneten denen Kortschagins, und das stumme Duell währte einige Sekunden. Ihre tiefschwarzen Augen, von dichten langen Wimpern umschattet, funkelten herausfordernd. Pawel sah Dubawa an, fühlte, wie er unwillkürlich errötete, und das stimmte ihn ärgerlich.

„Wer von euch agitiert hier nun eigentlich?" fragte Pawel und lächelte gezwungen.

Im Saal wurde es unruhig. Ein Kompanieführer war auf einen Stuhl gestiegen und rief laut:

„Kommunarden der ersten Kompanie, hier im Saale antreten! Los, los, schneller, Genossen!"

Nun erschienen Shuchrai, der Vorsitzende des Gouvernements-Exekutivkomitees, und Akim. Sie waren soeben eingetroffen. Der Raum war voller Menschen, die bereits in Reih und Glied standen.

Der Vorsitzende des Gouvernements-Exekutivkomitees schwang sich auf den Standplatz eines Übungsmaschinengewehrs, hob die Hand und begann laut und deutlich zu sprechen:

„Genossen, wir haben euch zu einer ernsten und verantwortungsvollen Aufgabe hierhergerufen. Jetzt können wir euch mitteilen, wovon gestern noch nicht gesprochen werden durfte, da es bis dahin noch tiefes militärisches Geheimnis war. Morgen nacht soll hier in der Stadt und in der gesamten Ukraine ein konterrevolutionärer Aufstand ausbrechen. Die Stadt ist voller Offiziersgesindel. Rings herum ziehen sich die Banden zusammen. Einer Anzahl Verschwörer ist es gelungen, sich in die Panzerabteilung einzuschleichen, wo sie als Chauffeure tätig sind. Die Verschwörung wurde jedoch von unserer Tscheka aufgedeckt, und nun stellen wir die gesamte Parteiorganisation und den Jugendverband unter Waffen. Das erste und zweite kommunistische Bataillon werden gemeinsam mit den erfahrenen Lehrgangsteilnehmern und den Abteilungen der Tscheka vorgehen. Die Kursanten sind schon in Aktion getreten. Jetzt ist die Reihe an euch, Genossen. Fünfzehn Minuten stehen euch für den Waffenempfang und zur Aufstellung zur Verfügung. Die Operation wird vom Genossen Shuchrai geleitet. Von ihm erhalten die Kommandeure genaue Anweisungen. Ich halte es für überflüssig, ein kommunistisches Bataillon auf den Ernst des gegenwärtigen Moments aufmerksam zu machen. Der für mor-

gen angesetzte Aufstand muß von uns schon heute im Keim erstickt werden."

Eine Viertelstunde später trat auf dem Schulhof das bewaffnete Bataillon an.

Shuchrai musterte die regungslos verharrenden Reihen.

Drei Schritt vor den Formationen stand der Bataillonskommandeur Menailo – ein Gießer aus dem Ural, ein Recke – und neben ihm Akim, der Kommissar, beide in Lederzeug. Links gruppierten sich die Züge der ersten Kompanie, zwei Schritt vor ihnen standen der Kompanieführer und der Politleiter, hinter ihnen die schweigenden Reihen des kommunistischen Bataillons, dreihundert Bajonette.

Fjodor gab ein Zeichen.

„Zeit zum Aufbruch!"

Die dreihundert marschierten durch die menschenleeren Straßen.

Die Stadt schlief.

In der Lwowskaja-Straße, gegenüber der Dikaja-Straße, unterbrach das Bataillon seinen Marsch. Hier begann die Aktion.

Geräuschlos wurde ein Häuserblock nach dem andern abgeriegelt. Der Bataillonsstab richtete sich im Treppenhaus eines Geschäftseinganges ein.

Die Lwowskaja-Straße hinunter sauste, den Fahrdamm mit seinem Scheinwerfer beleuchtend, ein aus dem Zentrum kommendes Auto heran. Vor dem Stab machte es halt.

Diesmal hatte Litke seinen Vater gebracht. Der Kommandant sprang auf das Pflaster und rief seinem Sohne einige kurze Sätze in lettischer Sprache zu. Das Auto setzte sich wieder in Bewegung und verschwand sofort um die Ecke in der Dmitrijewskaja-Straße. Hugo Litke blickte angespannt auf die Fahrbahn, die Hände schienen mit dem Lenkrad verwachsen, rechts-links, rechts-links ging es.

Aha, endlich einmal war seine tollkühne Fahrerei doch zu etwas nütze. Heute würde es niemandem einfallen, ihm für diese halsbrecherische Raserei zwei Nächte Arrest aufzubrummen.

Und Hugo flog gleich einem Meteor durch die Straßen.

Shuchrai, den der junge Litke blitzartig von einem Ende der Stadt zum anderen gebracht hatte, konnte nicht umhin, ihm seine Anerkennung auszusprechen.

„Hugo, wenn du bei dieser Raserei heute keinen ins Grab bringst, so bekommst du morgen eine goldene Uhr."



Hugo triumphierte.

„Und ich dachte schon, daß ich zehn Tage Arrest dafür erhalten würde."

Die ersten Schläge wurden gegen das Hauptquartier der Verschwörer gerichtet. In die Sonderabteilung wurden bereits die ersten Verhafteten und beschlagnahmten Dokumente eingeliefert. In einem Seitengäßchen der Dikaja-Straße wohnte im Haus Nr. 11 ein gewisser Zürbert. Nach den Angaben der Tscheka spielte er bei der Verschwörung der Weißen keine

geringe Rolle. Bei ihm wurden die Listen der Offiziersgruppen aufbewahrt, die im Podoler Bezirk vorgehen sollten.

Jan Litke fuhr selbst in die Dikaja-Straße, um Zürbert zu verhaften. In der Wohnung, deren Fenster auf einen durch eine Mauer vom ehemaligen Frauenkloster abgeteilten Garten hinausgingen, war Zürbert nicht aufzufinden. Nach den Aussagen der Nachbarn war er an diesem Tag nicht zurückgekehrt. Man nahm eine Haussuchung vor, bei der nebst einer Kiste voller Handgranaten auch die Listen und Adressen gefunden wurden. Litke, der befohlen hatte, im Garten getarnte Posten aufzustellen, hielt sich noch einen Augenblick lang am Tisch auf, um die vorgefundenen Materialien zu überfliegen.

Im Garten hielt ein junger Rotarmist Wache und sah das erleuchtete Fenster. Es ist nicht gerade angenehm, so allein in der Ecke zu stehen. Unheimlich. Er hatte Befehl bekommen, die Mauer zu beobachten. Von hier aber bis zu dem beruhigenden Licht ist es ziemlich weit, und der verflixte Mond tritt noch dazu so selten heraus. Im Dunkel scheinen die Sträucher lebendig zu werden. Der Soldat tastete sie mit seinem Bajonett ab – niemand ist da.

Wozu hat man mich eigentlich hier hingestellt? Auf diese Mauer klettert doch sowieso niemand rauf, die ist viel zu hoch. Ich will mal ans Fenster herangehen, dort hineinschauen, überlegte der Posten. Er warf noch einmal einen Blick auf die Mauer und verließ die nach Schimmel riechende Ecke. Einen Augenblick lang verweilte er am Fenster. Litke sammelte eilig die Papiere zusammen und wollte gerade das Zimmer verlassen. In demselben Moment erschien auf der Mauer der Schatten eines Menschen. Dieser sah von oben sowohl den Rotarmisten vor dem Fenster als auch jenen anderen Mann im Zimmer. Mit katzenartiger Gewandtheit sprang der Schatten auf einen Baum hinüber und ließ sich dann zu Boden gleiten. Wie ein Raubtier schlich er sich lautlos an sein Opfer heran, holte aus, und der Posten sackte zusammen. Bis zum Griff steckte die Klinge eines Dolches in seinem Hals.

Ein aus dem Garten gellender Schuß traf die den Häuserblock umzingelt haltenden Menschen wie ein elektrischer Schlag...

Sechs Mann rannten mit polternden Stiefeln dem Haus zu.

Blutüberströmt, den Kopf auf den Tisch gesenkt, saß Litke tot in einem Sessel. Eine Fensterscheibe war eingeschlagen. Die Dokumente hatte der Feind jedoch nicht wieder an sich reißen können.

Von der Klostermauer tönte ein Schuß nach dem anderen. Der Mörder war auf die Straße hinabgesprungen und versuchte, fortgesetzt feuernd, nach der Lukjanowsker Halde zu flüchten. Doch er entkam nicht: eine Kugel holte ihn ein.

Die ganze Nacht hielten die Haussuchungen an. Hunderte von Personen, im Besitz von Waffen, zweifelhaften Papieren, und Menschen, die bei keiner Hausverwaltung angemeldet waren, wurden in die Tscheka eingeliefert. Dort arbeitete eine Untersuchungskommission, die jeden Verhafteten verhörte. An einigen Stellen leisteten die Verschwörer bewaffneten Widerstand. In der Shiljanskaja-Straße wurde bei einer Haussuchung Antoscha Lebedew hinterrücks erschossen.

Das Bataillon des Bezirks Solomenka hatte in dieser Nacht fünf Kämpfer verloren und die Tscheka Jan Litke, einen alten Bolschewiken und treuen Hüter der Republik.

Der Aufstand war rechtzeitig niedergeschlagen worden.

Noch in derselben Nacht wurde in Schepetowka der Pope Wassili samt seinen Töchtern und der gesamten übrigen Sippschaft festgenommen.

Bald ging das gewohnte Leben weiter.

Aber schon bedrohte ein neuer Feind die Stadt – die Stockung des Eisenbahnverkehrs, und mit ihr Hunger und Kälte.

Getreide und Holz waren jetzt von entscheidender Bedeutung.

ZWEITES KAPITEL

Nachdenklich nahm Fjodor die kurze Peife aus dem Mund und drückte behutsam auf die Asche. Die Pfeife war ausgegangen.

Gleich einer Wolke schwebte grauer Zigarettenrauch unter der matt beleuchteten Zimmerdecke und über dem Sessel des Vorsitzenden des Gouvernements-Exekutivkomitees. Alle, die in der Ecke des Zimmers um den Tisch herum Platz genommen hatten, waren wie in feinen Nebel gehüllt.

Neben dem Vorsitzenden saß, vornübergebeugt, Tokarew. Der Alte zupfte zornig an seinem Bärtchen und schielte ab und zu auf einen kleinen glatzköpfigen Menschen, der da mit Fistelstimme weitschweifig Phrasen drosch.

Akim fing den scheelen Blick des Schlossers auf und mußte sich plötzlich an seine Kindheit erinnern: Zu Hause hatten sie einen kampflustigen Hahn, der hatte genauso geblickt, bevor er auf jemanden losging.

Die Sitzung des Gouvernements-Parteikomitees dauerte bereits fast zwei Stunden. Der Glatzköpfige war Vorsitzender des Eisenbahnforstkomitees. Nervös wühlte er mit zitternden Fingern in einem Stoß von Papieren herum und schien jetzt endlich zum Schluß kommen zu wollen.

„... Also diese eben erwähnten objektiven Bedingungen geben uns keine Möglichkeit, den Beschluß des Gouvernements-Parteikomitees und der Eisenbahnverwaltung zu erfüllen. Und ich betone nochmals, auch in einem Monat werden wir nicht mehr als vierhundert Kubikmeter Holz liefern können. Und was euren Auftrag betrifft, hundertachtzigtausend Kubikmeter zu liefern, so ist das einfach" – der Glatzköpfige suchte nach Worten – „eine Utopie!" Erregt blickte er auf die Anwesenden und schloß den kleinen Mund mit der Miene eines Beleidigten.

Es folgte ein langes Schweigen.

Fjodor klopfte auf die Pfeife und ließ die Asche herausfallen. Endlich unterbrach Tokarew das Schweigen mit seinem tiefen Baß.

„Lassen Sie das Wiederkäuen. Das Eisenbahnforstkomitee hatte also kein Holz, hat jetzt keins und wird auch keins haben... Das wollen Sie doch sagen?"

Der Glatzkopf zuckte mit den Achseln.

„Entschuldigen Sie, Genosse, das Holz haben wir bereitgestellt, es fehlt aber an Transportmitteln." Das Männchen hüstelte, wischte sich mit einem karierten Taschentuch die glänzende Glatze ab, wonach es sich vergebens bemühte, das Tuch wieder in die Tasche zu stecken, und es schließlich nervös unter die Aktentasche schob.

„Was habt ihr also getan, um das Holz heranzuschaffen? Seit der Verhaftung der an der Verschwörung beteiligten führenden Spezialisten ist doch eine geraume Zeit vergangen", ließ sich Deneko aus einer Ecke vernehmen.

Der Glatzkopf wandte sich an ihn.

„Ich habe ja der Eisenbahnverwaltung dreimal mitgeteilt, daß wir es ohne Transportmittel nicht schaffen können..."

Tokarew unterbrach ihn.

„Das haben wir schon gehört", sagte der Schlosser giftig und warf einen feindseligen Blick auf den Glatzenmann. „Sie halten uns wohl für Dummköpfe?"

Dem Männchen lief bei dieser Frage ein kalter Schauer über den Rücken.

„Für die Handlungen der Konterrevolutionäre trage ich keine Verantwortung", erwiderte er, schon leise.

„Sie waren doch darüber unterrichtet, daß die Arbeiten weit von der Eisenbahnlinie entfernt durchgeführt werden?" fragte Akim.

„Ja, davon hatte ich gehört. Ich konnte aber die Leitung doch nicht auf die Mängel der Arbeit in einem fremden Revier hinweisen."

„Wie viele Angestellte haben Sie?" forschte der Vorsitzende des Gewerkschaftsrats den Glatzkopf aus.

„Etwa zweihundert."

„Also auf jeden dieser Schmarotzer entfällt ein Kubikmeter im Jahr!" Tokarew spuckte wütend aus.

„Wir geben dem gesamten Eisenbahnforstkomitee Extrarationen, nehmen sie den Arbeitern vom Munde weg. Und womit befaßt ihr euch? Was

habt ihr mit den zwei Waggons Mehl gemacht, die wir euch für eure Arbeiter gegeben haben?" schrie der Vorsitzende des Gewerkschaftsrats.

Von allen Seiten wurde der Glatzkopf mit anklagenden Fragen überschüttet. Er wich ihnen aus, wie ein Schuldner lästigen Gläubigern ausweicht, die die Einlösung ihrer Wechsel fordern.

Aalglatt versuchte er um jede direkte Antwort herumzukommen. In feiger Nervosität irrten jedoch seine Augen von einem zum anderen. Er witterte deutlich die nahende Gefahr und hatte nur den einen Wunsch, sobald wie möglich von hier wegzukommen zu seiner noch jungen Frau, die ihn zum reichlichen Abendbrot erwartete.

Fjodor, der den Antworten des Glatzkopfes aufmerksam lauschte, schrieb auf einen Notizblock: „Ich bin der Ansicht, daß man diesen Menschen näher prüfen muß, hier handelt es sich nicht um bloße Unfähigkeit. Ich habe bereits einiges Material über ihn ... Die jetzige Unterredung mit ihm ist sinnlos. Mag er verschwinden, und gehen wir lieber zur Sache über."

Der Vorsitzende des Gouvernements-Exekutivkomitees überflog den ihm übergebenen Zettel und nickte Fjodor zu. Shuchrai erhob sich und ging ins Vorzimmer zum Telefon. Als er zurückkehrte, verlas der Vorsitzende des Gouvernements-Exekutivkomitees gerade den Schluß der Resolution: „... wegen offensichtlicher Sabotage ist die Leitung des Eisenbahnforstkomitees abzusetzen. Die Frage der Holzbeschaffung ist der Untersuchungsbehörde zu übergeben."

Der Glatzkopf hatte Schlimmeres erwartet. Durch die Absetzung „wegen Sabotage" wurde seine Zuverlässigkeit zwar bezweifelt, aber das war eine Kleinigkeit. Und was die Sache in Bojarka betraf, so brauchte er sich nicht zu beunruhigen, das war ja nicht in seinem Revier. Er hatte schon befürchtet, sie seien irgendwie dahintergekommen ...

Während er seine Papiere in die Aktentasche steckte, sagte er schon fast beruhigt:

„Nun ja, ich bin ein parteiloser Spezialist, und Sie haben das Recht, mir gegenüber mißtrauisch zu sein. Mein Gewissen ist jedoch rein. Wenn ich die Aufgabe nicht erfüllt habe, so nur deshalb, weil ich es nicht vermochte."

Niemand antwortete ihm.

Der Glatzkopf verließ das Zimmer und ging eiligst die Treppe hinunter. Mit einem Gefühl der Erleichterung öffnete er die Haustür.

„Ihr Name, Bürger?" fragte ihn ein Mann im Militärmantel.

Mit Herzklopfen brachte der Glatzkopf stotternd hervor:

„Tscher ... winski ..."

Als der fremde Mensch den Raum verlassen hatte, rückten die dreizehn in dem Arbeitszimmer des Vorsitzenden des Gouvernements-Exekutivkomitees enger um den großen Tisch zusammen.

„Da seht ...", sagte Shuchrai und deutete mit dem Finger auf die ausgebreitete Karte. „Hier ist die Station Bojarka. Und sechs Kilometer entfernt ist die Stelle, wo das Holz gefällt wurde. Hier liegen 210 000 Kubikmeter Holz aufgestapelt. Eine Arbeitsarmee* hat dort acht Monate lang mühselig gearbeitet, und was ist das Resultat? Verrat. Eisenbahn und Stadt sind ohne Brennmaterial, denn das Holz muß erst sechs Kilometer weit zur Station gebracht werden. Um das zu schaffen, brauchen wir mindestens fünftausend Fuhrwerke für einen vollen Monat, und auch dann schaffen wir es nur unter der Bedingung, daß sie täglich zweimal die Strecke zurücklegen. Das nächste Dorf ist aber fünfzehn Kilometer entfernt. Obendrein treibt sich noch Orlik mit seiner Bande in dieser Gegend herum ... Versteht ihr, was das alles bedeutet? Schaut her, laut Plan sollte das Holzfällen hier beginnen und in Richtung Bahnhof fortgesetzt werden. Statt dessen haben diese Halunken den Schlag immer tiefer in den Wald hineingetrieben, und der Hieb sitzt: Wir sind nicht imstande, das gefällte Holz zur Bahn zu transportieren. Wir können in der Tat nicht einmal hundert Fuhrwerke aufbringen. Seht ihr, von welcher Seite sie uns zu schlagen versuchen? ... Das ist nicht weniger gefährlich als die Vorbereitungen des Aufstandskomitees."

Shuchrais geballte Faust fiel schwer auf das gewachste Papier.

Jeder der Anwesenden war sich klar über die furchtbaren Folgen, die Shuchrai nicht einmal erwähnt hatte. Der Winter stand vor der Tür. Krankenhäuser, Schulen, Behörden und Hunderttausende von Menschen werden der Kälte ausgeliefert sein.

Auf den Bahnhöfen wimmelte es von Menschen wie auf einem Ameisenhaufen. Und nur einmal in der Woche ein Eisenbahnzug.

Die Komiteemitglieder überlegten.

Fjodor öffnete die Faust.

„Es gibt nur einen Ausweg, Genossen: Wir müssen im Laufe von drei Monaten eine Schmalspurbahn bauen, die von der Station zu dem Holz-

* Manche Truppenteile der Roten Armee wurden in den Jahren 1920/21 in Arbeitsarmeen umgewandelt und für den wirtschaftlichen Aufbau verwendet

platz – also sieben Kilometer weit – führt, und dabei berechnen, daß sie in anderthalb Monaten schon zum Ausgangspunkt des Holzschlages herangebracht werden muß. Ich beschäftige mich bereits die ganze Woche mit dieser Frage. Dazu brauchen wir", Shuchrais Stimme knarrte heiser, „dreihundertfünfzig Arbeiter und zwei Ingenieure. Schienen und sieben Lokomotiven sind in Pustscha-Wodiza vorhanden. Die Komsomolzen haben sie dort auf einem Lagerplatz ausfindig gemacht. Vor dem Kriege hat man nämlich schon einmal die Absicht gehabt, eine solche Schmalspurbahn zu bauen, die von dort in die Stadt führen sollte. In Bojarka sind jedoch keine Wohnungen für die Arbeiter. Es gibt dort nur eine Ruine – die ehemalige Forstschule. Man muß deshalb die Arbeiter partieweise dorthin schicken, für zwei Wochen, länger halten sie es da nicht aus. Wie wär's, wenn wir hierzu die Komsomolzen mobilisierten? Akim, wie denkst du darüber?"

Und ohne die Antwort abzuwarten, sprach er weiter:

„Der Kommunistische Jugendverband müßte alle seine ihm zur Verfügung stehenden Reserven dahin werfen: erstens die Organisation von Solomenka und dann einen Teil seiner Mitglieder aus der Stadt. Die Aufgabe ist sehr schwer. Wenn man aber den Jungen klarmacht, daß allein diese Aktion die Stadt und die Eisenbahn retten kann, so werden sie es schaffen."

Der Eisenbahnvorsteher schüttelte ungläubig den Kopf.

„Daraus wird schwerlich etwas werden", sagte er müde. „An einer Stelle, wo nichts vorbereitet ist, unter den heutigen Verhältnissen eine sieben Kilometer lange Eisenbahnstrecke zu legen ... im Herbst, bei Regen, und bald kommen die Fröste ..."

Ohne zu ihm hinzublicken, unterbrach ihn Shuchrai:

„Du hättest die Arbeiten auf dem Holzschlag selber genauer verfolgen sollen, Andrej Wassiljewitsch. Die Strecke werden wir bauen. Oder sollen wir etwa, die Hände im Schoß, erfrieren?"

Die letzten Kisten mit Werkzeug waren verladen. Die Zugmannschaft hatte sich auf ihre Plätze begeben. Ein feiner Sprühregen ließ alles grau in grau erscheinen. Von der vor Feuchtigkeit glänzenden Lederjacke Ritas kullerten die Regentropfen gleich Glaskügelchen herab.

Rita verabschiedete sich von Tokarew und drückte ihm kräftig die Hand. Leise sagte sie:

„Wir wünschen guten Erfolg."

Der Alte sah sie unter seinen buschigen grauen Augenbrauen warm an.

„Ja, hereingelegt haben sie uns, diese Schurken, der Teufel soll sie holen", brummte er, die eigenen Gedanken laut beantwortend. „Paß aber ordentlich auf. Sollte uns dort etwas fehlen, dann übt schon hier Druck aus, wo es notwendig ist. Ohne Schlendrian kann ja dieses Gesindel nicht arbeiten. Na, jetzt muß ich aber einsteigen, leb wohl, Töchterchen."

Der Alte hüllte sich fester in seinen Rock. Im letzten Augenblick erkundigte sich Rita anscheinend ganz beiläufig:

„Fährt denn Kortschagin nicht mit? Er ist nicht unter den Jungen."

„Er ist gestern mit dem technischen Leiter auf der Draisine vorausgefahren, um einige Vorbereitungen für unsere Ankunft zu treffen."

Den Bahnsteig entlang kamen eilig Sharki, Dubawa und mit ihnen Anna Borchardt, das Jackett lässig über die Schulter geworfen, eine erloschene Zigarette zwischen den schlanken Fingern.

Rita betrachtete die Herankommenden und richtete noch eine letzte Frage an Tokarew:

„Wie steht es denn mit dem Unterricht, den du Kortschagin erteilst?"

Tokarew blickte erstaunt auf.

„Was für ein Unterricht? Der Junge wurde doch dir anvertraut. Er hat mir oft von dir erzählt und konnte dich nicht genug loben."

Rita horchte mißtrauisch auf seine Worte:

„Stimmt das auch, Genosse Tokarew? Er hat sich doch nach meinen Stunden von dir noch mal alles erklären lassen."

Der Alte mußte lachen.

„Von mir ...? Nicht daß ich wüßte!"

Die Lokomotive pfiff. Klavíček rief aus dem Waggon:

„Genossin Ustinowitsch, laß doch unser Papachen endlich einsteigen. So geht's doch nicht! Was sollen wir denn ohne ihn anfangen?"

Der Tscheche wollte noch etwas sagen, schwieg aber plötzlich, als er die drei Ankommenden bemerkte. Flüchtig fing er Annas besorgten Blick auf, sah betrübt, wie sie Dubawa beim Abschied zulächelte, und wandte sich dann jäh vom Fenster ab.

Der Herbstregen peitschte ins Gesicht. Niedrig zogen dunkelgraue, wasserschwere Wolken über die Erde dahin. Der Spätherbst hatte die Bäume entblößt. Mürrisch schauten die alten Hainbuchen drein, sie verbargen ihre runzlige Rinde unter braunem Waldmoos. Der erbarmungs-

lose Herbst hatte sie ihrer üppigen Gewänder beraubt, nackt und verkümmert standen sie nun da.

Mitten im Wald lag, einsam und verlassen, die kleine Eisenbahnstation. Von dem gepflasterten Güterbahnsteig führte ein Streifen aufgelockerter Erde in den Wald, wo es von geschäftigen Menschen wimmelte.

Widerwärtig gluckste der klebrige Lehm unter den Füßen. Mit verbissener Hartnäckigkeit wurde am Bau des Bahndamms gearbeitet. Dumpf klirrten Brecheisen, und Schaufeln kratzten auf Steinen.

Der Regen fiel wie durch ein engmaschiges Netz, und die feinen kalten Tropfen durchdrangen die Kleidung. Das Werk vieler fleißiger Hände wurde vom Regen wieder hinweggespült. Gleich dickem Brei floß der Lehm die Böschung hinunter.

Kalt und schwer war die durchnäßte Kleidung, doch die Menschen verließen ihre Arbeit erst am späten Abend.

Und mit jedem Tage führten sie den Streifen aufgegrabenen und gelockerten Bodens tiefer in den Wald hinein.

Unweit der Eisenbahnstation ragte einsam das steinerne Gerippe eines Gebäudes empor. Alles, was darin nicht niet- und nagelfest war, hatten Marodeure schon längst entwendet. An Stelle der Türen und Fenster gähnten Löcher, an Stelle der Ofentüren nichts als dunkle Öffnungen. Durch die Risse im Dach waren die Sparren zu sehen.

Nur der Betonboden von vier geräumigen Zimmern war heil geblieben. Hier legten sich vierhundert völlig durchnäßte und vor Dreck starrende Menschen zur Nachtruhe nieder. Vor der Tür wrangen sie ihre Kleider aus, von denen schmutzige Bäche hinunterrieselten. Wütend fluchten sie über Regen und Sumpf. Dicht aneinander legten sie sich auf den dünn mit Stroh bedeckten Betonboden, bemüht, sich gegenseitig zu erwärmen. Durch die in den Fensterrahmen befestigten Säcke sickerte der Regen auf den Fußboden und trommelte ununterbrochen auf die Reste des Blechdaches nieder; durch die Türritzen pfiff der Wind.

Frühmorgens tranken sie in einer baufälligen Baracke, in der die Küche untergebracht war, Tee und gingen dann zum Bahndamm. Mittag aß man in ewigem Einerlei magere Linsensuppe, dazu anderthalb Pfund Brot, das schwarz war wie Anthrazit.

Das war alles, was ihnen die Stadt bieten konnte.

Der technische Leiter, ein hagerer, hochgewachsener Greis mit zwei tiefen Furchen in den Wangen, Valerian Nikodimowitsch Patoschkin, und der Techniker Wakulenko, ein untersetzter Mensch mit einer fleischigen Nase im grobgeschnittenen Gesicht, hatten sich beim Stationsvorsteher einquartiert.

Tokarew übernachtete in dem winzigen Zimmerchen des kurzbeinigen, quicklebendigen Eisenbahntschekisten Choljawa.

Die Bauabteilung ertrug die Entbehrungen mit verbissener Standhaftigkeit, und der Bahndamm schob sich von Tag zu Tag tiefer in den Wald hinein.

Neun Deserteure zählte die Abteilung bereits, und einige Tage darauf liefen noch fünf Arbeiter davon.

Den ersten Schlag erhielt der Bau in der zweiten Woche: Der Abendzug brachte aus der Stadt kein Brot.

Dubawa weckte Tokarew und setzte ihn davon in Kenntnis.

Der Sekretär des Parteikollektivs ließ die behaarten Beine auf den Fußboden baumeln und raufte sich wütend die Haare.

„Na also, da geht's schon los!" brummte er vor sich hin und zog sich rasch an.

Der kugelrunde Choljawa kam gerade angetrudelt.

„Los, zum Telefon, und verbinde mich mit der Sonderabteilung. Aber schnell!" befahl Tokarew. „Und du sag über die Brotgeschichte niemandem ein Wort", warnte er Dubawa.

Nach endlosem Schimpfen mit dem Linientelefonisten setzte der hartnäckige Choljawa die Verbindung mit dem stellvertretenden Leiter der Sonderabteilung, Shuchrai, durch. Tokarew hörte sich Choljawas Geschimpfe an und trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen.

„Was? Ihr habt kein Brot bekommen? Ich werde gleich feststellen, wer daran schuld ist", dröhnte Shuchrais grollende Stimme im Hörer.

„Sag mir lieber, womit wir morgen die Leute satt kriegen sollen", brüllte Tokarew ärgerlich ins Telefon.

Shuchrai schien nachzudenken. Nach einer längeren Pause vernahm der Parteisekretär:

„Das Brot werden wir noch in der Nacht zustellen. Ich werde Hugo Litke mit dem Auto schicken. Er kennt den Weg. Gegen Morgen werdet ihr Brot haben."

Es dämmerte schon, als das mit vollen Brotsäcken beladene schmutzstarrende Auto an der Eisenbahnstation ankam. Müde und bleich nach der schlaflosen Nacht kroch der junge Litke heraus.

Der Kampf um den Bau verschärfte sich immer mehr. Von der Eisenbahnverwaltung wurde gemeldet, es gäbe keine Bahnschwellen, und außerdem seien in der Stadt keine Transportmittel aufzutreiben, um die Eisenbahnschienen und Kleinlokomotiven zur Baustelle zu befördern.

Die Kleinlokomotiven wieder hatten, wie sich herausstellte, erhebliche Reparaturen nötig. Die zwei Wochen Einsatz für das erste Arbeiteraufgebot waren bereits abgelaufen, die Ablösenden aber noch nicht zur Stelle. Es war jedoch unmöglich, die völlig erschöpften Menschen weiterhin dazulassen.

In der alten Baracke berieten die Aktivisten beim Schein einer qualmenden Ölfunzel bis spät in die Nacht hinein.

Am nächsten Morgen fuhren Tokarew, Dubawa und Klavíček in die Stadt und nahmen noch weitere sechs Mann für die Reparatur der Lokomotiven und für den Transport der Schienen mit. Klavíček, der Bäcker von Beruf war, wurde als Kontrolleur zur Lebensmittelversorgungsabteilung delegiert. Die übrigen gingen nach Pustscha-Wodiza.

Es goß immer noch in Strömen.

Mühsam zog Kortschagin seinen Fuß aus dem klebrigen Lehm. An dem durchdringenden Kältegefühl an der Fußsohle merkte er, daß sich die faulige Stiefelsohle völlig gelöst hatte. Seit seiner Ankunft an der Baustelle machten ihm seine stets feuchten und schmutzstarrenden schlechten Stiefel zu schaffen. Jetzt hatte sich die eine Sohle gänzlich abgetrennt, und der bloße Fuß patschte in eiskalten Lehmbrei. Der kaputte Stiefel machte ihn arbeitsunfähig.

Pawel zog den Rest der Sohle aus dem Schmutz, und während er sie verzweifelt betrachtete, brach er das sich selbst gegebene Wort, nicht mehr zu fluchen. Mit dem Überrest des Stiefels humpelte er mißmutig hinüber in die Baracke, setzte sich in die Nähe der Feldküche und hielt, nachdem er den vor Dreck starrenden Fußlappen abgewickelt hatte, den halberfrorenen Fuß gegen den Ofen.

Am Küchentisch stand Odarka, die Bahnwärtersfrau, die dem Koch als Gehilfin zugeteilt worden war, und zerkleinerte rote Rüben. Die noch recht rüstige Frau war von der Natur reichlich bedacht worden: breitschultrig wie ein Mann, mit üppiger Brust und mächtigen Hüften. Geschickt hantierte sie mit dem Messer, und auf dem Tisch häufte sich rasch ein Berg geschnittenen Gemüses an.



Odarka streifte Pawel mit einem flüchtigen Blick und fragte ihn nicht allzu wohlwollend:

„Du machst dir's wohl schon zum Mittagessen bequem? Ein bißchen früh. Willst dich wohl von der Arbeit drücken, Jungchen? Wo steckst du denn deine Füße hin? Hier ist ja eine Küche und kein Badehaus", nahm sie Kortschagin ins Gebet.

Der bejahrte Koch trat ein.

„Mein Stiefel ist völlig kaputt", erklärte Pawel seine Anwesenheit in der Küche.

Der Koch betrachtete den zerrissenen Stiefel, deutete auf Odarka und sagte:

„Ihr Mann ist ein halber Schuster. Er kann den Stiefel wieder in Ordnung bringen. Mit zerrissenen Stiefeln gehst du hier zugrunde."

Nach den Worten des Kochs betrachtete die Frau Pawel genauer und wurde etwas verlegen.

„Und ich habe Sie für einen Bummelanten gehalten", gestand sie.

Pawel lächelte verzeihend. Odarka musterte nun den Stiefel mit Kennerblick.

„Flicken wird mein Mann ihn wohl kaum noch, der taugt sowieso nichts mehr. Ich werde Ihnen aber einen alten Gummischuh bringen, damit Ihr Fuß nicht draufgeht. Bei uns auf dem Boden liegt irgendwo einer rum. Das geht doch nicht – sich so zu schinden! Heute oder morgen kommt Frost, und dann sind Sie erledigt", sagte Odarka, jetzt schon voller Mitgefühl. Sie legte das Messer hin und verließ die Küche.

Bald darauf erschien sie mit einem hohen Gummischuh und einem Stück Leinwand. Als dann der in Leinwand eingewickelte und erwärmte Fuß im warmen Gummischuh steckte, sah Pawel die Bahnwärtersfrau mit dankbarem Blick an.

Tokarew kehrte gereizt aus der Stadt zurück, versammelte in Choljawas Zimmer das engere Aktiv und berichtete ihm die wenig erfreulichen Neuigkeiten, die er mitgebracht hatte.

„Überall Stockungen, wo man auch hinschaut, überall drehen sich die Räder, und nirgends kommen sie vom Fleck. Wir haben offenbar zu wenig Weiße aus ihren Nestern aufgestöbert. Sie werden uns noch lange genug zu schaffen machen", stellte der Alte fest. „Ich sage es euch ganz offen, Kinder: Die Sache steht schlecht. Das zweite Aufgebot ist noch nicht beisammen; und wie viele man überhaupt zusammenbringen wird, ist noch

nicht einmal bekannt. Der Frost steht vor der Tür. Bis es soweit ist, müssen wir, koste es, was es wolle, den Sumpf überquert haben; denn wenn erst einmal Frost eingetreten ist, werden wir die Erde auch mit den Zähnen nicht aufreißen können. Nun also, Jungens, in der Stadt wird man denjenigen, die Verwirrung stiften, ordentlich auf die Finger klopfen, aber wir müssen hier unser Tempo verdoppeln. Und wenn wir tausendmal zugrunde gehen, die Zweigbahn muß fertig werden. Was wären wir denn sonst für Bolschewiki? Schweinehunde wären wir, weiter nichts." Tokarew sagte das alles nicht im gewohnten heiseren Baß, sondern mit einer gespannten, metallischen Stimme. Seine unter den zusammengezogenen Brauen hervorblitzenden Augen sprühten vor Energie und Entschlossenheit.

„Heute noch werden wir eine geschlossene Partei- und Komsomolversammlung abhalten und dort die ganze Sache genau erklären, und morgen gehen wir alle zur Arbeit. Die Parteilosen dürfen nach Hause fahren, wir selbst jedoch bleiben hier. So lautete der Beschluß des Gouvernementskomitees." Damit überreichte er Pankratow ein gefaltetes Blatt Papier.

Über Pankratows Schulter hinweg las Kortschagin: „Es ist unbedingt notwendig, sämtliche Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes bis zur ersten Holzlieferung ständig beim Bahnbau zu belassen. Für den Sekretär des Gouvernementskomitees des Jugendverbandes: R. Ustinowitsch."

Die enge Baracke war gepfropft voll. Hundertzwanzig Menschen hatten sich dort versammelt. Sie standen an den Wänden, saßen auf den Tischen und sogar auf dem Herd. Pankratow eröffnete die Versammlung. Tokarew sprach nicht lange, aber der Schluß seiner Rede traf alle wie ein Donnerschlag.

„Die Kommunisten und die Komsomolzen kehren morgen nicht in die Stadt zurück!"

Des Alten Hand fuhr durch die Luft, als wollte sie damit die Unabänderlichkeit dieses Beschlusses unterstreichen. Diese Geste schnitt alle Hoffnungen ab, aus diesem Dreck herauszukommen. Im ersten Moment konnte man im Lärm der Ausrufe nichts verstehen. Die ungestüme Bewegung der Körper ließ das blinde Öllämpchen aufflackern. Dunkelheit verhüllte die Gesichter. Das Stimmengewirr wurde immer lauter. Die einen sprachen träumerisch vom „gemütlichen Heim", die anderen regten sich auf und schrien etwas von Müdigkeit. Viele schwiegen. Aber nur ein

einziger sprach von Fahnenflucht. In gereiztem Ton brüllte er wüst schimpfend aus seiner Ecke:

„Zum Henker noch mal! Ich denke nicht daran, auch nur einen einzigen Tag länger hierzubleiben! Wenn man Menschen auf Zwangsarbeit schickt, so wegen eines Verbrechens. Wofür aber sollen wir büßen? Zwei Wochen lang hält man uns hier fest. Genug. Wir lassen uns nicht zum Narren halten. Mögen die, die diesen Beschluß gefaßt haben, selbst herkommen und bauen. Mag, wer will, in diesem Dreck herumwühlen. Ich aber lebe nur einmal auf der Welt. Morgen fahre ich ab."

Okunew, hinter dem der Schreihals stand, zündete ein Streichholz an, um den Deserteur sehen zu können. Das Streichholz entriß der Dunkelheit für einen Augenblick ein bösartig verzerrtes Gesicht mit offenem Mund. Okunew hatte ihn erkannt. Es war der Sohn des Buchhalters vom Versorgungskomitee.

„Was spionierst du da? Ich verstecke mich nicht, ich bin kein Dieb."

Das Streichholz erlosch. Pankratow erhob sich in seiner vollen Größe.

„Wer redet denn da so unverantwortliches Zeug? Für wen ist ein Parteiauftrag Zwangsarbeit?" fragte er mit dumpfer Stimme und streifte die Umstehenden mit ernsten Blicken. „Genossen, wir dürfen unter keinen Umständen in die Stadt zurück, unser Platz ist hier. Wenn wir von hier türmen, so werden Menschen erfrieren. Jungens, je rascher wir unser Werk beenden, desto rascher werden wir zurückkehren, aber uns von hier drükken, wie das da so ein Stänkerer vorschlägt, das verbieten uns unsere Idee und unsere Disziplin."

Der Hafenarbeiter war kein Freund von langen Reden, aber auch diese kurze Ansprache wurde von der gleichen Stimme unterbrochen:

„Und die Parteilosen, fahren die ab?"

„Ja", antwortete Pankratow barsch.

Zum Tisch drängte sich ein junger Bursche in kurzem städtischem Überzieher. Wie eine Fledermaus flatterte das kleine Mitgliedsbuch über den Tisch, prallte gegen Pankratows Brust und blieb aufrecht auf dem Tisch stehen.

„Da habt ihr mein Mitgliedsbuch, bitte sehr. Wegen dieses Stückchens Papier gebe ich meine Gesundheit nicht her."

Der Schluß des Satzes wurde von vielen durch die Baracke schwirrenden Stimmen übertönt:

„Womit schmeißt denn du um dich?"

Schreib Buch

„Ach, du Krämerseele!"

„Hast dich wohl in den Komsomol eingeschlichen, um dir ein warmes Plätzchen zu schaffen?"

„Jagt ihn hinaus!"

„Wir werden dir schon einheizen, du Schweinehund!"

Der Bursche, der das Mitgliedsbuch hingeschmissen hatte, wandte sich, den Kopf eingezogen, dem Ausgang zu. Man wich dabei vor ihm wie vor einem Aussätzigen zur Seite. Krachend flog die Tür hinter ihm ins Schloß.

Pankratow knüllte das weggeworfene Mitgliedsbuch zusammen und zündete es an dem Flämmchen der Öllampe an.

Die Pappe fing Feuer und wurde zu einem verkohlten Röhrchen.

Im Wald fiel ein Schuß. Von der baufälligen Baracke lösten sich Roß und Reiter und verschwanden im Waldesdunkel. Aus der Schule und aus der Baracke eilten Leute herbei. Irgend jemand bemerkte zufällig ein in den Türspalt geschobenes Furnierbrett. Streichhölzer flammten auf. Die flackernden Flämmchen mit den Rockschößen vor dem Wind schützend, lasen sie: „Macht, daß ihr alle von der Station fortkommt, dorthin, woher ihr gekommen seid. Wer hierbleibt, kriegt eine Kugel durch den Kopf. Alle bis zum letzten Mann werden niedergehauen. Pardon wird niemandem gegeben. Ich lasse euch Zeit bis morgen nacht." Die Unterschrift lautete: „Ataman Tschesnok."

Tschesnok gehörte zur Orlik-Bande.

In Ritas Zimmer liegt auf dem Tisch das geöffnete Tagebuch.

2. Dezember

Heute morgen ist der erste Schnee gefallen. Es herrscht starker Frost. Auf der Treppe traf ich Wjatscheslaw Olschinski. Wir gingen ein Stück zusammen.

„Ich habe eine besondere Vorliebe für den ersten Schnee. Welch ein Frost! Prachtvoll, nicht?" sagte Olschinski.

Ich dachte an Bojarka und sagte ihm, daß ich mich über Frost und Schnee gar nicht freue, im Gegenteil, sie bedrücken mich, und ich erklärte ihm den Grund.

„Das ist zu subjektiv. Wenn man Ihre Gedanken konsequent zu Ende denkt, so muß man jedes Lachen und überhaupt jede Äußerung der

Lebensfreude, sagen wir zum Beispiel in Kriegszeiten, ablehnen. Aber im Leben ist das ganz anders. Die Tragödien spielen sich auf der eigentlichen schmalen Frontzone ab. Dort wird das Lebensgefühl durch die Nähe des Todes niedergedrückt. Und sogar dort wird gelacht. Aber weit hinter der Front bleibt das Leben das gleiche: Lachen, Tränen, Kummer und Freude, Genuß- und Vergnügungssucht, Aufregungen, Liebe ...“

Aus Olschinskis Worten kann man die Ironie kaum heraushören. Olschinski ist Bevollmächtigter des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten. Parteimitglied seit 1917. Stets tipptopp gekleidet, immer glattrasiert und leicht parfümiert. Er wohnt in unserem Haus, in Segals Wohnung. Abends sucht er mich häufig auf. Es ist interessant, sich mit ihm zu unterhalten – er kennt den Westen, hat lange in Paris gelebt, und doch glaube ich nicht, daß wir gute Freunde werden können; denn in mir sieht er vor allem die Frau und erst dann die Parteigenossin. Er verhehlt seine Absichten und Gedanken zwar absolut nicht – ist mutig genug, die Wahrheit zu sagen, und seine Art ist keineswegs grob. Er versteht es, alles in schöne Formen zu kleiden. Und doch gefällt er mir nicht.

Die einfache, etwas ungehobelte Art Shuchrais ist mir viel lieber als der europäische Schliff Olschinskis.

Aus Bojarka gehen kurze Berichte ein. Jeden Tag werden etwa zweihundertfünfzig Meter Gleis gelegt. Die Eisenbahnschwellen werden direkt in die gefrorene Erde eingehackt. Insgesamt arbeiten dort zweihundertvierzig Mann. Die Hälfte des zweiten Aufgebots ist davongelaufen. Die Arbeitsbedingungen sind wirklich schwer. Wie werden sie nur bei stärkerem Frost arbeiten? Dubawa ist schon eine Woche wieder dort. In Pustscha-Wodiza sind von acht Lokomotiven fünf instand gesetzt worden. Für die übrigen fehlen die Ersatzteile.

Gegen Dmitri ist von der Straßenbahnverwaltung ein Gerichtsverfahren anhängig gemacht worden. Er hat mit seiner Brigade gewaltsam sämtliche offenen Straßenbahnwagen angehalten, die von Pustscha-Wodiza nach der Stadt fuhren, die Fahrgäste zum Aussteigen genötigt und die Waggons mit Schienen für die Schmalspurbahn beladen. Neunzehn offene Waggons wurden so durch die Stadt zum Bahnhof befördert. Die Straßenbahner halfen mit allen Kräften.

Die Reste der Komsomolorganisation von Solomenka arbeiteten auf dem Bahnhof die ganze Nacht bei der Verladung, und Dmitri brachte mit seinen Leuten die Schienen nach Bojarka.

Akim lehnte es ab, im Büro den Fall Dubawa auf die Tagesordnung zu setzen. Dmitri berichtete über die unglaublichen Verschleppungsmethoden und den Bürokratismus in der Straßenbahnverwaltung. Dort hatte man sich kategorisch geweigert, mehr als zwei offene Straßenbahnwagen zu stellen. Tufta hielt Dubawa bei dieser Gelegenheit eine Gardinenpredigt:

„Es ist an der Zeit, mit den Partisanenmethoden Schluß zu machen. Jetzt kannst du dafür eingesperrt werden. Als könnte man zu keiner Verständigung gelangen und nicht ohne bewaffneten Übergriff auskommen.“

Ich habe Dubawa noch niemals so wütend gesehen.

„Warum hast du dich denn nicht mit ihnen verständigt, du Federfuchser? Sitzt da, so ein Blutegel, und wetzt die Zunge. In Bojarka wird man mir, wenn ich ohne Schienen komme, die Fresse einhauen. Und dich sollte man auf den Bau schicken; soll dich Tokarew mal unter die Fuchtel nehmen, damit du hier nicht herumlungerst“, dröhnte Dmitris Stimme durch das ganze Gouvernementskomitee.

Tufta gab eine schriftliche Beschwerde gegen Dubawa ab, aber Akim sprach, nachdem er mich gebeten hatte, das Zimmer zu verlassen, zehn Minuten unter vier Augen mit Tufta. Hochrot und wütend verließ dieser darauf Akims Zimmer.

3. Dezember

Im Gouvernementskomitee gibt es eine neue Affäre; diesmal ist es die Eisenbahntscheka, die Klage erhebt. Pankratow, Okunew und noch einige andere Genossen sind auf die Bahnstation Motowilowka gekommen und haben dort von den leerstehenden Gebäuden Türen und Fensterrahmen herausgenommen. Als sie ihre Beute in einen Arbeiterzug verladen wollten, versuchte der Stationstschekist, sie zu verhaften. Sie entwaffneten ihn und gaben ihm erst, nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, seine Pistole ohne Munition zurück. Türen und Fenster wurden abtransportiert. Und Tokarew wird von der Materialverwaltung der Eisenbahn beschuldigt, aus dem Bojarsker Lager zwanzig Pud Nägel eigenmächtig beschlagnahmt zu haben. Er hat sie den Bauern für die Beschaffung langer Holzscheite gegeben, die an Stelle von Eisenbahnschwellen benutzt werden.

Ich habe mit dem Genossen Shuchrai über all diese Geschichten gesprochen. Er lachte nur und sagte:



„Wir werden das schon hinkriegen!"

Die Lage auf dem Bau ist äußerst kritisch, und jeder Tag ist kostbar. Wegen jeder Kleinigkeit muß nachgestoßen werden. Wir zitieren bald den einen, bald den anderen Saboteur vor das Gouvernementskomitee. Unsere Jungen vom Bau hauen immer öfter über die Stränge.

Olschinski hat mir einen kleinen elektrischen Ofen gebracht. Olga Jurenewa und ich wärmen uns daran die Hände. Aber das Zimmer wird dadurch nicht wärmer. Wie werden sie nur so eine Nacht im Wald ertragen? Olga erzählt, daß es im Krankenhaus sehr kalt ist und daß die Kranken nicht aus den Betten herauskönnen. Es wird nur jeden dritten Tag geheizt.

Nein, Genosse Olschinski. Die Tragödie an der Front wird auch zu einer Tragödie im Hinterland!

4. Dezember

Die ganze Nacht fielen dichte Schneeflocken. In Bojarka soll alles verschneit sein. Die Arbeit ist steckengeblieben. Sie säubern jetzt die Gleise. Heute hat das Gouvernementskomitee beschlossen, daß der erste Bauabschnitt, das heißt die Strecke bis zur Grenze des Holzschlages, spätestens am 1. Januar 1922 fertig sein muß. Man erzählt, als dieser Beschluß in Bojarka mitgeteilt wurde, habe Tokarew geantwortet: „Wenn wir bis dahin nicht krepiert sind, werden wir es schaffen."

Von Kortschagin höre ich nichts. Es ist erstaunlich, daß seinetwegen noch kein „Gerichtsverfahren", ähnlich dem von Pankratow, eingeleitet wurde. Ich weiß übrigens bis heute noch nicht, warum er mir aus dem Wege geht.

5. Dezember

Gestern ist die Baustelle von Banden beschossen worden.

Vorsichtig setzten die Pferde ihre Hufe in den weichen, nachgiebigen Schnee. Ab und zu knackte unter der Schneedecke ein aufgestöberter Zweig, und das Pferd schnaubte. Rasch sprang es zur Seite. Nachdem es jedoch mit der Peitsche eins über die Ohren gezogen bekommen hatte, jagte es im Galopp vorwärts und holte die andern ein.

Etwa ein Dutzend Berittene überqueren den Höhenzug, von dem aus sich ein noch schneefreier schwarzer Erdstreifen hinzog.

Hier hielten die Reiter ihre Pferde an. Die Steigbügel stießen klirrend aneinander. Wiehernd schüttelte sich der vom weiten Lauf in Schweiß geratene Hengst des Vordermanns.

„Ein ganzer Haufen hat sich hier eingenistet", meinte der Anführer. „Nun, wir werden ihnen schon Beine machen. Der Ataman sagte, daß diese Kerle morgen von hier verschwinden müssen, sonst erreicht das lumpige Fabrikgesindel wirklich bald den Holzschlag."

Im Gänsemarsch ritten sie in Richtung zur Bahnstation, den Damm der Schmalspurbahn entlang. Langsam näherten sie sich der Lichtung vor der alten Forstschule. Sie ritten jedoch nicht auf die Waldwiese hinaus, sondern hielten sich immer dicht hinter den Bäumen.

Eine Salve zerriß die nächtliche Stille. Wie ein Eichhörnchen glitt ein Schneeklumpen von den Zweigen einer im Mondlicht silbern glänzenden Birke. Funken sprühten zwischen den Bäumen auf, Kugeln bohrten sich in den abbröckelnden Mauerputz. Kläglich klirrte das zersplitternde Glas der von Pankratow beschafften Fenster. Die Salve riß die Menschen vom Betonboden, brachte sie im Nu auf die Beine. Als jedoch die unheimlichen Leuchtkäfer durchs Zimmer zu schwirren begannen, warf sich ein jeder erschreckt nieder.

Sie fielen einer über den anderen.

„Wohin willst du denn?" Dubawa packte Pawel und hielt ihn am Mantel fest.

„Auf den Hof."

„Leg dich hin, du Idiot! Sobald du dich nur zeigst, wirst du erschossen", flüsterte Dmitri.

Sie kauerten im Zimmer dicht beieinander, unmittelbar vor der Tür. Dubawa preßte sich an die Diele, die Pistole auf die Tür gerichtet. Kortschagin hockte daneben und tastete nervös das Magazin ab. Nur noch fünf Patronen sind drin!

Die Schießerei brach plötzlich ab. Alle verblüffte die eingetretene Stille.

„Jungens, wer eine Waffe hat, hierher!" befahl Dubawa im Flüsterton.

Behutsam öffnete Kortschagin die Tür.

Die Lichtung war leer. Langsam kreisend fielen die Schneeflocken zur Erde.

Und tiefer im Wald jagten zehn Reiter, ihre Pferde mit der Peitsche anspornend, von dannen.

Gegen Mittag traf aus der Stadt eine motorisierte Draisine ein. Shuchrai und Akim stiegen aus. Sie wurden von Tokarew und Choljawa empfangen. Der Draisine wurden ein Maxim-Maschinengewehr, einige Kisten Patronen und zwei Dutzend Gewehre entnommen.

Eiligst ging es zum Arbeitsplatz. Fjodors Mantelschöße zeichneten Zickzacklinien in den Schnee. Schwerfällig wie ein Bär tapste er dahin. Noch immer setzte er die Füße so, als hätte er das schwankende Deck eines Torpedoboots unter sich. Der lange Akim konnte mit Fjodor Schritt halten, Tokarew jedoch fiel es schwer mitzukommen.

„Der Überfall der Bande ist noch nicht das schlimmste. Aber dieser Hügel da, der hat's in sich. Der mußte uns gerade noch in die Quere kommen. Man wird viel Erde abtragen müssen."

Der Alte machte halt, drehte sich mit dem Rücken zum Wind und zündete sich seine Pfeife an, indem er die Hand schützend vor das Streichholz hielt. Nach ein paar kräftigen Zügen lief er den Vorangegangenen nach. Akim war stehengeblieben, um auf ihn zu warten. Shuchrai schritt indessen unbeirrt weiter.

„Werden eure Kräfte ausreichen, um die Strecke bis zum Termin fertigzustellen?" fragte Akim.

„Weißt du, mein Sohn, von Rechts wegen läßt es sich wohl nicht schaffen, aber es nicht schaffen geht nun einmal nicht, und daraus ergibt sich alles andere", antwortete Tokarew nach einer kleinen Pause.

Sie holten Fjodor ein und gingen gemeinsam weiter. Mit verhaltener Erregung fuhr der Schlosser fort:

„Und in diesem ‚aber' liegt eben der Hund begraben. Nur wir beide, Patoschkin und ich, wissen, daß es unter so hundsmiserablen Verhältnissen, mit solchem Werkzeug und einem derartigen Mangel an Arbeitskräften einfach unmöglich ist, die Strecke zu legen. Aber alle bis zum letzten Mann sind sich im klaren darüber, daß die Strecke gelegt werden muß, koste es, was es wolle. Deshalb konnte ich auch sagen: ‚Wenn wir bis dahin noch nicht krepiert sind, werden wir es schaffen.' Schaut doch selbst, wir rackern uns hier bereits den zweiten Monat ab, das vierte Aufgebot ist schon dran. Der Stamm der Arbeiter aber ist ohne Ablösung dabei. Nur dank ihrer Jugend halten sie durch, und die Hälfte von ihnen ist schwer erkältet. Das Herz tut einem weh, wenn man sich die Jungen anschaut. Diese Prachtkerle... So manchen wird diese verfluchte gottverlassene Gegend hier noch ins Grab bringen."

Einen Kilometer von der Station entfernt endete das vollständig fertige Schmalspurgleis.

Noch anderthalb Kilometer weiter lagen auf dem geraden Fahrdamm die in die Erde eingelassenen langen Holzscheite, die Eisenbahnschwellen, wie ein vom Wind umgewehter Bretterzaun. Noch ein wenig weiter, direkt bis zum Bergabhang, war nichts als ebene Erde.

Hier arbeitete Pankratows erste Baugruppe, vierzig Menschen legten Schwellen.

Ein rotbärtiger Bauer in neuen Bastschuhen schleppte gemächlich Schwellen vom Schlitten und warf sie auf den Bahndamm. In bestimmten Abständen wurden noch mehr Schlitten ausgeladen. Zwei lange Eisenstangen lagen auf der Erde. Das waren Gleislehren, nach denen die Schwellen ausgerichtet wurden. Mit Äxten, Brechstangen und Schaufeln wurde die Erde festgestampft.

Schwellenlegen ist eine mühsame und langwierige Arbeit. Die Schwellen müssen fest und unverrückbar in der Bettung liegen, damit sich der Schienendruck gleichmäßig auf alle Schwellen verteilt.

Die Technik des Schwellenlegens kannte nur einer – der alte Vorarbeiter Lagutin, der trotz seiner vierundfünfzig Jahre noch kein einziges graues Haar hatte und einen in der Mitte gescheitelten pechschwarzen Bart trug. Er arbeitete freiwillig bereits mit dem vierten Aufgebot, ertrug gemeinsam mit der Jugend alle Entbehrungen und hatte sich die allgemeine Achtung der Abteilung erworben. Dieser Parteilose, es war Taljas Vater, hatte auf allen Parteiversammlungen stets einen Ehrenplatz inne.

Stolz auf diese Ehre, hatte der Alte gelobt, nicht vor der Beendigung des Baus wegzugehen.

„Wie kann ich euch denn allein lassen, sagt mir das doch bitte? Ihr werdet ja beim Schwellenlegen alles verkehrt machen ohne mich. Hier sind scharfe Augen und eine erfahrene Hand nötig. Ich habe ja mein Lebtag lang in ganz Rußland Schwellen gelegt...", erklärte er gutmütig bei jeder Ablösung und blieb auf der Baustelle zurück.

Patoschkin schenkte ihm volles Vertrauen und kontrollierte seinen Abschnitt nur selten. Als die drei sich den Arbeitenden näherten, lockerte der vor Schweiß triefende und rot angelaufene Pankratow gerade mit der Axt die Erde für eine Schwelle auf.

Akim erkannte den Hafenarbeiter kaum wieder. Pankratow war abgemagert, seine hohen Backenknochen traten schärfer hervor, das ungewaschene Gesicht war dunkler und magerer geworden.

„Aha, die Obrigkeit aus dem Gouvernement ist eingetroffen", sagte er und reichte Akim die heiße, feuchte Hand.

Das Klirren der Schaufeln verstummte. Akim sah ringsum blasse Gesichter. Die Soldatenmäntel und kurzen Schafpelze der Arbeitenden lagen neben ihnen auf dem Schnee.

Nachdem Tokarew mit Lagutin gesprochen hatte, nahm er Pankratow mit sich und führte die Eingetroffenen zu der Abtragstelle. Der Hafenarbeiter schritt an Fjodors Seite.

„Sag mal, Pankratow, wie ist das eigentlich mit dem Tschekisten in Motowilowa vor sich gegangen? Was meinst du, habt ihr's mit der Entwaffnung nicht doch ein wenig weit getrieben?" forschte Fjodor in ernstem Tone den wortkargen Hafenarbeiter aus.

Pankratow lächelte verlegen.

„Wir haben ihn ja mit seinem Einverständnis entwaffnet, er hat uns selbst darum gebeten. Ist ja ein prima Kerl, ganz unser Mann. Wir haben ihm alles genau erklärt, worum es sich handelt, und er sagte: ‚Jungens, ich habe kein Recht, euch zu gestatten, daß ihr die Fenster und die Türen mitnehmt. Es existiert ein Befehl des Genossen Dsershinski, die Plünderung von Bahneigentum zu verhindern. Der Stationsvorsteher hier steht mit mir auf Kriegsfuß. Er stiehlt, dieser Schurke, und ich hindere ihn daran. Wenn ich euch laufen lasse, wird er sicher eine dienstliche Anzeige gegen mich erstatten, und ich werde vors Revolutionstribunal gestellt. Entwaffnet mich lieber und trollt euch. Und wenn der Stationsvorsteher mich nicht anzeigt,

so bleibt es eben dabei.' Und da haben wir es so gemacht. Wir haben doch die Türen und die Fenster nicht für uns privat weggeholt!"

Als Pankratow in Shuchrais Augen ein schelmisches Lachen wahrnahm, fügte er hinzu:

„Man soll aber nur uns zur Verantwortung ziehen, den Burschen dort lassen Sie in Frieden, Genosse Shuchrai."

„Die Sache ist erledigt. Aber in Zukunft unterbleiben bitte derartige Dinge. Das untergräbt die Disziplin. Bei uns gibt es Mittel und Wege genug, mit dem Bürokratismus auf organisierte Weise fertig zu werden. Aber laß gut sein, sprechen wir von etwas Wichtigerem", und Fjodor begann sich nach den Einzelheiten des Überfalls zu erkundigen.

Viereinhalb Kilometer von der Station entfernt bissen sich die Spaten wütend in die Erde. Die Leute rückten dem steinigen Hügel, der ihnen im Wege stand, gehörig zu Leibe.

Und zu beiden Seiten standen Genossen, ausgerüstet mit dem Karabiner Choljawas und den Pistolen von Kortschagin, Pankratow, Dubawa und Chomutow. Das war alles, was die Abteilung an Waffen besaß.

Patoschkin hockte am Fuß des Abhangs und trug Ziffern in sein Notizbuch ein. Der Ingenieur war allein, ohne seinen Gehilfen. Wakulenko, der ein Gerichtsverfahren wegen Fahnenflucht dem Tod durch eine Banditenkugel vorzog, hatte am Morgen Reißaus genommen.

„Für den Abbau des Hügels werden wir noch einen halben Monat brauchen. Der Boden ist völlig vereist", sagte Patoschkin leise zu dem vor ihm stehenden, stets mürrischen, schwerfälligen und wortkargen Chomutow.

„Man hat uns für die Strecke insgesamt nur noch fünfundzwanzig Tage gegeben, und Sie rechnen für diesen Abbau hier allein fünfzehn", erwiderte Chomutow und biß ärgerlich an seiner Schnurrbartspitze herum.

„Diese Frist ist irreal. Natürlich habe ich in meinem Leben noch nie unter solchen Verhältnissen und mit solchen Menschen gebaut. Ich kann mich also irren, was mir schon zweimal passiert ist."

Während sie so sprachen, staksten Shuchrai, Akim und Pankratow heran. Vom Steilhang her hatte man sie schon nahen sehen.

„Schau, wer da kommt!" Petka Trofimow, ein Gewindedreher aus der Werkstatt, ein schlitzäugiger Bursche in einem alten, an den Ellbogen zerrissenen Sweater, stieß Kortschagin an und wies mit der Hand nach unten. Und schon stürmte Pawel, ohne die Schaufel aus der Hand zu legen, den

Hang hinunter. Seine Augen unter dem Rotarmistenhelm strahlten, und Fjodor drückte ihm länger als den anderen die Hand.

„Sieh mal einer an, unser Pawel! Du bist ja kaum zu erkennen in dieser zusammengeschusterten Uniform."

Pankratow verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln.

„Ja, der sieht lieblich aus. Und dazu haben ihm die Deserteure auch noch den Mantel geklaut. Pawel und Okunew haben eine Kommune gegründet. Da hat ihm Okunew seine Jacke gegeben. Tut nichts, unser Pawel ist ein heißblütiger Bursche. Er wird sich eine Woche lang auf dem Beton wärmen – das Stroh hilft ja so gut wie gar nichts –, und dann wird er ins Gras beißen müssen", sagte der Hafenarbeiter nicht gerade heiter zu Akim.

Der etwas stupsnasige Okunew kniff die schelmischen Augen unter den schwarzen Brauen zusammen und erwiderte:

„Unser Pawluscha wird bei uns schon nicht zugrunde gehen. Wir werden eine Versammlung abhalten und ihn zum Koch bestimmen, als Aushilfe. Dabei wird er, wenn er kein Dummkopf ist, sich tüchtig satt futtern und erwärmen, am Ofen oder bei der Odarka."

Die Worte gingen in herzlichem Gelächter unter.

An diesem Tag wurde zum erstenmal gelacht.

Fjodor besichtigte den Steilhang, er fuhr mit Tokarew und Patoschkin im Schlitten zum Holzschlag und kehrte zurück. Am Hang wurde noch immer hartnäckig gegraben. Fjodor sah die flitzenden Spaten, sah die angespannt gebeugten Rücken, und sagte leise zu Akim:

„Ein Meeting brauchen wir nicht. Agitation ist hier überflüssig. Du hast recht, Tokarew, das sind Prachtkerle. Ja, so wird der Stahl gehärtet."

Shuchrais Augen blickten begeistert mit herbem, liebevollem Stolz auf die Erdarbeiter. Manche von ihnen hatten ja vor kurzem noch, in der Nacht vor dem Aufstand, den Stahl des Bajonetts geführt. Und jetzt sind sie alle von dem einzigen Bestreben beseelt, das Stahlgeleise der Schienen zu den ersehnten Holzreichtümern, zur Quelle von Leben und Wärme zu legen. –

Patoschkin wies Fjodor höflich, aber bestimmt nach, daß es unmöglich sei, den Einschnitt schneller als in zwei Wochen zu beenden. Fjodor lauschte den Berechnungen, und in ihm reifte ein Entschluß.

„Geben Sie den Leuten vom Abhang eine andere Arbeit. Führen Sie die Gleislegung weiter. Wir werden mit dem Hügel auf andere Weise fertig werden."

Im Stationsgebäude saß Shuchrai lange am Telefon. Choljawa hielt vor der Tür Wache. Hinter seinem Rücken vernahm er Fjodors dumpfen Baß:

„Ruf gleich in meinem Namen den Stabschef des Militärbezirks an. Pusyrewskis Regiment soll unverzüglich zur Baustelle abkommandiert werden. Es ist notwendig, das ganze Gebiet von den Banden zu säubern. Schickt uns sofort einen Panzerzug mit einem Sprengkommando. Die weiteren Anweisungen werde ich hier erteilen. Nachts kehre ich zurück. Litke soll gegen zwölf Uhr mit dem Auto zum Bahnhof kommen."

Akim hielt in der Baracke eine kurze Ansprache, und dann nahm Shuchrai das Wort. In kameradschaftlichem Gespräch verging unbemerkt eine Stunde. Fjodor erklärte den Arbeitern, daß die auf den 1. Januar festgelegte Frist unbedingt eingehalten werden müsse.

„Wir versetzen den Bahnbau in Kriegszustand. Die Kommunisten werden zu einer Sonderkompanie zusammengefaßt. Genosse Dubawa ist zum Kompanieführer ernannt. Alle sechs Baugruppen erhalten präzise Aufgaben. Die noch auszuführenden Arbeiten werden in sechs gleiche Abschnitte aufgeteilt. Jede Gruppe erhält ihren Arbeitsabschnitt. Bis zum 1. Januar sind sämtliche Arbeiten zu beenden.

Diejenige Gruppe, die früher fertig wird, erhält Urlaub und kehrt in die Stadt zurück. Außerdem wird das Präsidium des Gouvernementskomitees beim Ukrainischen Zentralexekutivkomitee ein Gesuch einreichen, dem besten Arbeiter dieser Gruppe den Orden des Roten Banners zu verleihen.

Zu Leitern der Baugruppen werden ernannt; für den ersten Abschnitt – Genosse Pankratow, für den zweiten – Genosse Dubawa, für den dritten – Genosse Chomutow, für den vierten – Genosse Lagutin, für den fünften – Genosse Kortschagin, für den sechsten – Genosse Okunew.

Leiter des gesamten Baus bleibt", schloß Shuchrai seine Rede, „sein geistiger Führer und Organisator, unser unersetzlicher Anton Nikiforowitsch Tokarew."

Wie ein plötzlich aufflatternder Vogelschwarm flogen die Hände in die Höhe und klatschten Beifall. Die rauhen Gesichter hellten sich auf. Die letzten in freundschaftlich-scherzhaftem Tone gesprochenen Worte des sonst so ernsten Mannes entluden die gespannte Aufmerksamkeit zu heiterem Gelächter.

Etwa zwanzig Menschen begleiteten Akim und Fjodor zur Draisine.

Während Fjodor von Kortschagin Abschied nahm, blickte er auf dessen im Schnee steckenden Gummischuh und sagte leise:

„Ich schicke dir nächstens ein Paar Stiefel. Hast dir hoffentlich die Füße noch nicht abgefroren?"

„Es scheint da so etwas im Gange zu sein, sie beginnen anzuschwellen", antwortete Pawel. Plötzlich erinnerte er sich an eine Bitte, die er schon längst an Fjodor hatte richten wollen, und sagte: „Gib mir doch ein paar Patronen für meinen Revolver. Ich habe nur noch drei sichere."

Shuchrai schüttelte bekümmert den Kopf.

Als er jedoch die Enttäuschung in Pawels Augen sah, schnallte er kurzerhand seine Mauserpistole ab.

„Hier nimm – ich schenk' sie dir."

Pawel konnte es kaum glauben, daß ihm da ein schon lange erträumtes Geschenk gemacht wurde, aber Shuchrai warf ihm den Riemen der Pistolentasche über die Schulter.

„Nimm, nimm nur! Ich weiß ja, daß du schon seit langem scharf auf die Pistole bist. Geh nur vorsichtig mit ihr um, daß du ja nicht einen von den Jungen erschießt. Hier hast du noch drei volle Päckchen Patronen dazu."

Neidische Blicke streiften Pawel von allen Seiten, und jemand rief ihm zu: „Los, Pawka, laß uns tauschen – ich gebe dir ein Paar Stiefel und einen Bauernpelz dafür."

Pankratow stieß Pawel mutwillig an.

„Tausch sie doch gegen Filzstiefel, zum Teufel. In dem Gummischuh wirst du Weihnachten sowieso nicht überleben."

Den Fuß auf das Trittbrett der Draisine gestützt, füllte Shuchrai den Waffenschein für die geschenkte Pistole aus.

Am frühen Morgen näherte sich der Panzerzug der Station. Dumpf ratterten seine Räder. Gleich einem üppigen Federbusch stieg der schwanenweiße Dampf aus dem Schornstein und zerfloß in der kalten Winterluft.

Den gepanzerten Kästen entstiegen Leute, von Kopf bis Fuß in Leder gekleidet. Einige Stunden darauf gruben drei Mineure aus dem Panzerzug zwei mächtige Kürbisse aus brüniertem Stahl in den Hang ein, befestigten lange Zündschnüre an ihnen und gaben Signalschüsse ab. Sofort stoben die Menschen von dem jetzt so gefährlichen Hang nach allen Seiten auseinander. Ein Streichholz wurde angezündet, und schon glimmte das Ende der Zündschnur auf.

Hunderte von Menschen standen einen Augenblick lang wie erstarrt. Ein, zwei Minuten banger Erwartung... und die Erde erbebte – eine furchtbare Kraft fegte die Spitze des Hügels hinweg und schleuderte riesige Erdklumpen gen Himmel. Es folgte eine zweite, noch mächtigere Detonation. Ohrenbetäubendes Getöse erdröhnte im Walddickicht. Donnernd prasselten die hochgeschleuderten Erdklumpen auf den hartgefrorenen Boden.

Dort, wo eben noch ein Hügel gestanden hatte, gähnte ein tiefes Loch, und Dutzende von Metern ringsum war der zuckerweiße Schnee mit schwarzen Erdballen bedeckt.

Leute mit Hacken und Schaufeln stürzten sich in die Sprengtrichter.

Seit Shuchrais Abfahrt war auf dem Bau ein hartnäckiger Wettstreit entbrannt – ein Wettstreit um den ersten Platz.

Noch lange vor der Dämmerung erhob sich Kortschagin leise, ohne die anderen zu stören, von seinem Lager und ging, mühsam die vor Kälte erstarrten Füße schleppend, in die Küche. Nachdem er im Kessel Teewasser aufgesetzt hatte, kehrte er in den Schlafraum zurück und weckte seine Gruppe.

Als die Abteilung antrat, war es draußen schon hell.

Während des Morgentees erschien Pankratow am Tisch, wo Dubawa mit seinen Arsenalleuten saß.

„Hast du so was schon gesehen, Dmitri? Pawel hat seine Brigade noch vor Tagesanbruch auf die Beine gebracht. Die haben sicher schon zehn Klafter gelegt. Die Jungen sagen, er habe seine Leute aus der Hauptwerkstatt derart aufgepulvert, daß sie die Arbeiten in ihrem Abschnitt bis zum 25. Dezember beenden wollen. Der hat im Sinn, uns allen den Platz an der Sonne streitig zu machen. Aber, meine Herrschaften, da haben wir auch ein Wörtchen mitzureden", sagte er entrüstet zu Dubawa.

Dmitri lächelte sauer. Er wußte sehr genau, weshalb das Vorgehen der Gruppe aus der Hauptwerkstatt den Parteisekretär so kränkte. Auch ihm, Dubawa, hatte der gute Pawluscha eins versetzt, forderte, ohne ein Wort zu verlieren, die ganze Abteilung heraus.

„Bei aller Freundschaft, hier gilt das Motto: Wer – wen", sagte Pankratow.

Gegen Mittag unterbrach Kortschagins Gruppe plötzlich die fieberhafte Arbeit. Der Posten, der die Gewehre bewachte, hatte zwischen den Bäumen eine Gruppe Berittener bemerkt und das Alarmsignal gegeben.

„Zu den Waffen, Jungens! Banditen!" schrie Pawel, warf die Schaufel zur Seite und rannte zum Baum, an dem seine Mauserpistole hing.

Die Gruppe griff nach den Waffen und legte sich an der Bahnböschung in den Schnee.

Die vordersten Reiter winkten aber mit den Mützen, und einer rief:

„Nicht schießen, Genossen!"

Ein halbes Hundert Berittener, an den Budjonny-Mützen den roten Stern, kam die Straße heraufgesprengt.

Es stellte sich heraus, daß es ein Zug aus Pusyrewskis Regiment war, der den Streckenbau besichtigen wollte. Pawel bemerkte das zerfetzte Ohr des Pferdes, auf dem der Kommandant ritt. Die schöne, graue Stute mit dem weißen Mal auf der Stirn wollte nicht auf einer Stelle stehen, tänzelte hin und her. Erschrocken wich sie zurück, als Pawel auf sie zulief und ihre Zügel ergriff.

„Lyska, du Wildfang, hier treffen wir uns also wieder! Wie bist du heil davongekommen, meine einohrige Schöne!"

Zärtlich umfing er den Hals der rassigen Stute und streichelte ihre zuckenden Nüstern.

Der Kommandeur sah Pawel unverwandt an, und als er ihn erkannte, rief er verblüfft:

„Sieh einer an, das ist ja Kortschagin!... Das Pferd hat er erkannt, aber den Sereda nicht. – Grüß dich, alter Junge!"

In der Stadt waren alle Hebel in Bewegung gesetzt worden. Das wirkte sich sofort auf dem Bau aus. Sharki hatte die Mitglieder des Bezirkskomitees und die bisher noch nicht mobilisierten Genossen der Organisation nach Bajorka geschickt. In Solomenka waren nur Mädchen zurückgeblieben. Im Eisenbahntechnikum hatte Sharki die Entsendung einer neuen Studentengruppe für den Bau durchgesetzt.

Als er Akim darüber Bericht erstattete, sagte er halb im Scherz:

„Jetzt bin ich mit dem weiblichen Proletariat allein zurückgeblieben. An meine Stelle setze ich die Lagutina. An die Tür hängen wir ein Schild ‚Frauenabteilung', und ich dampfe ebenfalls nach Bajorka ab. Es geht nicht an, verstehst du, daß ich mich hier als einziger Mann zwischen den Frauen herumtreibe. Die Mädel schauen mich auch so schon mißtrauisch an. Wahrscheinlich schwatzen sie untereinander, diese Plappermäuler: ‚Alle hat er davongeschickt, er selbst aber ist hiergeblieben, dieser Schlau-

meier', oder vielleicht sogar noch Schlimmeres. Ich bitte dich, erlaubt mir hinzufahren."

Akim lehnte diese Bitte lachend ab.

In Bojarka trafen wieder Menschen ein. Auch die sechzig Eisenbahnstudenten erschienen.

Auf Shuchrais Betreiben entsandte die Eisenbahnverwaltung vier Waggons, die als Wohnung für die Neuangekommenen dienen sollten.

Die Gruppe Dubawas wurde von ihrer Arbeit entbunden und nach Pustscha-Wodiza geschickt. Sie erhielt den Auftrag, die Kleinlokomotiven und fünfundsechzig Transportwagen für Schmalspurbahnen an die Baustelle zu befördern. Diese Arbeit wurde ebenso bewertet wie die an einem Bauabschnitt.

Vor der Abreise riet Dubawa dem Bauleiter Tokarew, Klavíček wieder zur Baustelle zu berufen, um ihm die Leitung der neuorganisierten Gruppe anzuvertrauen. Tokarew gab den entsprechenden Befehl, ohne den wahren Grund zu ahnen, der Dubawa dazu bewogen hatte, sich der Existenz des Tschechen zu erinnern. Die Ursache war aber ein Briefchen von Anna, das einer der eingetroffenen Genossen aus Solomenka gebracht hatte.

Anna schrieb: Dmitri, Klavíček und ich haben für Euch eine ganze Menge Literatur zusammengesucht. Wir senden Dir und allen anderen Kämpfern von Bojarka innige Grüße. Was seid Ihr doch für Prachtkerle! Wir wünschen Euch Kraft und Energie. Gestern sind die letzten Holzvorräte aus den Lagern verteilt worden. Klavíček läßt Euch grüßen. Er ist ein fabelhafter Kerl! Das Brot für Euch bäckt er selbst. Das vertraut er in der Bäckerei niemandem an. Selbst siebt er das Mehl, selbst knetet er den Teig mit der Maschine. Er hat irgendwo gutes Mehl aufgetrieben, und das Brot, das er liefert, ist ausgezeichnet, gar nicht zu vergleichen mit dem, das wir erhalten. Abends kommen unsere Freunde zu mir: Talja Lagutina, Artjuchin, Klavíček und manchmal Sharki. Wir setzen langsam und allmählich unseren Unterricht fort, aber größtenteils unterhalten wir uns über alles und alle, am allermeisten aber über Euch. Unsere Mädels sind empört darüber, daß Tokarew es ablehnt, sie zum Bau zuzulassen. Sie beteuern, daß sie die Entbehrungen nicht schlechter ertragen würden als alle anderen. Talja sagt: „Ich werde Vaters Kleider anziehen und bei Papachen auftauchen. Soll er versuchen, mich von dort wegzujagen."

Sie ist fähig, das wirklich zu machen.

Grüß den Schwarzäugigen von mir. Anna. –

Das Schneegestöber kam ganz plötzlich. Der Himmel überzog sich mit grauen, niedrig dahinziehenden Wolken. Der Schnee fiel in dichten Flocken. Am Abend heulte der Wind in den Schornsteinen, er rauschte in den Baumwipfeln, jagte den wirbelnden Schnee, und sein durchdringendes Pfeifen schrillte durch den Wald.

Der Schneesturm wütete mit zornigem Ungestüm die ganze Nacht hindurch. Die Menschen waren bis auf die Knochen durchfroren, obwohl die Öfen unentwegt geheizt wurden. Das halb verfallene Gebäude der Forstschule wollte nicht warm werden.

Als die Abteilung am anderen Morgen zur Arbeit antrat, versanken die Menschen im tiefen Schnee, über den Bäumen strahlte die Sonne, und am tiefblauen Himmel war kein Wölkchen zu sehen.

Die Gruppe Kortschagins säuberte ihren Streckenabschnitt vom Schnee. Erst jetzt empfand Pawel, wie quälend die Kälte einem zusetzen kann. Okunews altes Jackett wärmte ihn nicht, in den Gummischuh drang immer Feuchtigkeit, und mehr als einmal war er im Schnee steckengeblieben. Auch der Stiefel am anderen Fuß drohte völlig auseinanderzufallen. Am Hals hatte Pawel zwei große Furunkel bekommen. Als Schal diente ihm Tokarews Handtuch.

Abgemagert, mit entzündeten Augen, schaufelte Pawel wütend den Schnee zur Seite. Gerade um diese Zeit kam ein Personenzug auf die Bahnstation zugekrochen. Die Lokomotive schnaufte mit letzter Kraft und konnte die Waggons kaum noch heranschleppen. Auf dem Tender lag kein einziges Holzscheit mehr, die letzten Reste kohlten in der Feuerung.

„Wenn Sie uns Holz geben, dann fahren wir weiter, wenn nicht, dann überführen Sie den Zug aufs Nebengleis, solange er sich noch fahren läßt", rief der Lokomotivführer dem Stationsvorsteher zu.

Der Zug wurde aufs Nebengleis geschoben. Man teilte den niedergeschlagenen Passagieren die Ursache des Aufenthalts mit. In den überfüllten Wagen begann man zu seufzen und zu wettern.

„Sprechen Sie mit dem Alten da – er geht jetzt dort, am Bahnsteig. Das ist der Bauleiter. Er kann den Befehl erteilen, Holz für die Lokomotive auf Schlitten heranzuschaffen", riet der Stationsvorsteher den Zugschaffnern. „Es wird nämlich hier zum Schwellenlegen benutzt." Und die Schaffner gingen zu Tokarew.

„Holz gebe ich euch, aber nicht umsonst. Es ist ja unser Baumaterial. Der Schnee hat uns alles verweht. Im Zug sind sechs- bis siebenhundert Passa-

giere. Frauen mit Kindern können in den Wagen bleiben, die übrigen aber sollen sich mit Schaufeln bewaffnen und bis zum Abend Schnee schippen. Dafür gebe ich euch Holz. Sollten sie sich weigern, dann können sie ruhig bis Neujahr hier sitzen", antwortete Tokarew den Schaffnern.

„Schaut, Jungens, was für 'ne Masse Volk da heranzieht. Sogar Frauen!" hörte Kortschagin hinter sich verwundert ausrufen.

Pawel drehte sich um.

„Hier hast du hundert Mann zur Arbeit. Paß aber auf, daß sie nicht müßig herumstehen", sagte Tokarew im Näherkommen.

Kortschagin verteilte die Arbeit an die Neueingetroffenen. Ein großer Mann in einem Eisenbahnermantel mit Pelzkragen und warmer Persianermütze drehte empört die Schaufel in der Hand hin und her und wandte sich an eine neben ihm stehende junge Dame in einer Mütze aus Seebärfell, die eine buschige Bommel zierte.

„Ich werde keinen Schnee schippen", protestierte er. „Niemand kann mich dazu zwingen. Wenn man mich darum bittet, kann ich als Bahningenieur die Arbeit leiten, aber Schneeschaufeln haben weder du noch ich nötig. Das sieht keine Instruktion vor. Der Alte handelt gesetzwidrig. Ich werde ihn zur Verantwortung ziehen lassen. Wer ist hier der Vorarbeiter?" erkundigte er sich bei einem der Nächststehenden.

Kortschagin kam heran.

„Weshalb arbeiten Sie nicht, Bürger?"

Der Mann maß Pawel verächtlich von Kopf bis Fuß.

„Wer sind denn Sie?"

„Ich bin Arbeiter."

„Dann habe ich mit Ihnen nichts zu verhandeln. Schicken Sie mir Ihren Vorarbeiter oder sonst einen von denen da..."

Kortschagin sah ihn finster an.

„Wenn Sie nicht arbeiten wollen, so lassen Sie es sein. Ohne unseren Vermerk auf der Fahrkarte kommen Sie nicht wieder in den Zug. Das ist die Anweisung unseres Bauleiters."

„Und Sie, Bürgerin, weigern Sie sich auch zu arbeiten?" Pawel wandte sich jetzt an die junge Dame und war plötzlich wie vom Donner gerührt. Vor ihm stand Tonja Tumanowa.

Nur mit Mühe erkannte sie in dem zerlumpten Burschen Pawel Kortschagin. In abgetragener, zerrissener Kleidung und phantastischem Schuhwerk, mit einem schmutzigen Handtuch um den Hals und ungewaschenem Gesicht, stand Pawel vor ihr. Nur seine Augen glühten noch im alten Feuer. Ja, das waren seine Augen. Und es ist noch gar nicht so lange her, daß sie diesen zerlumpten Burschen, der eher einem Landstreicher glich, geliebt hat. Wie anders war doch alles geworden!

Jetzt ist sie seit kurzem verheiratet und ist gerade mit ihrem Mann auf der Hochzeitsreise in die große Stadt, wo er einen verantwortlichen Posten bei der Bahnverwaltung bekleidet. Und ausgerechnet hier muß sie ihrer Jugendliebe begegnen. Es war ihr sogar peinlich, ihm die Hand zu reichen. Was würde Wassili denken? Wie unangenehm, daß Kortschagin so heruntergekommen ist. Offensichtlich hat es der Heizer im Leben nicht weiter als bis zum Erdarbeiter gebracht.

Unentschlossen stand sie da und wurde über und über rot vor Verlegenheit. Den Bahningenieur ärgerte das, wie ihm schien, unverfrorene Benehmen dieses Landstreichers, der unverwandt seine Frau anstarrte. Er warf die Schaufel hin und ging auf Tonja zu.

„Gehen wir, Tonja. Ich kann diesen Lazzarone nicht mehr ruhig anschauen."

Kortschagin wußte aus dem Roman „Giuseppe Garibaldi", was Lazzarone bedeutete.

„Wenn ich ein Lazzarone bin, so bist du einfach ein irrtümlich am Leben gebliebener Bourgeois", erwiderte er dem Bahningenieur dumpf und fügte, sich an Tonja wendend, betont kalt hinzu: „Greifen Sie zur Schaufel, Genossin Tumanowa, und gehen Sie an die Arbeit. Nehmen Sie sich kein Beispiel an diesem gemästeten Büffel. Verzeihen Sie, ich weiß nicht, in welchen Beziehungen Sie zu ihm stehen."

Pawel lächelte nicht besonders liebenswürdig und sagte noch mit einem Blick auf Tonjas Pelzüberschuhe flüchtig: „Hierzubleiben rate ich Ihnen nicht. Vor einigen Tagen hatten wir Banditenbesuch."

Er drehte ihnen den Rücken zu und ging, den Gummischuh nachschleppend, zu seiner Brigade.

Pawels letzte Worte hatten auch auf den Bahningenieur ihre Wirkung nicht verfehlt. Tonja überredete ihn mitzuarbeiten.

Am Abend, nach Beendigung der Arbeit, kehrten alle zum Bahnhof zurück. Tonjas Mann war vorausgeeilt, um im Zug Plätze zu belegen. Tonja blieb stehen und ließ die Arbeiter vorübergehen. Als letzter folgte, auf die Schaufel gestützt, der völlig erschöpfte Kortschagin.



„Guten Tag, Pawluscha. Ich muß gestehen, daß ich nicht erwartet hatte, dich so wiederzusehen. Hast du denn unter der Sowjetmacht wirklich nichts Besseres verdient, als in der Erde herumzubuddeln? Ich dachte, du seist schon längst Kommissar oder so etwas Ähnliches geworden. Was bist du doch bloß für ein Pechvogel...", sagte Tonja, neben ihm hergehend.

Pawel blieb stehen und maß Tonja mit erstauntem Blick.

„Ach, ich habe nicht erwartet, dich so – affektiert wiederzusehen", erwiderte Pawel, der einen Moment nach einem passenden, nicht allzu groben Ausdruck gesucht hatte.



Tonja errötete bis in die Ohrenspitzen.

„Du bist immer noch so grob!"

Kortschagin schwang die Schaufel auf die Schulter und ging weiter. Erst nachdem er einige Schritte zurückgelegt hatte, sagte er:

„Meine Grobheit ist noch unvergleichlich erträglicher als Ihre sogenannte Höflichkeit, Genossin Tumanowa. Um mein Leben brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, da ist schon alles in Ordnung. Ihr Leben aber hat sich schlimmer gestaltet, als ich mir vorgestellt hatte. Vor zwei Jahren hast du dich noch nicht geschämt, einem Arbeiter die Hand zu reichen. Und

jetzt riechst du schon ganz nach Mottenpulver. Und, offen gestanden, wir haben einander nichts mehr zu sagen."

Pawel hatte einen Brief von Artjom erhalten. Der Bruder schrieb ihm von seiner bevorstehenden Heirat und bat ihn, unbedingt zu kommen.

Der Wind entriß Kortschagins Händen das flatternde weiße Papier und wirbelte es, einer Taube gleich, in die Höhe.

Er wird der Hochzeit nicht beiwohnen können. Ist es denn denkbar, jetzt von hier wegzufahren? Schon gestern hat dieser Bär, Pankratow, seine Gruppe überholt und stürmt in einem solchen Tempo vorwärts, daß allen Hören und Sehen vergeht. Der Hafenarbeiter steuert unaufhaltsam auf sein Ziel los und spornt, selber aus der ihm eigenen Ruhe gebracht, auch seine Leute zu unerhörten Leistungen an.

Patoschkin beobachtete den stummen und erbitterten Wettkampf der Bauarbeiter. Erstaunt fragte er sich: Was sind das bloß für Menschen? Welche unbegreifliche Kraft beseelt sie? Wenn jetzt das Wetter nur noch acht Tage anhält, so erreichen wir ja den Holzschlag. Das alte Sprichwort ist also wahr: Ein Menschenalter lebst du, ein Menschenalter lernst du, und im Alter bleibst du doch derselbe Narr. Diese Leute werfen mit ihrer Arbeit alle Berechnungen und Normen über den Haufen.

Aus der Stadt traf Klavíček ein und brachte frisches Brot mit. Nachdem er mit Tokarew gesprochen hatte, suchte er Kortschagin an seiner Arbeitsstelle auf. Sie begrüßten sich herzlich. Mit lächelnder Miene holte Klavíček aus seinem Rucksack eine schöne gelbe schwedische Pelzjacke hervor, klatschte auf das schmiegsame Chromleder und sagte:

„Die gehört dir. Errätst du, von wem? – Hoho! Du bist aber schön dumm, mein Junge! Das schickt dir Genossin Ustinowitsch, damit du Esel nicht erfrierst. Die Jacke hat sie vom Genossen Olschinski geschenkt bekommen, und kaum aus seinen Händen empfangen, gab sie mir das kostbare Stück mit den Worten: ‚Für Kortschagin.' Akim hatte ihr erzählt, daß du in dieser Kälte ohne Mantel arbeitest. Olschinski rümpfte dabei ein wenig die Nase. ‚Ich kann ja diesem Genossen einen Mantel schicken', sagte er. Aber Rita lachte nur und meinte: ‚Macht nichts, in der Jacke kann er besser arbeiten!' Also nimm, da hast du sie."

Pawel musterte erstaunt das teure Geschenk und zog es dann, ein wenig zögernd, über den verfrorenen Körper. Der weiche Pelz erwärmte rasch Schultern und Brust.

Rita schrieb in ihr Tagebuch:

20. Dezember

Schneesturm auf Schneesturm. Nichts als Wind und Schnee. In Bojarka waren sie fast am Ziel, aber Fröste und Schneegestöber haben ihnen Halt geboten. Sie versinken im Schnee. Gefrorene Erde zu graben ist sehr schwer. Es bleiben ihnen nur noch dreiviertel Kilometer, aber die schwierigsten.

Tokarew meldet, daß auf dem Bau Typhusfälle vorgekommen sind. Drei Mann sind erkrankt.

22. Dezember

Zur Plenarsitzung des Gouvernements-Jugendkomitees ist aus Bojarka niemand erschienen. Siebzehn Kilometer von Bojarka entfernt haben die Banditen einen Getreidezug zum Entgleisen gebracht. Laut Befehl des Bevollmächtigten des Volkskommissariats für Ernährung ist die gesamte Bauabteilung dorthin geschickt worden.

23. Dezember

Aus Bojarka sind weitere sieben Typhuskranke in die Stadt gebracht worden. Unter ihnen ist auch Okunew.

Ich war auf dem Bahnhof. Von den Puffern eines aus Charkow eingetroffenen Zuges wurden erstarrte Leichen heruntergeholt. In den Krankenhäusern herrscht Kälte. Verfluchter Schneesturm! Wann wird er endlich aufhören?

24. Dezember

Komme eben von Shuchrai. Es ist also wahr: Gestern nacht hat Orlik mit seiner ganzen Bande Bojarka überfallen. Zwei Stunden lang dauerte der Kampf. Die Banditen hatten die Telefondrähte zerschnitten, und erst heute morgen gelang es Shuchrai, genaue Nachrichten zu erhalten. Die Bande ist zurückgeschlagen worden. Tokarew hat einen Brustschuß abbekommen. Heute wird er in die Stadt gebracht. Franz Klavíček, der in jener Nacht Wachhabender war, ist umgebracht worden. Er hatte als erster die Bande bemerkt und Alarm geschlagen. Schießend zog er sich zurück, es gelang ihm jedoch nicht mehr, die Schule zu erreichen; er wurde niedergesäbelt. Von den Bauarbeitern sind elf verwundet. Ein Panzerzug und zwei Kavallerieschwadronen sind dort bereits eingetroffen.

Bauleiter ist jetzt Pankratow.

Ein Teil der Bande wurde im Laufe des Tages von Pusyrewski beim Weiler Gluboki eingeholt und bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Viele von den parteilosen Arbeitern sind, ohne auf den Zug zu warten, zu Fuß die Strecke entlang davongelaufen.

25. Dezember

Tokarew und die übrigen Verwundeten sind in die Stadt gebracht worden. Sie liegen im Spital. Die Ärzte haben versprochen, den Alten zu retten. Er liegt bewußtlos. Das Leben der anderen Genossen ist außer Gefahr.

Das Gouvernements-Parteikomitee und wir haben aus Bojarka ein Telegramm erhalten: „Als Antwort auf die Banditenüberfälle erklären die auf einer Kundgebung versammelten Bauarbeiter der Schmalspurbahn, gemeinsam mit der Besatzung des Panzerzuges und den Rotarmisten des Kavallerieregiments, daß wir der Stadt, trotz aller Hindernisse, am 1. Januar das Holz liefern werden. Mit Anspannung aller unserer Kräfte gehen wir an die Arbeit. Es lebe die Kommunistische Partei, die uns hierher beordert! Vorsitzender der Kundgebung: Kortschagin. Sekretär: Bersin."

Klavíček wurde in Solomenka mit militärischen Ehren begraben.

Das heißersehnte Holz war schon nahe, aber die letzten Arbeiten gingen quälend langsam voran; täglich legte der Typhus Dutzende der dringend notwendigen Hände lahm.

Schwach auf den Beinen, wie ein Betrunkener schwankend, kehrte Kortschagin zur Station zurück. Schon seit Tagen lief er mit hoher Temperatur umher. Heute jedoch spürte er das Fieber, das ihn schüttelte, stärker als sonst.

Der Bauchtyphus, der die Abteilung heimsuchte, hatte auch Pawel gepackt. Sein kräftiger Körper leistete jedoch Widerstand, und fünf Tage lang brachte er die Kraft auf, sich von dem mit Stroh bedeckten Betonboden zu erheben und gemeinsam mit den andern zur Arbeit zu gehen. Weder die Pelzjacke noch die Filzstiefel – ein Geschenk Fjodors –, die er über die schon erfrorenen Füße gezogen hatte, konnten ihm jetzt helfen.

Bei jedem Schritt spürte er ein schmerzhaftes Stechen in der Brust, seine Zähne schlugen aufeinander, ihm schwindelte, und die Bäume schienen sich im Reigen zu drehen.

Mit Mühe erreichte er die Station. Er staunte über den ungewöhnlichen Lärm und schaute auf: Ein langer Zug zog sich die Bahnstation entlang. Auf den offenen Wagen standen kleine Lokomotiven, Schienen und Schwellen lagen aufgestapelt – sie wurden von den mit dem Zuge eingetroffenen Leuten abgeladen.

Pawel machte noch einige Schritte, dann verlor er das Gleichgewicht. Er fühlte dumpf, wie sein Kopf auf den Boden aufschlug. Der Schnee kühlte lindernd die glühenden Wangen.

Man fand ihn erst nach einigen Stunden, trug ihn in die Baracke. Kortschagin atmete schwer und erkannte die ihn Umgebenden nicht. Der vom Panzerzug herbeigerufene Feldscher erklärte: „Kruppöse Lungenentzündung und Bauchtyphus. Temperatur 41,5. Dazu noch die entzündeten Gelenke und die Geschwüre am Hals. Das sind jedoch Lappalien, verglichen mit den ersten zwei Krankheiten, die völlig ausreichen, ihn ins Jenseits zu befördern."

Pankratow und der wieder eingetroffene Dubawa taten alles, um Pawel zu retten.

Ein Landsmann Kortschagins – Aljoscha Kochanski – wurde beauftragt, den Kranken in seine Heimatstadt zu schaffen.

Unter Choljawas Druck und mit Hilfe der gesamten Brigade Kortschagins gelang es Pankratow und Dubawa schließlich, den besinnungslosen Pawel und Aljoscha in einem vollgepfropften Eisenbahnwagen unterzubringen.

Aus Angst vor Flecktyphus wollte man sie nicht hereinlassen. Die Passagiere weigerten sich und drohten, den Typhuskranken unterwegs an die Luft zu setzen.

Choljawa fuchtelte mit der Pistole vor den Nasen derer, die sich der Unterbringung des Kranken widersetzten, und schrie:

„Der Junge hat keine ansteckende Krankheit! Er wird fahren, und wenn wir gezwungen sein sollten, euch alle rauszuschmeißen! Merkt euch das, egoistisches Gesindel. Sollte es jemand wagen, den Kranken auch nur anzurühren – ich werde die Tscheka an der ganzen Strecke darauf aufmerksam machen –, dann werdet ihr alle aus dem Zug geholt und kommt hinter Schloß und Riegel. Hier, Aljoscha, hast du Pawkas Pistole. Schieß nur los,

wenn sich jemand einfallen läßt, ihn anzufassen", fügte Choljawa hinzu, um den Passagieren einen Schreck einzujagen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Auf dem leer gewordenen Bahnsteig trat Pankratow an Dubawa heran.

„Was denkst du, wird er's überstehen?"

Er erhielt keine Antwort.

„Laß uns gehen, Dmitri. Wie's kommt, so kommt es eben. Jetzt tragen wir für alles die Verantwortung. Die Lokomotiven müssen noch heute nacht abgeladen werden. Morgen wollen wir versuchen sie zu heizen."

Währenddessen telefonierte Choljawa mit allen seinen Tschekafreunden auf der ganzen Strecke und bat sie eindringlich, nicht zuzulassen, daß der kranke Kortschagin von den Reisenden aus dem Zug gesetzt werde, und erst nachdem er das feste Versprechen erhalten hatte, daß sie dies nicht dulden würden, begab er sich zur Ruhe.

An dem nächsten Eisenbahnknotenpunkt wurde aus dem Zug die Leiche eines während der Reise verstorbenen unbekannten jungen Burschen auf den Bahnsteig geschleppt. Wer er gewesen war und woran er gestorben war, das wußte niemand. Die Eisenbahntschekisten liefen, der Bitte Choljawas eingedenk, zum Wagen, um das Ausladen zu verhindern. Nachdem sie sich jedoch überzeugt hatten, daß der Junge tot war, ließen sie ihn in die Leichenkammer des Lazaretts schaffen.

Darauf riefen sie sogleich Choljawa an und teilten ihm den Tod seines Freundes mit, um dessen Leben er so besorgt gewesen war.

Ein kurzes Telegramm aus Bojarka informierte das Gouvernementskomitee vom Tode Kortschagins.

Indessen lieferte Aljoscha Kochanski den Schwerkranken bei seiner Mutter ab und legte sich selbst mit heftigem Typhus nieder.

9. Januar

Warum ist mir nur so schwer ums Herz? Bevor ich mich niedersetzte, habe ich geweint. Wer hätte je gedacht, daß auch die Rita schluchzen kann, und noch dazu so herzzerreißend? Weint man denn immer nur aus Schwäche? Ein brennender Schmerz ist heute die Ursache. Warum mußte nur dieser Kummer kommen? Und warum ausgerechnet heute, am Tag unseres großen Sieges, wo die Schrecken der Kälte überwunden, wo auf den Eisenbahnstationen Riesenmengen kostbaren Heizmaterials auf Verladung warten, wo ich eben erst bei der Siegesfeier im Plenum des Stadtsowjets anwesend war, auf der die Erbauer der Bahnstrecke als Helden gefeiert wurden? Ja, das ist ein Sieg, aber zwei haben ihn mit ihrem Leben bezahlt, Klavíček und Kortschagin.

Pawels Tod hat mir die Wahrheit offenbart: Er war mir teurer, als ich je gedacht habe.

Damit breche ich meine Aufzeichnungen ab. Ich weiß nicht, ob ich sie jemals wiederaufnehmen werde. Morgen schreibe ich nach Charkow, daß ich einverstanden bin, im Zentralkomitee des Ukrainischen Jugendverbandes zu arbeiten.

DRITTES KAPITEL

Die Jugend trug den Sieg davon. Kortschagin hatte den Typhus überwunden. Zum viertenmal hatte er an der Schwelle des Todes gestanden und war wieder zum Leben zurückgekehrt. Erst nach einem Monat erhob er sich von seinem Lager, noch unsicher auf den Beinen, mager und bleich, und versuchte, sich an den Wänden haltend, durchs Zimmer zu gehen. Von der Mutter gestützt, erreichte er das Fenster und schaute lange auf die Straße hinaus. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich in den Schneepfützen. Draußen war Tauwetter, der Frühling kündete sich an.

Dicht vor dem Fenster, auf den Zweigen eines Kirschbaums, schaukelte ein graubäuchiger Spatz und schielte hie und da mit unruhigen schelmischen Augen zu Pawel herüber.

„Nun haben wir also beide den Winter überlebt", sagte Pawel leise und trommelte gegen die Scheibe.

Erschrocken blickte ihn die Mutter an.

„Mit wem unterhältst du dich denn?"

„Mit dem Spatz dort... Nun ist er weggeflogen, der Spitzbube...", antwortete Pawel mit einem schwachen Lächeln.

Es war ein schöner Frühling geworden. Kortschagin begann an seine Rückkehr in die Stadt zu denken. Er fühlte sich wieder so weit bei Kräften, daß er schon ganz sicher gehen konnte. Und doch schien in seinem Organismus irgend etwas nicht zu stimmen. Als er einmal im Garten spazierenging, streckte ihn ein jäher stechender Schmerz im Rückgrat zu Boden. Mühsam schleppte er sich ins Zimmer. Am nächsten Tag wurde er aufmerksam vom Arzt untersucht. Der entdeckte, als er ihm das Rückgrat abtastete, eine ausgeprägte Vertiefung in einem Wirbel und fragte verwundert:

„Woher haben Sie denn das?"

„Das stammt von einem Pflasterstein, Doktor. Bei Rowno ist hinter mir mitten auf der Chaussee ein dreizölliges Geschoß krepiert..."

„Aber wie konnten Sie denn die ganze Zeit damit herumgehen? Haben Sie denn keine Beschwerden gehabt?"

„Nein. Etwa zwei Stunden habe ich damals gelegen, und dann ging's weiter, zu Pferd. Jetzt spüre ich zum ersten Male etwas."

Der Arzt untersuchte stirnrunzelnd die Vertiefung.

„Das ist aber eine recht unangenehme Geschichte, mein Lieber. Die Wirbelsäule hat solche Erschütterungen nicht gern. Hoffen wir, daß sie sich in Zukunft nicht bemerkbar machen wird. Ziehen Sie sich an, Genosse Kortschagin."

Mit schlecht verhehlter Besorgnis blickte er seinen Patienten an.

Artjom wohnte bei der Familie seiner jungen, unscheinbaren Ehefrau Stjoscha. Es waren verarmte Bauern. Pawel stattete Artjom einmal einen Besuch ab. Ein kleiner verdreckter, schieläugiger Bub lief auf dem winzigen schmutzigen Hof umher. Als er Pawel gewahrte, glotzte er ihn mit seinen frechen Äuglein an, bohrte eifrig mit dem Finger in der Nase und fragte:

„Was suchst du denn hier? Bist wohl stehlen gekommen? Mach lieber, daß du wegkommst, denn mit unserer Mutter ist nicht zu spaßen!"

In dem alten niedrigen Bauernhaus wurde ein Fensterchen geöffnet, und Artjom rief: „Komm nur herein, Pawluscha!"

Am Ofen stand eine Alte mit pergamentgelbem Gesicht und hantierte mit einer Topfgabel. Flüchtig streifte ihr mißmutiger Blick Pawel, und nachdem sie den Gast an sich vorbeigelassen hatte, klapperte sie wiederum mit ihrem gußeisernen Kochgeschirr.

Zwei halbwüchsige Mädchen mit kurzen Zöpfen kletterten bei Pawels Eintreten rasch auf den breiten russischen Ofen und guckten mit der Neugier kleiner Wilder von dort herab.

Artjom saß ein wenig verlegen am Tisch. Seine Heirat war weder von seiner Mutter noch vom Bruder gebilligt worden. Artjom, der doch selbst aus proletarischem Haus stammte, hatte plötzlich aus unbekannten Gründen seine drei Jahre währende Freundschaft mit der schönen Konfektionsarbeiterin Galja, der Tochter eines Steinmetzen, abgebrochen und war zu der unscheinbaren Stjoscha gezogen. Nun wohnte er im Haus seiner Schwie-

germutter, mit noch fünf hungrigen Mäulern und ohne Arbeitskräfte. Nach Beendigung seiner Arbeit im Depot rackerte er sich noch tüchtig auf dem Feld ab, um die heruntergekommene Wirtschaft wieder hochzubringen.

Artjom wußte sehr gut, daß Pawel seinen Übergang „ins kleinbürgerliche Milieu" – wie er es nannte – nicht billigte, und jetzt beobachtete er, wie der Bruder alles, was er hier sah, aufnahm.

Sie saßen eine Weile beieinander, tauschten nichtssagende Worte aus, wie man das gewöhnlich bei Besuchen zu tun pflegt, und Pawel schickte sich schon wieder an zu gehen. Artjom hielt ihn zurück.

„Warte doch, wirst mit uns zu Mittag essen. Gleich bringt Stjoscha frische Milch. Also morgen willst du fahren? Bist doch eigentlich noch zu schwach, Pawel."

Stjoscha kam herein, begrüßte Pawel und rief Artjom auf die Tenne hinaus, damit er ihr etwas tragen helfe. Pawel blieb mit der wortkargen Alten allein zurück. Durchs Fenster vernahm man den Klang der Kirchenglocke. Die Alte legte die Topfgabel zur Seite und murmelte unzufrieden vor sich hin:

„Ach, Herr Jesus, bei dieser Teufelsarbeit kommt man nicht einmal zum Beten!" Sie warf dem Besucher einen scheelen Blick zu, löste das um den Hals geknüpfte Tuch und trat in eine Ecke, die mit vergilbten, traurig dreinschauenden Heiligenbildern vollgestellt war. Sie legte drei ihrer knochigen Finger zusammen und bekreuzigte sich.

„Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name", flüsterten ihre welken Lippen.

Das Bübchen im Hof nahm einen Anlauf und sprang auf den Rücken eines langohrigen schwarzen Schweins. Mit den Fersen seiner nackten Füße trat er dem Tier in die Weichen, hielt sich mit beiden Händen an den Borsten fest und schrie auf das herumrennende und grunzende Schwein ein:

„Hott, hott, lauf zu! Brr, halt still!"

Das Schwein jagte mit dem Buben auf dem Rücken im Hof herum und versuchte ihn abzuschütteln, aber der schieläugige Wildfang hatte sich festgeklammert.

Die Alte unterbrach ihr Gebet und steckte den Kopf zum Fenster hinaus.

„Ich werde dir das Reiten schon austreiben, verfluchter Bengel du! Mach, daß du vom Schwein runterkommst! Hol dich der Teufel! Der Erdboden soll dich verschlingen, verrückter Lauser du!"



Schließlich gelang es dem Schwein, seinen Reiter abzuwerfen, und die Alte wandte sich befriedigt wieder den Heiligenbildern zu. Sie setzte eine fromme Miene auf und betete weiter:

„Dein Reich komme..."

In der Tür tauchte das verheulte Bübchen auf. Es wischte sich die blutende Nase mit dem Ärmel, wimmerte und schluchzte vor Schmerz und bettelte:

„Ma-a-ma, gib mir 'nen Pfannkuchen..."

Die Alte wandte sich böse nach ihm um.

„Nicht einmal beten läßt er einen, dieser schieläugige Satan. Ich werde dir gleich etwas zu essen geben, du Halunke..." Sie griff nach einer auf der Bank liegenden Peitsche. Der Kleine verschwand im Nu. Die Mädchen kicherten leise.

Die Alte machte sich zum drittenmal ans Gebet.

Pawel erhob sich und ging, ohne auf den Bruder zu warten. Während er die Pforte hinter sich schloß, sah er am letzten Fenster den Kopf der Alten. Sie verfolgte ihn mit den Augen.

Wie, zum Teufel, ist Artjom hier hineingeraten? Jetzt wird er bis zu seinem Tode in diesem Jammer stecken. Stjoscha wird natürlich jedes Jahr ein Kind gebären. Er wird sich hier vergraben wie ein Käfer im Mist. Schließlich wird er noch gar das Depot verlassen, dachte Pawel traurig, als er durch die einsamen Straßen des Städtchens schritt... Und ich habe noch geglaubt, daß man ihn zur politischen Arbeit heranziehen könnte.

Pawel freute sich, daß er am nächsten Tag wieder in die große Stadt fahren würde, in der er seine Freunde, die ihm so teuren Menschen, zurückgelassen hatte. Die Großstadt zog ihn an durch ihre unwiderstehliche Kraft, ihr pulsierendes Leben, durch die Geschäftigkeit des unaufhaltsam dahinziehenden Menschenstroms, das Gerassel der Straßenbahnen und das Getöse der Autohupen. Vor allem aber sehnte er sich nach den riesigen Steingebäuden, nach den verrußten Werkstätten seines Betriebes, den Maschinen und dem leisen Surren der Riemen. Es zog ihn dorthin, wo sich die riesigen Räder ungestüm drehten, wo es nach Maschinenöl roch, zu all dem, was ihm ans Herz gewachsen war. Hier jedoch, in dem stillen Städtchen, ergriff Pawel, während er durch die leeren Straßen streifte, eine seltsame Niedergeschlagenheit. Er war nicht besonders verwundert, daß ihm dieses Städtchen fremd und langweilig geworden war. Er empfand es sogar als unangenehm, tagsüber spazierenzugehen. Wenn er so an den geschwätzigen, vor ihren Haustüren hockenden Klatschbasen vorüberging, vernahm Pawel ihr aufgeregtes Geflüster:

„Schaut nur, wo kommt denn dieses Schreckgespenst her?"

„Der hat, scheint's, die Schwindsucht!"

„Eine feine Pelzjacke, nicht? Ist todsicher gestohlen..."

Und dann kam noch vieles andere, was ihn anwiderte.

Schon seit langem hatte er sich von hier völlig losgelöst.

Die Großstadt mit den energischen und lebensfreudigen Genossen und der brausenden Tätigkeit war ihm näher und vertrauter geworden.

Unmerklich hatte sich Kortschagin dem Fichtenwäldchen genähert und blieb am Kreuzweg stehen. Rechts lag das vom Wald durch einen hohen spitzen Zaun abgegrenzte alte graue Gefängnis, dahinter das weiße Gebäude des Krankenhauses.

Hier, auf diesem Platz, hatte man Walja und ihre Genossen erhängt. Schweigend weilte er an der Stelle, auf der der Galgen gestanden hatte. Dann ging er den steilen Abhang hinunter und gelangte zu den Gräbern der Kameraden.

Unbekannte sorgsame Hände hatten die Gräberreihe mit Tannenkränzen geschmückt und den kleinen Friedhof mit einer grünen Hecke umgeben. Auf dem Hügel ragten schlanke Fichten empor. Wie grüne Seide bedeckte zartes Gras die Hänge der Schlucht.

Hier endete schon das Städtchen. Es war still und traurig ringsum. Leise rauschten die Bäume, und die Frühlingsdüfte der zu neuem Leben erwachten Erde erfüllten die Luft. Hier hatten die tapferen Kameraden ihr Leben gelassen, damit das Leben derer schöner werde, die in Elend und Armut geboren wurden und für die allein die Geburt schon den Anfang der Sklaverei bedeutete.

Pawels Hand zog langsam die Mütze vom Kopf, und Trauer, tiefe Trauer erfüllte sein Herz.

Das Wertvollste, was der Mensch besitzt, ist das Leben. Es wird ihm nur einmal gegeben, und er muß es so nützen, daß ihn später sinnlos vertane Jahre nicht qualvoll gereuen, die Schande einer unwürdigen, nichtigen Vergangenheit ihn nicht bedrückt und daß er sterbend sagen kann: Mein ganzes Leben, meine ganze Kraft habe ich dem Herrlichsten auf der Welt – dem Kampf für die Befreiung der Menschheit – geweiht. Und er muß sich beeilen zu leben. Denn eine dumme Krankheit oder irgendein tragischer Zufall kann dem Leben jäh ein Ende setzen.

Von diesen Gedanken bewegt, verließ Kortschagin den Friedhof.

Zu Hause packte die Mutter traurig die Sachen des Sohnes. Pawel, der sie beobachtete, sah, wie sie nur mühsam die Tränen verbarg.

„Vielleicht bleibst du doch hier, Pawluscha? Es ist mir bitter, im Alter allein zu sein. So viele Kinder habe ich zur Welt gebracht, und kaum wachsen sie heran, so laufen sie davon. Was zieht dich denn so nach der Stadt?

Auch hier läßt sich's leben. Oder hast du dir vielleicht auch so eine kurzhaarige Wachtel ausersehen? Mir, der Alten, erzählt ja doch niemand was. Artjom hat sich verheiratet, ohne mir auch nur ein Wort zu sagen, und von dir ist schon überhaupt nicht zu reden. Man bekommt euch nur zu sehen, wenn ihr kaum noch kriechen könnt", sagte die Mutter leise, während sie die spärlichen Habseligkeiten des Sohnes in eine saubere Tasche packte.

Pawel nahm sie an den Schultern und zog sie an sich.

„Nein, Mamachen, von einer Wachtel ist nicht die Rede. Weißt du denn nicht, Altchen, daß sich die Vögel ein Weibchen ihrer Art suchen? Bin ich denn etwa deiner Meinung nach ein Wachtelhahn?"

Die Mutter mußte lächeln.

„Ich habe mir fest vorgenommen, Mamachen, so lange kein Mädchen zu küssen, bis nicht in der ganzen Welt die Bourgeois ausgerottet sind. Du glaubst, daß man da lange warten muß? Nein, Mamachen, lange werden sich die Bourgeois nicht mehr halten können ... Bald wird es nur eine einzige Republik für die ganze Menschheit geben, und euch alte Leute, die ihr euer Leben lang viel geschuftet habt – euch schicken wir nach Italien. Das ist so ein warmes Land, direkt am Meer; Winter gibt es da überhaupt nicht. Wir quartieren euch dort in die Paläste der Bourgeois ein, und ihr könnt eure alten Knochen in der Sonne wärmen. Wir aber werden nach Amerika fahren, um dort mit den Bourgeois ein Ende zu machen."

„Ich werde es wohl kaum erleben, mein Söhnchen, daß deine Märchen Wirklichkeit werden ... Genauso ein Springinsfeld wie du war auch dein Großvater. Ein Seemann war er. Ein wahrhaftiger Räuber, Gott steh mir bei. Er hat am Sewastopoler Krieg teilgenommen und es dort so weit gebracht, daß er mit einem Arm und einem Bein nach Hause zurückkehrte. Zwei Kreuze haben sie ihm an die Brust gehängt und zwei silberne Halbrubelstücke an Bändchen. Gestorben ist er aber in fürchterlicher Armut. Eigensinnig war er, hatte irgendeinem von der Obrigkeit mit der Krücke eins über den Schädel gehauen und hat fast ein Jahr dafür im Gefängnis gesessen. Eingesperrt haben sie ihn, auch die Kreuze halfen nichts. Wenn ich dich so anschaue, scheint es mir, als wärst du ganz nach deinem Großvater geraten."

„Warum machen wir uns den Abschied so schwer, Mamachen? Gib mir mal die Ziehharmonika. Ich habe sie lange nicht in den Händen gehabt."

Er beugte den Kopf über die Perlmuttreihen der Tasten.

Die Mutter staunte, wie neuartig sein Spiel war. Er spielte anders als früher. In seiner Musik klang jetzt nicht mehr die unbändige Verwegenheit, jenes tolle Jauchzen voller Ausgelassenheit, jener trunkene Übermut, die den jungen Harmonikaspieler Pawka im ganzen Städtchen berühmt gemacht hatten. Seine Musik klang melodisch, war jedoch, ohne ihre Kraft eingebüßt zu haben, ernster und tiefgründiger geworden.

Zum Bahnhof ging er allein.

Die Mutter hatte er überredet, daheim zu bleiben. Er wollte keine Tränen beim Abschiednehmen.

Gewaltsam drängte sich alles in den Zug. Pawel erwischte ganz oben eine freie Bank und beobachtete von dort aus die schreienden und aufgeregten Menschen in den Gängen.

Genauso wie früher wurden auch jetzt Säcke hereingeschleppt und unter die Bänke geschoben.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, beruhigten sich alle und machten sich, wie immer auf Eisenbahnfahrten, gierig übers Essen her.

Pawel schlief bald ein.

Das erste Haus, das er aufsuchen wollte, befand sich im Zentrum der Stadt, auf dem Krestschatik. Langsam stieg er die Stufen der Bahnüberführung hinan. Ringsum war alles vertraut, nichts hatte sich verändert. Er überschritt die Brücke, und seine Hand streifte über das glatte Geländer. Er gelangte zu den Stufen, die hinabführten, und blieb stehen – auf der Brücke war keine Menschenseele.

Die Nacht bot dem bezauberten Auge einen großartigen Anblick. Wie schwarzer Samt bedeckte die Finsternis den Horizont, und hoch oben in unerreichbarer Ferne funkelten phosphorartig unzählige Sterne. Und unten, wo die unbestimmbare Grenze der Erde mit dem Horizont zusammenfloß, streute die Stadt Millionen Lichter in die Dunkelheit ...

Kortschagin entgegen kamen einige Gestalten die Treppe herauf. Die schroffen Stimmen der hitzig streitenden Menschen verscheuchten die nächtliche Stille; Pawel riß seinen Blick von den Lichtern der Stadt los und begann die Stufen hinabzusteigen.

Auf dem Krestschatik, im Büro der Sonderabteilung des Militärbezirks, wurde Kortschagin vom diensthabenden Kommandanten mitgeteilt, daß Shuchrai schon längst aus der Stadt weg sei.

Der Kommandant forschte Pawel ziemlich lange aus, und erst nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß dieser mit Shuchrai persönlich bekannt war, erzählte er ihm, daß Fjodor bereits vor zwei Monaten nach Taschkent, an die turkestanische Front, kommandiert worden sei. Kortschagins Enttäuschung war so groß, daß er sich nicht einmal nach den Einzelheiten erkundigte. Schweigend kehrte er um und verließ das Gebäude. Von plötzlicher Müdigkeit überwältigt, ließ er sich auf den Stufen der Freitreppe nieder.

Eine Straßenbahn fuhr vorüber und erfüllte die Straße mit ihrem Gerassel. Auf dem Gehsteig bewegte sich ein endloser Menschenstrom. Die Stadt war belebt – hie und da glückliches Frauenlachen, einzelne Wortfetzen eines männlichen Basses, die Tenorstimme eines Jünglings oder die heisere, krächzende Stimme eines Greises. Die Schritte waren immer eilig. Hell erleuchtete Straßenbahnen eilten vorüber, Scheinwerfer der Autos flammten auf, hell glühten die Lämpchen an dem Reklameplakat des benachbarten Kinos. Und überall waren Menschen, die die Straße mit unablässigem Stimmengewirr erfüllten. So sah der Abend einer Großstadt aus.

Der Lärm und der lebendige Atem der Hauptstraße ließen Kortschagin allmählich den Schmerz vergessen, den die Nachricht von Fjodors Abreise hervorgerufen hatte. Wohin sollte er sich aber jetzt wenden? Nach Solomenka zu gehen, wo seine Freunde wohnten, war zu weit. Wie von selbst kam ihm das Haus an der nahen Kruglo-Universitätskaja-Straße in Erinnerung. Natürlich wird er sich jetzt dorthin wenden. Außer Fjodor war ihm ja Rita der nächste Mensch, den er wiedersehen wollte. Dort, bei Akim, würde er auch übernachten können.

Schon von weitem sah er Licht in dem bekannten Eckfenster oben. Mit Mühe bezwang er seine Aufregung und öffnete die eichene Haustür. Auf dem Treppenabsatz blieb er einige Sekunden stehen. Hinter der Tür von Ritas Zimmer waren einige Stimmen zu hören, jemand spielte auf einer Gitarre.

Aha, sogar Gitarrespielen ist jetzt erlaubt? Die Lebensordnung ist also nicht mehr so streng, dachte Pawel.

Er klopfte leicht mit der Faust an die Tür. Um seiner Erregung Herr zu werden, biß er sich auf die Lippen.

Die Tür wurde von einer unbekannten jungen Frau mit Löckchen geöffnet. Sie schaute Kortschagin fragend an.

„Sie wünschen?"

Die Tür war offengeblieben, und ein flüchtiger Blick auf die fremde Einrichtung ließ ihn die Antwort ahnen.

„Kann ich Genossin Ustinowitsch sprechen?"

„Sie wohnt nicht mehr hier. Sie ist schon im Januar nach Charkow abgereist und von dort, wie man erzählt, nach Moskau."

„Und wohnt Genosse Akim noch hier, oder ist auch er abgereist?"

„Genosse Akim ist auch nicht mehr da. Er ist jetzt Sekretär des Gouvernements-Jugendkomitees von Odessa."

Pawel blieb nichts anderes übrig als umzukehren. Seine Freude über die Rückkehr in die Stadt erlosch allmählich.

Jetzt war es höchste Zeit, ernstlich an eine Unterkunft zu denken.

„So aufs Geratewohl die Freunde abzuklappern hat keinen Zweck, dabei läuft man sich nur die Hacken ab und trifft doch niemanden an", brummte Kortschagin mürrisch, gegen die Erbitterung ankämpfend. Schließlich entschloß er sich doch, noch einmal sein Glück zu versuchen und zu Pankratow zu gehen. Der Hafenarbeiter wohnte in der Nähe der Schiffsanlegestelle. Zu ihm war es näher als nach Solomenka.

Müde und zerschlagen erreichte er schließlich Pankratows Wohnung, und während er an die einst mit Ocker angestrichene Tür klopfte, dachte er bei sich: Wenn auch der nicht zu Hause ist, werde ich nicht mehr umherrennen. Ich lege mich einfach unter ein Boot und übernachte so.

Die Tür wurde von einer alten Frau in einem schlichten, unterm Kinn zusammengebundenen Kopftuch geöffnet. Es war Pankratows Mutter.

„Ist Ignat zu Hause, Mütterchen?"

„Eben ist er gekommen. Wollen Sie zu ihm?"

Sie hatte Pawel nicht erkannt, wandte sich ab und rief:

„Ignat, da ist jemand, der zu dir will!"

Pawel folgte ihr ins Zimmer und legte seine Reisetasche auf den Boden. Pankratow kaute zu Ende und drehte sich vom Tisch aus nach ihm um.

„Wenn du zu mir gekommen bist, dann setz dich her und erzähle. Ich will inzwischen meine Suppe verdrücken. Seit dem Morgen habe ich nur Wasser in den Bauch gekriegt!" Und Pankratow griff nach einem riesigen Holzlöffel.

Pawel ließ sich etwas abseits auf einen alten, kaputten Stuhl nieder, nahm die Mütze ab und wischte sich mit ihr nach alter Gewohnheit den Schweiß von der Stirn. Hab' ich mich denn wirklich so verändert, daß mich sogar Ignat nicht mehr erkennt? ging es ihm durch den Sinn.

Pankratow führte ein paar Löffel Suppe zum Mund. Als er jedoch von dem Gast keine Antwort bekam, schaute er sich um. „Na, schieß los, was willst du denn?"

Pankratows Hand blieb mit einem Stück Brot auf halbem Wege zum Mund in der Luft hängen. Er blinzelte ganz verwirrt.

„He... Warte mal... Teufel noch mal! Was soll denn das bedeuten?"

Als Kortschagin sein vor Aufregung rot gewordenes Gesicht sah, konnte er es nicht mehr aushalten und prustete los.

„Pawka! Wir haben dich doch alle längst tot geglaubt! – Aber halt mal! Wie heißt du denn?"

Auf Pankratows Geschrei kamen die ältere Schwester und die Mutter aus dem Nebenzimmer gelaufen. Alle drei überzeugten sich schließlich, daß es wirklich Kortschagin war, der vor ihnen stand.

Im Hause lag schon längst alles in tiefstem Schlaf, und Pankratow erzählte noch immer von den Ereignissen, die sich während der letzten vier Monate abgespielt hatten.

„Sharki und Dubawa sind bereits im Winter nach Charkow abgereist. Und nicht so einfach abgereist sind sie, diese Teufelskerle, sondern auf die Kommunistische Universität. Sie wurden in den Vorbereitungskursus aufgenommen. Wir wollten – an die fünfzehn Mann – dorthin fahren. In der Hitze des Gefechts habe auch ich ein Aufnahmegesuch geschrieben. Man muß mal, denke ich, das Gehirn 'n bißchen verdichten, denn es ist zu dünnflüssig. Aber, verstehst du, in der Kommission haben sie mich reingelegt."

Pankratow schnaubte gekränkt, dann fuhr er fort:

„Zuerst ging meine Sache wie geschmiert. Alles stimmte bei mir: Ein Parteibuch habe ich, bin auch lange genug Mitglied des Jugendverbandes, an meiner sozialen Lage und Herkunft kann keiner was aussetzen. Aber als es zur Prüfung des politischen Wissens kam, gab's plötzlich Unannehmlichkeiten.

Ich bin da mit einem Genossen von der Kommission in Streit geraten. Der stellte mir folgende Frage: ‚Sagen Sie, Genosse Pankratow, welche Kenntnisse haben Sie in Philosophie?' Aber das war's eben, daß ich davon nicht die geringste Ahnung hatte. Ich entsann mich aber sogleich, daß bei uns mal so ein vagabundierender Gymnasiast als Hafenarbeiter angestellt war. Lastträger war der aus purer Wichtigtuerei geworden. Der hatte uns einmal erzählt, daß es in Griechenland, der Teufel weiß wann, solche Gelehrte gegeben hatte, die sich einbildeten, daß sie alles wüßten. Die nannte

man Philosophen. Einer von diesen Typen – ich habe seinen Namen vergessen, Idogenes, glaube ich, hieß er – hauste sein ganzes Leben lang in einer Tonne, und so weiter... Als größter Spezialist galt bei ihnen derjenige, der vierzigmal nachwies, daß weiß schwarz und schwarz weiß sei. Kurz und gut – sie waren alle Schwindler. Nun also, ich erinnerte mich daran, was uns der Gymnasiast erzählt hatte, und dachte: So, der will mich jetzt an der Nase herumführen, dieses Kommissionsmitglied. Und der schaut mich auch verschmitzt von der Seite an. Da habe ich denn losgelegt. ‚Philosophie', sagte ich, ‚das ist einfach leeres Geschwätz und Spiegelfechterei. Ich, Genossen, habe gar keine Lust, mich mit solchem Quatsch abzugeben. Die Parteigeschichte, die studiere ich von ganzem Herzen gern.' Da nahmen sie mich gleich ins Gebet, wollten wissen, woher ich denn solche Vorstellungen über die Philosophie hätte. Da habe ich dann noch einiges von dem hinzugefügt, was uns der Gymnasiast erzählt hatte. Die ganze Kommission brach in schallendes Gelächter aus. Da bekam ich aber die Wut. ‚Was', sagte ich, ‚ihr wollt mich wohl zum Narren halten?', nahm meine Mütze und ging.

Später begegnete mir dieses Kommissionsmitglied im Gouvernementskomitee und unterhielt sich fast drei Stunden lang mit mir. Dabei stellte sich heraus, daß der Gymnasiast alles wie Kraut und Rüben durcheinandergebracht hatte und daß die Philosophie wirklich eine große und ernste Sache ist.

Nun siehst du, Dubawa und Sharki, die kamen durch. Dmitri, der hat in der Schule ordentlich was gelernt, aber Sharki – der weiß auch nicht viel mehr als ich. Wahrscheinlich hat ihm sein Orden dabei geholfen. Kurz und gut, ich hatte das Nachsehen. Man hat mich dann mit der Verwaltung der Dampferanlegestelle betraut. Ich vertrete den Leiter des Frachthafens. Früher hatte ich mit den verschiedenen Chefs wegen der Jugendlichen häufig Differenzen, und jetzt muß ich selbst die Wirtschaft leiten. Manchmal ist es auch so: Jemand erweist sich als Faulpelz oder als unverbesserlicher Dummerjan, und dann nehme ich ihn mir tüchtig vor, sowohl als Betriebsleiter wie als Jugendsekretär. Der wird mir schon kein X für ein U mehr vormachen. Aber von mir später. Was für Neuigkeiten habe ich dir denn noch nicht erzählt? Über Akim weißt du Bescheid. Von den Genossen aus dem Bezirkskomitee ist nur noch Tufta auf dem alten Platz. Tokarew macht den Sekretär des Bezirks-Parteikomitees in Solomenka, und Okunew aus deiner Kommune steckt dort im Bezirks-Jugendkomitee. Die politische

Aufklärung leitet Talja. In den Werkstätten ist Zwetajew dein Nachfolger geworden. Ich kenne ihn nur wenig, ab und zu sehen wir uns im Gouvernementskomitee, er ist anscheinend kein dummer Kerl, aber voller Eigenliebe. Wenn du dich noch an Anna Borchardt erinnerst, auch sie ist in Solomenka, sie ist Leiterin der Frauenabteilung im Bezirks-Parteikomitee. Von den anderen habe ich dir schon erzählt. Ja, Pawluscha, viele Leute hat die Partei zum Lernen geschickt. In der Gouvernementsparteischule hockt jetzt das gesamte Aktiv über den Büchern. Man hat versprochen, das nächste Jahr auch mich dorthin zu schicken."

Es war lange nach Mitternacht, als sie einschliefen. Als Kortschagin am Morgen erwachte, war Ignat schon zur Anlegestelle gegangen. Dussja, seine Schwester, ein kräftiges Mädchen, das dem Bruder sehr ähnlich sah, bewirtete den Gast mit Frühstück und plauderte mit ihm fröhlich über allerlei Kleinigkeiten. Pankratows Vater, ein Schiffsmaschinist, war auf Fahrt.

Als sich Kortschagin zu gehen anschickte, erinnerte ihn Dussja:

„Vergessen Sie nicht, daß wir Sie zum Mittagessen erwarten."

Im Gouvernementskomitee herrschte wie immer reges Leben. Ununterbrochen ging die Tür auf und zu. Die Korridore und Zimmer waren voller Menschen. Hinter der Tür der Geschäftsleitung hörte man das gedämpfte Klappern der Schreibmaschinen. Pawel blieb eine Zeitlang im Gang stehen. Er sah sich lange um, ob ihm kein Bekannter begegnete, da er jedoch niemanden erblickte, trat er ins Zimmer des Sekretärs. Hinter dem großen Schreibtisch saß in einer blauen Russenbluse der Sekretär des Gouvernementskomitees. Er begrüßte Kortschagin mit einem kurzen Kopfnicken und fuhr, ohne aufzublicken, im Schreiben fort.

Pawel setzte sich ihm gegenüber und betrachtete den Nachfolger Akims aufmerksam.

„In welcher Angelegenheit kommen Sie?" fragte der Sekretär, nachdem er hinter die letzte Zeile des vollgeschriebenen Blattes einen Punkt gesetzt hatte.

Pawel erzählte ihm seine Geschichte.

„Ihr müßt mich wieder auferstehen lassen, Genosse, in die Mitgliederliste der Organisation eintragen und in die Werkstätten schicken. Gib bitte eine solche Anweisung."

Der Sekretär lehnte sich im Sessel zurück. Dann erwiderte er zögernd:



„Deine Mitgliedschaft werden wir natürlich wiederherstellen, das ist gar keine Frage. Jedoch dich in die Werkstätten schicken, ist nicht ganz so einfach, dort arbeitet bereits Zwetajew, ein Mitglied des neuen Gouvernementskomitees. Wir werden dich für eine andere Arbeit verwenden."

Kortschagins Blick verdüsterte sich.

„Ich will nicht deshalb in die Werkstätten, um Zwetajew bei seiner Arbeit zu stören. Ich will dorthin, um in meinem Fach zu arbeiten, und nicht als Sekretär des Kollektivs, und da ich mich gesundheitlich noch ziemlich schwach fühle, bitte ich, mir keine andere Arbeit zu geben."

Der Sekretär willigte ein und schrieb einige Worte auf einen Zettel.

„Übergeben Sie das dem Genossen Tufta. Er wird schon alles regeln."

In der Personalabteilung war Tufta gerade damit beschäftigt, seinen Gehilfen, den Kartothekführer, abzukanzeln.

Pawel hörte sich das Gezänk eine halbe Minute lang an, als er jedoch sah, daß sich die Sache in die Länge zog, unterbrach er den außer sich geratenen Personalleiter.

„Kannst etwas später die Schimpferei zu Ende führen, Tufta. Hier hast du einen Zettel, wollen mal meine Papiere in Ordnung bringen!"

Tufta schaute bald auf den Zettel, bald auf Kortschagin. Endlich kapierte er.

„Ach so! Du bist also nicht gestorben? Was soll man aber jetzt machen? Du bist ja aus der Mitgliederliste gestrichen! Ich selbst habe deine Karteikarte ans Zentralkomitee geschickt. Außerdem bist du ja auch nicht von der Unionsvolkszählung erfaßt worden, und nach dem Rundschreiben des Zentralkomitees sind alle, die nicht erfaßt worden sind, ausgeschlossen. Dir bleibt also nichts anderes übrig, als von neuem dem Jugendverband beizutreten", erklärte Tufta in einem Ton, der keinen Einspruch zuließ.

Kortschagin runzelte die Stirn.

„Du bist also immer noch der alte! Ein junger Kerl, aber schlimmer als eine alte Ratte aus dem Gouvernementsarchiv. Wann endlich wird mal ein Mensch aus dir werden, Tufta?"

Tufta sprang, wie von der Tarantel gestochen, auf.

„Lies mir hier gefälligst nicht die Leviten. Meine Arbeit verantworte ich selbst. Rundschreiben werden nicht geschrieben, damit man sie mißachtet. Und wegen der ‚Ratte' werde ich dich noch zur Verantwortung ziehen lassen." Die letzten Worte brachte Tufta drohend hervor. Demonstrativ zog er einen Haufen ungelesener Briefe zu sich heran und gab durch sein ganzes Verhalten zu verstehen, daß das Gespräch beendet sei.

Langsam wandte sich Pawel zur Tür. Dann fiel ihm jedoch etwas ein, er kehrte zum Tisch zurück und nahm den vor Tufta liegenden Zettel des Sekretärs wieder an sich.

Der Personalleiter beobachtete Pawel. Dieser junge Tufta mit den großen spitzen Ohren war greisenhaft, böse und zanksüchtig, unsympathisch und lächerlich zugleich.

„Schön", sagte Kortschagin mit spöttischer Ruhe. „Man kann mich natürlich der ‚Desorganisierung der Statistik' beschuldigen, aber sag mir, wie du das ausknobeln willst, gegen diejenigen Mitglieder disziplinarisch vorzugehen, die es wagen zu sterben, ohne dir vorher ein entsprechendes Gesuch einzureichen? So was steht doch jedem frei. Er kann erkranken, er kann auch sterben, aber ein Rundschreiben ist für solche Fälle wahrscheinlich nicht vorgesehen."

„Hahaha!" platzte Tuftas Gehilfe vergnügt heraus. Er hatte es nicht mehr ausgehalten, den Neutralen zu spielen.

Die Spitze des Bleistifts in Tuftas Hand brach ab. Er schmiß ihn hin, konnte aber seinem Gegner nicht mehr antworten. Ein ganzes Rudel lachender und sich laut unterhaltender junger Leute drang ins Zimmer. Unter ihnen war auch Okunew. Das freudige Staunen und das Ausfragen nahm kein Ende. Nach einigen Minuten kam noch eine Gruppe Jugendlicher herein, unter ihnen auch Olga Jurenewa. Lange drückte sie Pawel sprachlos und freudig bewegt die Hand.

Er mußte noch einmal alles von Anfang an erzählen. Die aufrichtige Freude der Genossen, ihre unverfälschte Freundschaft und ihr Mitgefühl, ihr kräftiger Händedruck und ihr freundschaftliches, etwas derbes Klopfen auf die Schulter ließ ihn Tufta vergessen.

Am Schluß berichtete Pawel den Genossen von seiner Unterredung mit Tufta. Ringsum wurden Ausrufe der Empörung laut. Olga maß Tufta mit vernichtendem Blick und begab sich ins Zimmer des Sekretärs.

„Laß uns zu Neshdanow gehen! Er wird ihm schon eins auf die Schnauze geben." Mit diesen Worten umfaßte Okunew Pawel, und zusammen mit den anderen Genossen folgten sie Olga.

„Man muß ihn absetzen und zur Strafe ein Jahr lang als Lastträger bei Pankratow an der Anlegestelle arbeiten lassen. Tufta ist ja durch und durch Bürokrat!" ereiferte sich Olga.

Der Sekretär des Gouvernementskomitees hörte sich die Forderung Okunews, Olgas und der anderen, Tufta abzusetzen, mit nachsichtigem Lächeln an.

„Über Kortschagins Wiedereinstellung braucht man keine Worte zu verlieren. Er bekommt sofort sein Mitgliedsbuch", beruhigte Neshdanow. „Was Tufta betrifft, so bin ich mit euch einverstanden, daß er ein Formalist ist. Das ist sein Hauptfehler. Man muß aber doch zugeben, daß er seine Sache nicht schlecht macht. Wo ich auch gearbeitet habe, überall war bei den Jugendorganisationen die Statistik ein undurchdringlicher Dschungel. Man konnte keiner Ziffer Glauben schenken. Aber bei uns ist die Statistik in Ordnung. Ihr wißt ja selber, daß Tufta manchmal bis spät in die Nacht in seiner Abteilung sitzt. Ich denke so: Absetzen kann man ihn jeden beliebigen Moment. Wenn aber ein prima Bursche seine Stelle einnimmt, der von der Statistik nichts versteht, so werden wir zwar keinen Bürokratismus haben, aber auch keine Ordnung. Lassen wir ihn also arbeiten. Ich werde ihm schon den Kopf waschen, wie sich's gehört, das wird eine Zeitlang wirken, und nachher werden wir schon sehen."

„Gut, hol ihn der Teufel", erklärte sich Okunew einverstanden. „Los, Pawluscha, fahren wir nach Solomenka. Wir haben heute im Klub eine Versammlung des Jugendaktivs. Niemand weiß bis jetzt was von dir, und plötzlich wird angesagt: ‚Das Wort hat Kortschagin.' Bist ein Prachtkerl, Pawluscha, daß du nicht gestorben bist. Denn wirklich, welchen Nutzen hätte dabei das Proletariat?" schloß Okunew scherzend, indem er Kortschagin mit beiden Armen umfaßte und ihn auf den Korridor hinausschob.

„Olga, wirst du kommen?"

„Aber selbstverständlich."

Pankratows erwarteten Kortschagin vergebens zum Mittagessen, auch abends kehrte er nicht zurück. Okunew schleppte seinen Freund zu sich in die Wohnung. Er hatte ein Zimmer im Hause des Sowjets.

Hier tischte er auf, was er nur auftreiben konnte. Dann breitete er vor Pawel einen Packen Zeitungen und zwei dicke Hefte mit Protokollen der Sitzungen des Bezirks-Jugendkomitees aus und sagte:

„Schau dir diese ganzen Erzeugnisse durch. Während du deine Zeit mit dem Typhus vertrödelt hast, ist eine Menge Wasser den Berg hinabgelaufen. Lies und mach dich mit allem bekannt, was hier inzwischen los war und was jetzt los ist. Gegen Abend hole ich dich ab, und wir gehen in den Klub, und wenn du inzwischen müde wirst, leg dich hin und schlafe dich aus."

Okunew steckte einen Haufen Dokumente, Bescheinigungen und andere Papiere in die Taschen (der Sekretär des Bezirks-Jugendkomitees benutzte prinzipiell keine Aktentasche, sie lag unter dem Bett), machte eine letzte Runde durchs Zimmer und ging.

Als er am Abend zurückkehrte, war der Boden des Zimmers mit auseinandergefalteten Zeitungen bedeckt, eine Menge Bücher waren unter dem Bett hervorgezogen worden, und ein Teil davon lag stoßweise auf dem Tisch aufgeschichtet. Pawel saß auf dem Bett und las die letzten Briefe des Zentralkomitees, die er unter dem Kopfkissen des Freundes gefunden hatte.

„Ach, du Lümmel, was hast du nur aus meinem Zimmer gemacht!" rief Okunew mit gespielter Entrüstung. „Heda, halt ein, Genosse, du liest ja da ein vertrauliches Schreiben! Man muß bloß so einen Kerl in sein Zimmer lassen!"

Pawel legte den Brief lächelnd beiseite.

„Hierin sind ja nun gerade keine Geheimnisse enthalten. Dafür aber hast du tatsächlich ein vertrauliches Schreiben als Lampenschirm benutzt. Der Rand ist sogar schon etwas angesengt. Siehst du?"

Okunew nahm das angesengte Blatt und schlug sich, nachdem er einen Blick darauf geworfen hatte, mit der Handfläche gegen die Stirn.

„Und ich suche es schon seit drei Tagen, verdammt noch mal! Es war verschwunden, als hätte es der Erdboden verschluckt. Jetzt fällt's mir ein, vorgestern hat Wolynzew daraus einen Lampenschirm gemacht, und dann hat er es selbst im Schweiße seines Angesichts gesucht." Okunew faltete das Blatt sorgfältig zusammen und steckte es unter die Matratze. „Später werden wir aufräumen", sagte er in beruhigendem Ton, „jetzt werden wir erst mal etwas essen, und dann geht's in den Klub. Setz dich, Pawluscha!"

Okunew zog aus der einen Tasche einen in Zeitungspapier eingewickelten langen Dörrfisch hervor und aus der anderen zwei Scheiben Brot. Er schob die Papiere an den Rand des Tisches und breitete auf der frei gewordenen Stelle eine Zeitung aus. Dann packte er den Fisch beim Kopf und begann damit gegen den Tisch zu klopfen, damit sich die Haut besser abziehen ließe.

Während der lebenslustige Okunew auf dem Tisch saß und energisch mit den Kinnbacken arbeitete, teilte er Pawel, halb scherzend, halb sachlich, die neuesten Nachrichten mit.

Okunew führte Pawel durch den Diensteingang in den Klub, gleich hinter die Kulissen. In einer Ecke des geräumigen Saals, rechts von der Bühne, neben dem Flügel, befanden sich Talja Lagutina und Anna Borchardt im Kreis der Eisenbahnerkomsomolzen. Anna gegenüber, mit seinem Stuhl wippend, saß Wolynzew, der Jugendsekretär des Eisenbahndepots, rotwangig wie ein reifer Apfel, in einer völlig abgetragenen, ehemals schwarzen Lederjacke. Wolynzews Haare und Augenbrauen hatten die Farbe von Weizenähren.

Neben ihm, den Ellbogen nachlässig auf den Klavierdeckel gestützt, saß Zwetajew, ein schmucker Bursche mit kastanienbraunem Haar und scharfgeschnittenen Lippen. Der Kragen seines Hemdes war aufgeschlagen.

Während sich Okunew der Gruppe näherte, hörte er, wie Anna sagte:

„Mancher versucht die Aufnahme neuer Genossen mit allen Mitteln zu erschweren. Auf Zwetajew trifft das bestimmt zu."

„Der Kommunistische Jugendverband ist kein Durchgangshof", erwiderte Zwetajew trotzig und in geringschätzigem Ton.

„Schaut her, schaut her! Nikolai strahlt heute wie ein blankgeputzter Samowar!" rief Talja, als sie Okunew gewahr wurde.

Sie zogen ihn in ihren Kreis und bestürmten ihn:

„Wo warst du denn?"

„Laß uns doch endlich anfangen."

Okunew winkte beruhigend mit der Hand ab.

„Nicht so hitzig, Kinder, gleich wird Tokarew kommen, und dann geht's los."

„Da kommt er ja schon!" rief Anna.

Und wirklich kam der Sekretär des Bezirks-Parteikomitees bereits auf sie zu. Okunew eilte ihm entgegen.

„Komm hinter die Kulissen, Väterchen, ich werde dir einen deiner alten Bekannten zeigen. Wirst aber Augen machen!"

„Wer kann schon dort sein?" brummte der Alte und sog dann an seiner Zigarette. Aber schon führte ihn Okunew mit sich fort.

Die Glocke in Okunews Hand schrillte derart durchdringend, daß sich selbst die eifrigsten Schwätzer beeilten, ihre Gespräche zu unterbrechen.

Hinter Tokarew hing in einem aus Tannengrün geflochtenen Rahmen das Löwenhaupt des genialen Schöpfers des Kommunistischen Manifests. Während Okunew die Versammlung eröffnete, blickte Tokarew auf den hinter den Kulissen stehenden Kortschagin.

„Genossen! Bevor wir zur Tagesordnung übergehen, hat ein Genosse gebeten, ihm das Wort zu erteilen; sowohl Genosse Tokarew wie ich sind damit einverstanden."

Aus dem Saal hörte man zustimmende Rufe.

Okunew platzte heraus:

„Das Wort zur Begrüßung hat Pawka Kortschagin!"

Unter den hundert im Saal Anwesenden kannten Kortschagin mindestens achtzig Genossen, und als die vertraute Gestalt an der Rampe erschien und der hochgewachsene blasse Bursche zu sprechen begann, wurde er von allen mit frohen Rufen und stürmischen Ovationen begrüßt.

„Liebe Genossen!"

Die Stimme Kortschagins blieb gleichmäßig, aber seine Erregung war doch zu spüren.

„Es ist also Tatsache, Freunde, daß ich zu euch zurückgekehrt bin und meinen Platz in euren Reihen wieder einnehme. Ich bin glücklich, daß ich wieder da bin. Ich sehe hier eine Anzahl meiner Freunde. Bei Okunew habe ich gelesen, daß sich hier bei uns in Solomenka die Zahl der Genossen um ein Drittel vermehrt hat, daß man in den Werkstätten und im Depot mit der Herstellung von Feuerzangen Schluß gemacht hat und daß jetzt die ausrangierten Maschinen vom Lokomotivfriedhof in Generalreparatur genommen werden. Das alles bedeutet, daß unser Land zu neuem Leben erwacht und neue Kräfte sammelt. Da weiß man, wofür man lebt! Wie hätte ich denn in einer solchen Zeit sterben können!" Kortschagins Augen strahlten vor Glück.

Unter stürmischen Zurufen stieg Pawel von der Bühne in den Saal und ging dorthin, wo Anna Borchardt und Talja saßen. Schnell schüttelte er ihnen die Hände. Die Freunde rückten zusammen, und Pawel setzte sich. Taljas Hand legte sich auf die seine und drückte sie fest, sehr fest.

Annas Augen waren weit geöffnet, ihre Wimpern zuckten kaum merklich, und ihr Blick verriet Staunen und Wiedersehensfreude. –

Die Tage vergingen. Gewöhnlich konnte man sie wohl kaum nennen. Ein jeder Tag brachte etwas Neues, und Kortschagin mußte, wenn er morgens seine Zeit einteilte, betrübt feststellen, daß der Tag nicht ausreichte und immer etwas von dem Geplanten ungetan bleiben mußte.

Pawel wohnte bei Okunew und arbeitete in der Werkstätte als Monteurgehilfe.

Lange stritt er sich mit Nikolai herum, bevor der sich einverstanden erklärte, ihn vorerst von leitender politischer Arbeit zu befreien.

„Bei uns herrscht Mangel an Menschen, und du willst dich in den Betrieb zurückziehen. Rede mir nicht von deiner Krankheit, ich bin selber nach dem Typhus einen Monat lang am Stock ins Bezirkskomitee gegangen. Ich kenne dich doch, Pawka, das ist nicht der wahre Grund. Sag mir lieber, was los ist", bestürmte ihn Okunew.

„Der wirkliche Grund, Kolja, ist, daß ich lernen möchte."

Okunew brüllte triumphierend auf:

„Aha...! Darum geht es! Du möchtest lernen, aber glaubst du vielleicht, daß ich das nicht möchte? Ein Egoist bist du, mein Freundchen. Wir also sollen uns hier abschuften, und du wirst studieren. Nein, mein Lieber, gleich morgen gehst du in die Instruktionsabteilung."

Aber nach langem Hin und Her gab Okunew doch nach.

„Zwei Monate werde ich dich in Ruhe lassen. Sollst meine Gutmütigkeit kennenlernen. Aber mit Zwetajew wirst du nicht zusammen arbeiten können, der ist zu sehr von sich eingenommen."

Zwetajew nahm die Rückkehr Kortschagins in die Werkstatt mit Zurückhaltung auf. Er war überzeugt, daß mit dessen Erscheinen ein Kampf um die politische Leitung beginnen würde, und bereitete sich, von Ehrgeiz erfüllt, zum Widerstand vor. Aber vom ersten Tag an überzeugte er sich, daß seine Annahme nicht stimmte. Als Kortschagin von der Absicht des Jugendkomitees erfuhr, ihn als Mitglied des Komitees zu kooptieren, ging er selbst zum verantwortlichen Sekretär und überredete ihn, indem er sich auf seine Abmachungen mit Okunew berief, diese Frage von der Tagesordnung abzusetzen. Kortschagin übernahm in der Komsomolzelle seiner Abteilung die Leitung eines politischen Elementarkursus, aber der Arbeit im Komitee wich er aus. Und doch war, obgleich er auf die offizielle Leitung verzichtete, Pawels Einfluß auf die gesamte Arbeit des Kollektivs deutlich zu spüren. Unauffällig, ganz kameradschaftlich half er Zwetajew mehr als einmal aus schwierigen Situationen.

Eines Tages, als Zwetajew die Werkstatt betrat, bemerkte er höchst erstaunt, wie die gesamte Komsomolzelle und ungefähr dreißig parteilose Jungen die Fenster putzten, Maschinen reinigten, den langjährigen Schmutz von ihnen abkratzten und Alteisen und Gerümpel auf den Hof hinausschleppten. Pawel war gerade dabei, den von Öl beschmutzten Zementboden mit einem Schrubber zu bearbeiten.

„Was scheuert ihr denn da herum?" fragte Zwetajew verständnislos.

„Wir wollen nicht im Dreck arbeiten. Seit zwanzig Jahren ist hier nicht sauber gemacht worden. Wir werden unsere Werkabteilung binnen einer Woche vollständig renovieren", erwiderte ihm Kortschagin kurz.

Zwetajew zuckte mit den Achseln und ging.

Den Elektromonteuren genügte das aber noch nicht – sie räumten nicht nur in der Werkstatt auf, sondern machten sich auch an die Säuberung des Fabrikhofs.

Dieser große Hof war von jeher eine Schuttabladestätte gewesen. Was lag da nicht alles umher! Hunderte von Waggonrädern, ganze Berge rostigen Eisens, Schienen, Puffer, Buchsen – mehrere tausend Tonnen Metall rosteten dort unter freiem Himmel. Aber der Angriff auf diese Abladestelle wurde von der Verwaltung gestoppt:

„Wir haben jetzt wichtigere Aufgaben. Der Hof läuft uns nicht davon."

Da pflasterten die Monteure noch schnell den Vorplatz zum Eingang in ihre Werkabteilung mit Ziegelsteinen und befestigten vor der Tür ein Drahtnetz zum Reinigen der Schuhe. Die Aufräumungsarbeiten in der Werkstatt wurden jedoch abends nach Betriebsschluß fortgesetzt. Als der Chefingenieur Strish eine Woche später die Abteilung betrat, war die ganze Werkstatt von Licht überflutet. Die mächtigen Fenster in ihren Einfassungen gaben, gereinigt von uraltem, mit Öl vermischtem Staub, den Sonnenstrahlen den Weg frei, diese drangen in den Maschinensaal und spiegelten sich in den blankgeputzten Teilen der Motoren. Die schweren Maschinenteile waren grün angestrichen, und sogar auf die Speichen der Räder hatte jemand sorgsam gelbe Pfeile gemalt.

„Hm, ja ...", staunte Strish.

In einer entlegenen Ecke der Abteilung beendeten einige Leute gerade ihre Arbeit.

Strish ging auf sie zu. Kortschagin kam ihm entgegen, eine Büchse mit angemischter Farbe in der Hand.

„Einen Augenblick, mein Lieber", hielt ihn der Ingenieur an. „Mit dem, was Sie da tun, bin ich einverstanden. Aber woher haben Sie die Farbe? Ich habe doch verboten, ohne meine Erlaubnis Material zu verbrauchen, und Farbe ist sehr knapp. Das Anstreichen der Lokomotivteile ist wichtiger als das, was Sie hier machen."

„Wir haben weggeworfene Farbenbüchsen gesucht. Zwei Tage lang haben wir uns mit dem alten Gerümpel abgegeben und etwa fünfundzwanzig Pfund zusammengekratzt. Wir halten uns genau an die Vorschriften, Genosse Ingenieur."

Strish brummte noch ein wenig, aber diesmal schon ganz verlegen.

„Das ist natürlich etwas anderes. Hm, hm ... immerhin interessant. Woher kommt denn dieser – sagen wir mal – spontane Sauberkeitsfimmel? Sie haben doch wohl diese Arbeit in Ihrer freien Zeit ausgeführt?"

Kortschagin spürte aus den Worten des Technischen Leiters völlige Verständnislosigkeit.

„Natürlich. Wann denn sonst?"

„Ja, aber ..."

„Ja, das ist eben das Aber, Genosse Strish. Wer hat Ihnen denn gesagt, daß sich die Bolschewiki mit diesem Schmutz abfinden würden? Warten Sie nur ab, wir werden die Sache noch viel besser in Schwung bringen. Sie werden noch Ihr blaues Wunder erleben."

Er wich dem Ingenieur vorsichtig aus, um ihn nicht mit Farbe zu beschmieren, und ging davon.

Bis spätabends steckte Kortschagin gewöhnlich in der öffentlichen Bibliothek. Er freundete sich mit allen drei Bibliothekarinnen an und brachte seine ganze Überredungskunst auf, um schließlich das Recht zu erhalten, alle Bücher durchzusehen. Stundenlang saß Pawel auf der an die riesigen Bücherschränke gelehnten kleinen Leiter und durchblätterte ein Buch nach dem anderen, immer auf der Suche nach etwas, was für ihn interessant und nützlich sein könnte. Es waren meist alte Bücher, die er fand. Die neue Literatur hatte ganz bescheiden in einem kleinen Schrank Platz gefunden. Da standen zufällig hierhergeratene Broschüren aus der Zeit des Bürgerkrieges, „Das Kapital" von Marx, „Die eiserne Ferse" und noch einige andere Bände.

Unter den alten Büchern fand Kortschagin den Roman „Spartakus". Nachdem er ihn in zwei Nächten verschlungen hatte, stellte er ihn in den kleinen Schrank neben eine Reihe Gorki-Bände.

So gruppierte Pawel die für ihn interessante und wichtige Literatur die ganze Zeit hindurch um. Die Bibliothekarinnen hinderten ihn nicht daran, ihnen war das gleichgültig.

Die im Jugendkollektiv herrschende Eintönigkeit und Ruhe wurde durch einen scheinbar unbedeutenden Vorfall jäh gestört. Kostja Fidin, ein stupsnasiger, phlegmatischer Bursche mit pockennarbigem Gesicht, ein Mitglied der Zellenleitung der mittleren Reparaturwerkstätte, hatte beim Bohren einer Eisenplatte einen teuren amerikanischen Bohrer zerbrochen, und zwar infolge unglaublicher Nachlässigkeit, ja sogar noch schlimmer – es sah fast wie Absicht aus. Das war frühmorgens geschehen. Der Obermeister der mittleren Werkstatt, Chodorow, hatte Kostja angewiesen, in eine Platte einige Löcher zu bohren. Anfänglich weigerte sich Kostja, aber als der Meister darauf bestand, nahm er die Platte und begann zu bohren.

Chodorow war in der Werkstatt unbeliebt, da er ewig nörgelte und sehr große Ansprüche in der Arbeit stellte. Er war früher einmal Menschewik gewesen. Am gesellschaftlichen Leben beteiligte er sich überhaupt nicht, die Komsomolzen sah er scheel an, er verstand jedoch seine Sache ausgezeichnet und erfüllte seine Pflichten gewissenhaft. Der Meister bemerkte,

daß Kostja „trocken" bohrte, ohne den Bohrer entsprechend geölt zu haben. Hastig ging er zur Bohrmaschine und stellte sie ab.

„Du hast wohl keine Augen im Kopf, oder arbeitest du erst seit gestern hier!" schrie er Kostja an, da ihm klar war, daß der Bohrer durch eine derartige Behandlung unbedingt kaputtgehen mußte.

Kostja gab eine freche Antwort und begann erneut zu bohren. Chodorow ging zum Abteilungsleiter, um sich zu beschweren. Kostja hingegen rannte, ohne die Bohrmaschine abzustellen, nach einer Ölkanne, damit, wenn jemand von der Betriebsleitung käme, alles in Ordnung vorgefunden würde. Als er mit dem Öl zurückkehrte, war der Bohrer bereits gebrochen. Der Abteilungsleiter verlangte Fidins Entlassung. Die Leitung der Abteilungsjugendzelle setzte sich jedoch für Kostja ein, mit der Begründung, daß Chodorow das Jugendaktiv unterdrücke. Die Administration bestand auf ihrer Forderung, und die Sache wurde der Leitung der gesamten Betriebsjugend zur Behandlung vorgelegt. Damit nahm die Geschichte ihren Anfang.

Von den fünf Mitgliedern der Jugendleitung waren drei, darunter auch Zwetajew, der Meinung, daß Kostja einen Verweis bekommen und auf eine andere Arbeit überführt werden müsse.

Die zwei anderen Mitglieder der Leitung hielten Kostja überhaupt für unschuldig.

Die Sitzung fand in Zwetajews Büro statt. Es standen dort ein großer, mit rotem Tuch bedeckter Tisch und einige von den Jungen aus der Tischlerei selber angefertigte lange Bänke und Schemel. An den Wänden hingen die Bilder führender Genossen, und hinter dem Tisch war über die ganze Wand die Fahne des Jugendkollektivs ausgebreitet.

Zwetajew war von der Betriebsarbeit befreit. Er war dank seiner Fähigkeiten im Laufe der letzten vier Monate zu einer führenden Stellung im Komsomol aufgerückt. Man hatte ihn zum Mitglied des Bezirks-Jugendkomitees sowie in das Gouvernementskomitee gewählt. Früher arbeitete er als Schmied im Metallwerk. In den Hauptwerkstätten war er jedoch ein Neuling. Aber gleich vom ersten Tag an hatte er die Zügel fest in die Hand genommen. Durch seine allzu große Überheblichkeit und seine Entschlossenheit dämpfte er die Initiative der Jungen. Er wollte alles selber machen. Da er nicht imstande war, die ganze Arbeit allein zu bewältigen, begann er seinen Mitarbeitern Passivität vorzuwerfen.

Sogar die Ausstattung des Zimmers hatte er beaufsichtigen müssen.

Zwetajew saß in dem einzigen, aus der Roten Ecke hierhergebrachten bequemen Sessel und leitete die Sitzung. Als Chomutow, der Parteiorganisator des Betriebes, ums Wort bat, pochte jemand an die verschlossene Tür. Zwetajew verzog unzufrieden das Gesicht. Es klopfte wieder. Katja Seljonowa stand auf und schob den Riegel zurück. In der Tür stand Kortschagin. Katja ließ ihn eintreten.

Pawel ging schon auf eine der freien Bänke zu, als Zwetajew rief: „Kortschagin! Wir haben heute eine geschlossene Sitzung!"

Pawel wurde über und über rot und ging langsam zum Tisch.

„Ich weiß das. Mich interessiert jedoch euer Standpunkt zum Fall Kostja Fidin. Ich möchte dazu einen neuen Gesichtspunkt vorbringen. Oder hast du etwas gegen meine Anwesenheit einzuwenden?"

„Ich habe nichts dagegen. Es ist dir jedoch bekannt, daß an geschlossenen Sitzungen nur Komiteemitglieder teilnehmen dürfen. Wenn es zu viele Leute sind, ist die Behandlung der Fragen schwieriger. Aber wenn du nun einmal hier bist, nimm schon Platz."

Kortschagin erhielt zum erstenmal eine solche Ohrfeige. Zwischen seinen Augenbrauen bildete sich eine Falte.

„Wozu diese Formalität?" fragte Chomutow mißbilligend.

Kortschagin brachte ihn jedoch durch eine Geste zum Schweigen und ließ sich auf einem Schemel nieder.

„Also, was ich sagen wollte", begann Chomutow. „Was Chodorow betrifft, so stimmt es, daß er ein Fremdkörper ist. Aber bei uns steht es schlecht um die Disziplin. Wenn alle Komsomolzen anfangen, die Bohrer zu zerbrechen, so werden wir bald die Bude zumachen können, und außerdem ist das für die Parteilosen ein sehr schlechtes Beispiel. Ich bin der Ansicht, daß man dem Burschen eine Verwarnung erteilen muß."

Zwetajew ließ ihn nicht zu Ende reden und widersprach. Zehn Minuten lang hörte Kortschagin zu, dann war er sich über den Standpunkt des Komitees im klaren. Als man schon abstimmen wollte, bat er, eine Erklärung abgeben zu dürfen. Es kostete Zwetajew große Überwindung, Pawel das Wort zu erteilen.

„Genossen, ich möchte zu der Sache mit Kostja einmal meine Meinung sagen."

Kortschagins Stimme klang schärfer, als es ihm selbst lieb war.

„Die Sache mit Kostja ist ein Signal – aber das wichtigste dabei ist nicht einmal Kostja. Ich habe mir gestern einige Zahlen notiert." Pawel

holte sein Notizbuch hervor. „Diese Zahlen hat mir die Kontrolle im Betrieb gegeben. Hört jetzt nur aufmerksam zu! Dreiundzwanzig Prozent aller Komsomolzen kommen täglich fünf bis fünfzehn Minuten zu spät zur Arbeit. Das ist bereits zur Regel geworden. Siebzehn Prozent aller Komsomolzen schwänzen systematisch ein bis zwei Tage im Monat, während es unter der unorganisierten Jugend nur vierzehn Prozent Bummler gibt. Diese Zahlen sind für uns schlimmer als Peitschenhiebe. Ich habe mir bei dieser Gelegenheit außerdem noch folgendes notiert: Unter den Parteigenossen gibt es vier Prozent Bummler, die allmonatlich einen Tag fehlen, und ebenfalls vier Prozent, die sich verspäten. Von den parteilosen erwachsenen Arbeitern bummeln monatlich elf Prozent einen Tag, zu spät kommen dreizehn Prozent. Werkzeugbruch geht zu neunzig Prozent auf Kosten der Jugendlichen, davon entfallen nur sieben Prozent auf solche, die erst kurze Zeit im Betrieb arbeiten. Die Schlußfolgerung daraus ist, daß wir Komsomolzen viel schlechter arbeiten als die Parteimitglieder und die erwachsenen parteilosen Arbeiter. Das ist aber nicht in allen Werkstätten so. In der Schmiede herrscht beneidenswerte Ordnung, bei den Elektromonteuren steht es zufriedenstellend, aber in den anderen Werkstätten haben wir überall so ziemlich die gleiche Lage. Genosse Chomutow hat meines Erachtens zu der Frage der Disziplin nur ein Viertel von dem gesagt, was gesagt werden müßte. Vor uns steht die Aufgabe, diese Lage zu verändern. Ich will hier nicht Agitation treiben und Versammlungsreden schwingen. Wir müssen jedoch gegen diese Lotterwirtschaft und Schlamperei mit aller Schärfe ankämpfen. Die alten Arbeiter sagen es geradeheraus: ‚Für den Unternehmer ist besser gearbeitet worden, dem Kapitalisten ist bessere Arbeit geliefert worden.' Und jetzt, wo wir unsere eigenen Herren sind, läßt sich so was überhaupt nicht entschuldigen. Nicht so sehr Kostja oder sonstwer ist in erster Linie daran schuld, sondern wir alle sind es, weil wir diese Übel nicht nur nicht bekämpft haben, wie es sich gehört, sondern im Gegenteil solche wie Kostja häufig unter den verschiedensten Vorwänden in Schutz nehmen. Samochin und Butylak haben soeben davon gesprochen, daß Fidin einer von uns ist – wie man sagt, ‚einer von uns', ein Aktivist, der seine gesellschaftliche Arbeit leistet. Nun ja, ihm ist ein Bohrer gebrochen, was ist schon Besonderes dabei, wem kann das nicht passieren? Dafür ist der Junge unser Mann, der Meister aber ist ein fremdes Element ... Obwohl sich niemand mit Chodorow beschäftigen will ... Dieser Nörgler hat eine dreißigjährige Berufspraxis hinter sich. Von seiner

politischen Einstellung wollen wir hier nicht reden. Im Moment hat er recht: Er, das fremde Element, bewahrt das Staatseigentum, wir aber vernichten kostbare importierte Instrumente. Wie soll man so etwas nennen? Ich bin der Ansicht, daß wir jetzt zum ersten Schlag ausholen und den Angriff auf diesem Gebiet beginnen sollten.

Ich beantrage, Fidin als Schlendrian, als Taugenichts und Desorganisator aus dem Jugendverband auszuschließen, seine Angelegenheit an der Wandzeitung zu behandeln und offen, ohne irgendwelche Beschönigung, die von mir genannten Zahlen im Leitartikel zu veröffentlichen. Wir haben Kräfte genug, wir haben Genossen, auf die wir uns dabei stützen können. Die Mehrheit unserer Jugendgenossen sind gute Betriebsarbeiter. Sechzig von ihnen haben in Bojarka gearbeitet, und das ist die beste Schule gewesen. Mit Hilfe und Unterstützung dieser Genossen werden wir in unserem Betrieb Ordnung schaffen. Nur muß ein für allemal mit einer derartigen Einstellung zur Sache, wie sie jetzt vorherrscht, Schluß gemacht werden."

Der sonst so ruhige und schweigsame Kortschagin hatte diesmal leidenschaftlich und scharf gesprochen. Zwetajew sah den Monteur zum erstenmal in seiner wirklichen Gestalt. Er verstand, daß Pawel recht hatte, aber das Mißtrauen ihm gegenüber hinderte ihn daran, sich mit ihm einverstanden zu erklären. Er betrachtete Kortschagins Auftreten als eine scharfe Kritik am allgemeinen Zustand der Organisation, als eine Untergrabung seiner – Zwetajews – Autorität und nahm sich vor, mit Pawel gründlich abzurechnen. Er begann seine Widerlegung mit der unverblümten Anschuldigung, daß Kortschagin den Menschewik Chodorow verteidige.

Drei Stunden lang währte die stürmische Debatte. Erst am späten Abend wurde ihr Ergebnis zusammengefaßt. Von der unerbittlichen Logik der Tatsachen geschlagen, und nachdem sich die Mehrheit auf Pawels Standpunkt gestellt hatte, beging Zwetajew einen Fehler – er verstieß gegen die Demokratie. Vor der entscheidenden Abstimmung forderte er Kortschagin auf, das Zimmer zu verlassen.

„Gut, ich werde hinausgehen, Ehre macht dir das jedenfalls nicht, Zwetajew. Bevor ich gehe, mache ich dich nur auf eins aufmerksam, daß ich, falls du deinen Standpunkt doch durchsetzen solltest, morgen in der allgemeinen Versammlung auftreten werde. Dort wirst du – ich bin fest davon überzeugt – keine Mehrheit bekommen. Du hast unrecht, Zwetajew. Ich denke, Genosse Chomutow, daß du diese Frage noch vor der allgemeinen Versammlung auf der Parteiversammlung behandeln lassen mußt."

Zwetajew rief ihm herausfordernd zu:

„Womit willst du mich schrecken? Ich weiß auch ohne dich, was ich zu tun habe. Wir werden dort auch über dich noch sprechen. Wenn du selbst nicht arbeitest, so hindere wenigstens andere nicht daran."

Als Pawel die Tür hinter sich ins Schloß geworfen hatte, fuhr er sich mit der Hand über die heiße Stirn und ging durch das leere Büro zum Ausgang. Draußen auf der Straße atmete er tief, zündete sich eine Zigarette an und ging auf das Häuschen auf Batyjewa Gora zu, wo Tokarew wohnte.

Kortschagin traf den Schlosser beim Abendbrot.

„Nun erzähl mal, laß hören, was gibt's bei euch Neues. Darja, bring ihm doch eine Schüssel Brei." Tokarew nötigte Pawel, Platz zu nehmen.

Darja Fominischna, Tokarews Frau, die im Gegensatz zu ihrem Mann groß und rundlich war, setzte Pawel einen Teller voll Hirsebrei vor. Sie wischte sich die feuchten Lippen mit der weißen Schürze ab und sagte herzlich:

„Iß, mein Junge." –

Früher, als Tokarew noch in der Werkstatt gearbeitet hatte, war Pawel häufig bis zum späten Abend bei ihm zu Gast gewesen. Aber seit seiner Rückkehr in die Stadt war er heute zum erstenmal bei den Alten.

Der Schlosser lauschte aufmerksam Pawels Erzählung. Er selbst sagte kein Wort, löffelte fleißig seinen Brei, nur hier und da ließ er ein leises „Hm" vernehmen. Als er mit dem Essen fertig war, wischte er sich mit dem Taschentuch den Bart ab und räusperte sich.

„Du hast natürlich recht. Wir hätten schon längst diese wichtige Frage behandeln müssen. Das Kollektiv der Werkstätten ist das größte und bedeutendste in unserem Bezirk. Da muß man auch den Anfang machen. Du bist also mit Zwetajew in Streit geraten? Schlimm. Er ist ein rechthaberischer Kerl, aber du hast es doch immer verstanden, mit den Jungen zu arbeiten? Nebenbei, was machst du eigentlich in den Werkstätten?"

„Ich arbeite in meinem Fach. Na, und mache überall ein bißchen mit. Leite in der Zelle meiner Werkabteilung einen Elementarzirkel."

„Und in der Jugendleitung, was machst du da?"

Kortschagin wurde verlegen.

„Ich habe die erste Zeit, da ich mich noch ein bißchen schwach fühlte und außerdem lernen wollte, offiziell an der Leitung nicht teilgenommen."

„Na ja, da haben wir's!" rief Tokarew mißbilligend aus. „Weißt du,

mein Söhnchen, nur eins rettet dich vor einer gründlichen Kopfwäsche: Das ist deine schwache Gesundheit. Und jetzt, wie ist es, hast du dich ein bißchen erholt?"

„Ja."

„Nun also, dann mach dich jetzt mal richtig an die Arbeit. Hat doch keinen Sinn, daß du weiter so herumwurstelst. Wann ist es schon dagewesen, daß man als fünftes Rad am Wagen was Vernünftiges leisten konnte! Jeder wird dir sagen, du drückst dich vor der Verantwortung – und du kannst dich nicht einmal verteidigen. Bring das alles morgen in Ordnung, und Okunew werde ich den Kopf waschen", schloß Tokarew, und in seiner Stimme lag Unzufriedenheit.

„Laß ihn in Ruhe, Alter", bat Pawel, „ich hab' ihn selbst gebeten, mir vorläufig keine Funktion zu übertragen."

Tokarew pfiff verächtlich durch die Zähne. „Du hast ihn gebeten, und er hat dir nachgegeben? Nun gut, was soll man schon mit euch Komsomolzen anfangen? – Aber jetzt los, Junge, lies mir mal wie in früheren Zeiten die Zeitung vor. Meine Augen wollen nicht mehr so recht."

Das Büro des Parteikollektivs erklärte sich mit dem Standpunkt der Mehrheit des Jugendkomitees einverstanden. Das Partei- und Komsomolkollektiv erhielt eine wichtige und schöne Aufgabe: durch die eigene Arbeit ein gutes Beispiel an Arbeitsdisziplin zu geben. In der Komiteesitzung wurde Zwetajew ordentlich vorgenommen. Anfangs wollte er sich auflehnen, aber durch das Auftreten des Parteisekretärs Lopachin, eines älteren Arbeiters mit einem gelblich-blassen mageren Gesicht, in die Enge getrieben, kapitulierte Zwetajew und gab seinen Fehler halbwegs zu.

Am nächsten Tage erschienen an den Wandzeitungen der Hauptwerkstätten Artikel, die die Aufmerksamkeit aller Arbeiter auf sich lenkten. Sie wurden laut vorgelesen und leidenschaftlich diskutiert.

Am Abend, auf der ungewöhnlich stark besuchten Komsomolversammlung, wurde von nichts anderem gesprochen.

Kostja wurde aus dem Jugendverband ausgeschlossen, und in das Komsomolkomitee wurde ein neuer Leiter für Agitations- und Bildungsarbeit gewählt: Kortschagin.

Es herrschte ungewöhnliche Stille, und alle hörten aufmerksam Neshdanow an. Er sprach über die neuen Aufgaben, über die neue Ära, die jetzt für die Eisenbahnwerkstätten begonnen hatte.

Nach der Versammlung wartete Kortschagin auf der Straße auf Zwetajew.

„Gehen wir zusammen. Wir haben manches miteinander zu besprechen", sagte Pawel.

„Worum handelt es sich?" fragte Zwetajew dumpf.

Pawel faßte ihn unter und ging einige Schritte mit ihm. Vor einer Bank machte er halt.

„Setzen wir uns ein wenig", sagte Pawel und nahm als erster Platz.

Zwetajews Zigarette glühte einigemal auf und erlosch wieder.

„Sag mal, Zwetajew, was hast du eigentlich gegen mich?"

Es folgten einige Minuten Schweigen.

„Ach, darüber willst du reden, und ich dachte, du willst mit mir über die Arbeit sprechen!" sagte Zwetajew etwas unruhig, mit gekünsteltem Erstaunen in der Stimme.

Pawel legte Zwetajew fest die Hand aufs Knie.

„Laß doch diesen Ton, Dimka. So spielen sich doch nur Diplomaten auf. Sage mir ganz offen, was hab' ich dir getan?"

Zwetajew rückte nervös hin und her.

„Was willst du eigentlich von mir? Was soll ich gegen dich haben! Ich habe dir ja selbst vorgeschlagen mitzuarbeiten. Du hast das abgelehnt, und jetzt sieht es so aus, als hätte ich dich verdrängen wollen."

Pawel spürte in Zwetajews Stimme Unaufrichtigkeit, und ohne seine Hand vom Knie des anderen zu nehmen, sagte er erregt:

„Du willst mir nicht antworten – dann werde ich es für dich tun. Du glaubst, daß ich dir im Wege bin, glaubst, ich träumte davon, Komsomolsekretär zu werden. Würde das nicht zutreffen, dann wären diese Streitereien wegen Kostja nicht gewesen. Aber solches Mißtrauen hemmt doch nur die ganze Arbeit. Würde das nur uns beide betreffen, dann wäre es ja nicht wichtig, soll jeder von uns denken, was er will. Wir werden aber schon morgen gemeinsam arbeiten müssen. Wie soll das aussehen? Also, hör zu. Hier gibt's nichts zu streiten. Beide sind wir Arbeiterjungen. Wenn dir unsere Sache über alles geht, so gibst du mir jetzt deine Hand, und ab morgen arbeiten wir kameradschaftlich miteinander. Wenn du dir jedoch diesen ganzen Mist nicht sofort aus dem Kopf schlägst und herumstänkerst, dann werden wir wegen jeder Schwierigkeit, die sich daraus ergibt, hart aneinanderrennen. Hier hast du meine Hand, schlag ein, solange sie noch die Hand eines Freundes ist."

Mit großer Genugtuung spürte Kortschagin die knochigen Finger Zwetajews in seiner Hand.

Eine Woche war vergangen. Im Bezirks-Parteikomitee ging der Arbeitstag zur Neige. In den Zimmern war es still geworden. Aber Tokarew war noch immer bei der Arbeit. Der Alte saß in seinem Sessel und las aufmerksam die neu eingelaufenen Schriftstücke. Da klopfte es an die Tür.

„Herein!" rief Tokarew.

Kortschagin betrat das Zimmer und legte dem Sekretär zwei ausgefüllte Fragebogen hin.

„Was ist das?"

„Das ist das Ende meiner Verantwortungslosigkeit, Väterchen. Ich denke, es wird schon Zeit. Wenn du der gleichen Ansicht bist, bitte ich um deine Unterstützung."

Tokarew warf einen Blick auf die Überschrift und musterte den Jüngling einige Sekunden lang. Dann nahm er schweigend die Feder zur Hand, und in die Rubrik, in der nach dem Parteialter des Befürwortenden gefragt wird, schrieb er das Jahr 1903 und setzte daneben mit fester Hand seine Unterschrift, durch die er Pawel Andrejewitsch Kortschagin als Kandidaten der KPR(B) empfahl.

„Hier nimm, mein Sohn. Ich hoffe, du wirst meinen grauen Haaren niemals Schande machen."

Im Zimmer war es drückend schwül, und alle hatten nur den einen Wunsch: schnell wegzukommen, hinaus in die Kastanienalleen beim Bahnhof.

„Mach Schluß, Pawka, ich halt's nicht mehr aus", flehte der schweißtriefende Zwetajew. Katja und die anderen unterstützten ihn dabei.

Kortschagin schlug das Buch zu. Der Zirkel hatte seine Arbeit beendet.

Während sich alle gleichzeitig von ihren Plätzen erhoben, surrte der altersschwache Telephonapparat „Erikson" an der Wand. Zwetajew nahm den Hörer ab und führte das Gespräch, bemüht, den Lärm im Zimmer zu überschreien.

Dann hängte er den Hörer auf und wandte sich an Kortschagin.

„Auf dem Bahnhof stehen zwei Waggons des polnischen Konsulats. Dort funktioniert das Licht nicht. Der Zug soll in einer Stunde abfahren, die

Leitung muß repariert werden. Nimm also deinen Handwerkskasten, Pawel, und geh hin. Die Sache ist dringend."

Zwei blitzblanke Pullmanwagen standen gleich am ersten Bahnsteig. Der Salonwagen mit den breiten Fenstern war hell erleuchtet. Aber im Nachbarwagen herrschte Dunkelheit.

Pawel trat an den luxuriösen Pullmanwagen heran und wollte gerade aufsteigen, als sich von der Wand des Stationsgebäudes rasch eine Gestalt löste und ihn an der Schulter packte.

„Wohin, Bürger?"

Es war eine ihm bekannte Stimme.

Pawel blickte sich um. Er sah eine Lederjacke, ein breites Mützenschild, eine dünne Nase mit einem kleinen Höcker und einen wachsamen, mißtrauischen Blick: Artjuchin.

Erst jetzt erkannte er Pawel – nahm die Hand von seiner Schulter, sein Gesichtsausdruck verlor das Amtliche, aber sein Blick blieb fragend am Handwerkskasten haften.

„Wohin willst du?"

Pawel gab kurz Bescheid. Hinter dem Waggon tauchte eine andere Gestalt auf.

„Ich werde sofort den Zugbegleiter rufen."

Im Salonwagen, den Kortschagin hinter dem Schaffner bestieg, befanden sich einige Passagiere in eleganten Reisekostümen. Am Tisch, den ein seidenes Tischtuch mit einem Rosenmuster bedeckte, saß, den Rücken zur Tür gekehrt, eine Frau. Sie unterhielt sich mit einem ihr gegenüberstehenden hochgewachsenen Offizier. Kaum hatten sie jedoch den Monteur bemerkt, verstummte das Gespräch.

Kortschagin, der die von der letzten Lampe in den Durchgang führenden Leitungsdrähte rasch untersucht und sie in Ordnung gefunden hatte, verließ den Salonwagen und forschte weiter nach der schadhaften Stelle. Ihm folgte unablässig der behäbige, stiernackige Zugbegleiter in einer Uniform mit einer Menge großer Messingknöpfe, auf denen ein einköpfiger Adler prangte.

„Gehen wir in den zweiten Wagen, hier ist alles in Ordnung, der Akkumulator arbeitet. Der Schaden muß dort liegen."

Der Zugbegleiter drehte in der Tür den Schlüssel um, und sie betraten den dunklen Korridor. Pawel suchte die Leitung mit seiner Taschenlampe ab und entdeckte sogleich die Stelle, wo der Kurzschluß entstanden war.

Nach wenigen Minuten leuchtete die erste Lampe im Durchgang auf und erhellte ihn mit ihrem matten Licht.

„Man muß das Coupé öffnen. Dort müssen die Lampen ausgewechselt werden. Sie sind durchgebrannt", sagte Kortschagin zu seinem Begleiter.

„Dann muß ich die gnädige Frau rufen. Sie hat den Schlüssel." Und der Schaffner, der Kortschagin nicht allein lassen wollte, nahm ihn mit sich.

Die Frau betrat als erste das Coupé. Ihr folgte Kortschagin. Der Zugbegleiter blieb in der Tür stehen, die er mit seiner massiven Gestalt ganz einnahm. Pawel bemerkte zwei elegante Lederkoffer in den Gepäcknetzen, einen nachlässig auf das Polster geworfenen seidenen Mantel, ein Fläschchen Parfüm und eine winzige Puderdose aus Malachit auf dem Tisch. Die Frau setzte sich in die Ecke des Diwans, strich ihr flachsblondes Haar zurecht und beobachtete den Monteur bei seiner Arbeit.

„Gestatten gnädige Frau, daß ich das Coupé einen Augenblick verlasse, der Herr Major wünscht kaltes Bier", sagte der Schaffner devot, mühsam seinen Stiernacken vorbeugend.

In singend-affektiertem Ton erwiderte die Angeredete:

„Sie können gehen."

Das Gespräch wurde in polnischer Sprache geführt.

Aus dem Gang fiel ein Lichtstreifen auf die Schulter der Frau. Das hochelegante, von erstklassigen Pariser Schneidern angefertigte Kleid aus feinster Lyoner Seide ließ Schultern und Arme frei. In dem kleinen Ohr wippte aufblitzend und funkelnd ein tropfenförmiger Brillant. Kortschagin sah nur die wie aus Elfenbein geschnitzten Schultern und Arme der Frau. Das Gesicht war in Schatten getaucht. Flink arbeitete Pawel mit dem Schraubenzieher und wechselte an der Decke die Fassung aus. Nach einer Minute erleuchtete helles Licht das Coupé. Es blieb nur noch die zweite Lampe über dem Diwan, auf dem die Frau saß, zu überprüfen.

„Ich muß auch noch diese Lampe nachsehen", sagte Kortschagin und blieb vor ihr stehen.

„Ach ja, ich störe Sie hier", erwiderte die Dame in reinstem Russisch. Sie erhob sich behend von dem Diwan und stand direkt neben Pawel. Jetzt konnte er auch ihr Gesicht sehen. Die schnurgeraden Augenbrauen und hochmütig zusammengepreßten Lippen kamen ihm bekannt vor. Jeder Zweifel war ausgeschlossen: Vor ihm stand Nelly Leszczynska. Die Tochter des Advokaten mußte seinen verwunderten Blick bemerkt haben. Doch wenn Kortschagin sie auch erkannt hatte, Nelly Leszczynska merkte nicht,



daß der in den letzten vier Jahren in die Höhe geschossene Monteur ihr ehemaliger unruhiger Nachbar war.

Als Antwort auf seine erstaunten Blicke zog sie die Augenbrauen lässig zusammen, begab sich zur Coupétür und blieb dort stehen, ungeduldig mit der Spitze des kleinen Lackschuhs klopfend.

Pawel prüfte die andere Lampe. Nachdem er sie losgeschraubt hatte, hielt er sie gegen das Licht und fragte plötzlich, unerwartet für sich selbst, noch mehr aber für Nelly Leszczynska, in polnischer Sprache:

„Ist Viktor auch hier?"

Bei dieser Frage wandte sich Kortschagin nicht um. Er konnte Nellys Gesicht nicht sehen, aber ihr langes Schweigen zeugte von ihrer Verlegenheit.

„Kennen Sie ihn denn?"

„Sehr gut sogar. Wir waren doch Nachbarn." Pawel blickte sie an.

„Ach, Sie sind ja Pawel, der Sohn der ...“ Nelly hielt inne.

„Köchin“, half ihr Kortschagin aus.

„Wie groß Sie geworden sind! Ich kann mich noch daran erinnern, was für ein wilder Junge Sie waren.“

Nelly musterte ihn unverhohlen vom Kopf bis zu den Füßen.

„Aber weshalb interessiert Sie Viktor? Soweit ich mich entsinne, standet ihr gar nicht so gut miteinander“, sagte Nelly mit singender Sopranstimme, in der Hoffnung, sich durch diese unerwartete Begegnung ein wenig zu zerstreuen.

Der Schraubenzieher drehte flink eine Schraube in die Wand.

„Mit Viktor habe ich noch eine Rechnung zu begleichen. Sollten Sie ihn sehen, sagen Sie ihm, daß ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe, mit ihm abzurechnen.“

„Sagen Sie mir doch, wieviel er Ihnen schuldig ist, ich kann Ihnen gleich alles bezahlen.“

Sie wußte genau, welche „Abrechnung“ Kortschagin meinte. Die Geschichte mit den Petljura-Leuten war ihr bekannt. Es reizte sie jedoch, sich über diesen „Plebejer“ lustig zu machen.

Kortschagin würdigte sie keiner Antwort.

„Sagen Sie, stimmt es, daß unser Haus ausgeraubt und zerstört worden ist? Die Laube und die Blumenbeete hat man doch sicher verwüstet?“ erkundigte sich Nelly traurig.

„Das Haus gehört jetzt uns und nicht euch, und wir haben gar kein Interesse daran, es zu zerstören.“

Nelly lächelte höhnisch.

„Oho, Sie hat man also auch erzogen! Aber ganz nebenbei, das hier ist der Wagen der polnischen Gesandtschaft, und in diesem Coupé bin ich die Herrin, Sie aber sind das geblieben, was Sie waren, ein Sklave. Sie arbeiten auch heute noch, damit ich Licht habe, damit ich hier auf diesem Diwan bequem lesen kann. Früher hat Ihre Mutter für uns Wäsche gewaschen, und Sie haben Wasser getragen. Jetzt treffen wir uns in der gleichen Lage wieder.“

Sie sprach mit triumphierender Schadenfreude. Pawel, der damit beschäftigt war, das Ende des Drahtes mit einem Messer zu spitzen, betrachtete die Polin mit unverhohlenem Spott.

„Ich hätte für Sie persönlich, Bürgerin, auch nicht einen rostigen Nagel in die Wand geschlagen. Da aber die Bourgeoisie die Diplomaten ausgedacht hat, halten wir uns an die Regeln und schlagen ihnen nicht den Kopf ab, nicht einmal Grobheiten sagen wir ihnen, wie Sie es beispielsweise jetzt tun.“

Nelly wurde puterrot.

„Was hätten Sie mit mir angefangen, wenn es Ihnen gelungen wäre, Warschau einzunehmen? Hätten Sie mich auch zu Frikadellen verarbeitet oder zur Konkubine genommen?“

Sie stand in der Tür, graziös vorgeneigt, mit sinnlich bebenden Nasenflügeln. Man sah ihr an, daß der Kokaingenuß ihr nicht fremd war. Die Lampe über dem Diwan gab endlich Licht. Pawel richtete sich auf.

„Wer braucht Sie denn? Auch ohne unsere Säbel werden Sie an Kokain krepieren. An so einer wie dir würde ich mich nicht einmal vergreifen.“

Den Kasten in der Hand, machte er zwei Schritte zur Tür. Nelly wich zur Seite, und erst am Ende des Korridors hörte er ihre gepreßte Stimme:

„Verfluchter Bolschewik!“

Am Abend des nächsten Tages, als sich Kortschagin auf dem Wege zur Bibliothek befand, begegnete er auf der Straße Katja Seljonowa. Sie hielt ihn am Ärmel fest und vertrat ihm scherzhaft den Weg.

„Wohin rennst du denn, Agitpropmann?“

„In die Bibliothek, Tantchen, gib mir den Weg frei“, erwiderte Kortschagin in gleichem Ton, nahm Katja behutsam an den Schultern und schob sie vorsichtig etwas zur Seite.

Katja machte sich los und schritt neben Pawel her.

„Hör mal, Pawluscha! Man muß ja nicht ununterbrochen studieren ... Weißt du was? Komm mit mir jetzt zu Sina Gladysch, dort wird heute eine große Gesellschaft sein. Die Mädels haben mich schon lange darum gebeten, dich einzuladen. Du hast nichts als Politik im Kopf. Hast du denn wirklich gar kein Bedürfnis nach Zerstreuung? Einmal etwas ausspannen? Laß heute mal das Lesen sein, davon wird dein Kopf nur freier werden“, überredete ihn Katja hartnäckig.

„Was für eine Gesellschaft ist das? Was wird dort los sein?“

Katja äffte ihn spöttisch nach:

„Was dort los sein wird! Natürlich wird dort nicht gebetet, man amüsiert sich – das ist alles. Du kannst doch Harmonika spielen? Und ich habe dich noch nicht ein einziges Mal gehört. Nun, tu mir schon den Gefallen. Sinas Onkel hat eine Ziehharmonika, aber er spielt schlecht. Die Mädels inter-

essieren sich für dich, und du vergräbst dich hinter den Büchern. Wo steht es geschrieben, daß sich die Komsomolzen nicht auch mal amüsieren dürfen? Los. Gehen wir, solange ich es noch nicht satt habe, dich zu überreden, oder wir werden uns für mindestens einen Monat verkrachen."

Die Anstreicherin Katja mit den großen Augen war ein guter Kamerad und keine schlechte Komsomolzin. Kortschagin wollte das Mädchen nicht kränken und willigte ein, obwohl ihm das alles ungewöhnlich und etwas seltsam vorkam.

In der Wohnung des Lokomotivführers Gladysch ging es laut und lebhaft her. Die Erwachsenen waren, um das junge Volk nicht zu stören, ins Nebenzimmer gegangen. Im ersten großen Raum und auf der angrenzenden Veranda, die in einen kleinen Garten führte, waren etwa fünfzehn Burschen und Mädchen beisammen. Als Katja und Pawel durch den Garten auf die Veranda kamen, wurde dort gerade „Füttert die Täubchen" gespielt. Das ging so vor sich: Mitten auf der Veranda standen zwei mit den Lehnen gegeneinandergestellte Stühle, auf denen nach Aufforderung der Gastgeberin, die das Spiel leitete, ein Junge und ein Mädchen Platz nahmen. Die Gastgeberin rief: „Füttert die Täubchen!", und die beiden drehten sich um, so daß sich ihre Lippen trafen, und sie mußten sich dann in aller Öffentlichkeit küssen. Dann kamen andere Spiele an die Reihe, das „Ringspiel", der „Briefträger", und alle waren unbedingt mit Küssen verbunden. Beim „Briefträger" aber ging die Knutscherei nicht in aller Öffentlichkeit vor sich, sondern wurde von der hellerleuchteten Veranda ins Zimmer verlegt, wo dann jedesmal das Licht ausgemacht wurde. Für diejenigen, denen diese Spiele nicht gefielen, lag auf einem kleinen runden Tisch in der Ecke ein Kartenspiel, „Blumenflirt", bereit. Pawels Nachbarin, die sich Mura nannte, ein Mädchen von sechzehn Jahren, sah ihn mit ihren blauen Augen kokett an, reichte ihm eine Karte hin und sagte leise:

„Veilchen."

Vor einigen Jahren war Pawel auf solchen Gesellschaften gewesen, und wenn er sich auch nicht unmittelbar daran beteiligt hatte, betrachtete er sie doch als eine normale Erscheinung. Jetzt aber, wo er sich von dem spießbürgerlichen Leben der Kleinstadt für immer losgesagt hatte, kam ihm diese Gesellschaft irgendwie abstoßend und lächerlich vor.

Wie dem aber auch war, er hielt eine Karte des „Blumenflirts" in der Hand.

Dem „Veilchen" gegenüber standen die Worte: „Sie gefallen mir sehr."

Pawel blickte das Mädchen an. Gänzlich ungeniert begegnete sie seinem Blick.

„Warum?"

Die Frage kam ungeschickt heraus. Aber Mura hatte sich die Antwort schon vorher ausgedacht.

„Rose", sie hielt ihm die zweite Karte hin.

Auf dieser Karte, der „Rose" gegenüber, las er: „Sie sind mein Ideal." Kortschagin sah das Mädchen an und fragte, bemüht, nicht grob zu sein:

„Wozu gibst du dich mit solchem Unsinn ab?"

Mura wurde verwirrt und verlegen.

„Ist Ihnen etwa mein Geständnis unangenehm?" Sie verzog schmollend ihr Mündchen.

Kortschagin ließ ihre Frage unbeantwortet. Es interessierte ihn jedoch, mit wem er es zu tun hatte, und er stellte Fragen, auf die das Mädchen bereitwillig Antwort gab. Bald war er im Bilde, daß sie eine Mittelschule besuchte, daß ihr Vater Kontrolleur im Eisenbahndepot sei, daß sie Pawel schon seit langem vom Sehen kannte und ihn schon immer gerne hatte näher kennenlernen wollen.

„Wie heißt du denn?" erkundigte sich Kortschagin.

„Mura Wolynzewa."

„Dein Bruder ist Zellensekretär im Depot?"

„Ja."

Jetzt wußte Kortschagin Bescheid. Wolynzew, einer der aktivsten Komsomolzen des Bezirks, kümmerte sich anscheinend absolut nicht um seine Schwester, und so wuchs sie denn als eine kleine Spießbürgerin heran. Im letzten Jahr hatten sie angefangen auf derartige Gesellschaften zu gehen, wie sie ihre Freundinnen ab und zu veranstalteten. Immer und überall diese ewige Küsserei. Sie hatte Kortschagin einige Male bei ihrem Bruder gesehen.

Mura war es klar, daß Pawel ihr Benehmen nicht gefiel, und als man sie aufforderte, „die Täubchen zu füttern", weigerte sie sich, da sie einen schiefen Blick Kortschagins auffing, entschieden. So saßen sie noch einige Minuten beisammen, und Mura erzählte von sich. Katja Seljonowa kam auf sie zu.

„Soll ich dir die Ziehharmonika bringen? Wirst du spielen?" Und schelmisch mit den Augen zwinkernd, blickte sie Mura an: „Nun, habt ihr Bekanntschaft miteinander geschlossen?"

Pawel zog Katja auf den neben ihm stehenden Stuhl. Er nahm die Gelegenheit wahr, daß um sie herum gelacht und geschrien wurde, und antwortete: „Spielen werde ich nicht, Mura und ich gehen sofort weg."

„Oho! Ihr habt es hier also schon satt", sagte Katja vieldeutig.

„Ja, wir haben es satt. Aber sag mir bloß, sind außer uns beiden noch mehr Komsomolzen hier? Oder haben nur wir uns in diesen Taubenschlag verirrt?"

Besänftigend meinte Katja:

„Die Blödelei ist schon zu Ende, jetzt wird gleich getanzt."

Kortschagin stand auf.

„Tanze meinetwegen, Katjuscha, aber Mura und ich, wir gehen trotzdem weg."

Einmal abends schaute Anna Borchardt zu Okunew herein. Kortschagin war allein.

„Bist du heute sehr beschäftigt, Pawel? Willst du nicht mit mir zur Vollversammlung des Stadtsowjets gehen? Zu zweit ist's angenehmer, und die Versammlung wird sicher spät aus sein."

Kortschagin machte sich rasch fertig. Über dem Bett hing seine Mauserpistole, aber sie war zu schwer. Er holte aus der Lade Okunews Browning hervor und steckte ihn ein. Dann schrieb er einige Zeilen an Okunew und versteckte den Schlüssel an der vereinbarten Stelle.

Im Theater trafen sie Pankratow und Olga. Sie saßen alle beisammen und gingen in den Pausen auf dem Platz vor dem Theater auf und ab. Die Sitzung zog sich, wie es Anna vorausgesagt hatte, bis spät in die Nacht hin.

„Willst du nicht vielleicht zu mir schlafen kommen? Es ist schon spät, und der Weg ist weit", schlug Olga vor.

„Nein, danke, Pawel und ich haben verabredet, gemeinsam nach Hause zu gehen", antwortete Anna.

Pankratow und Olga schritten die Hauptstraße hinunter, und die beiden aus Solomenka begaben sich auf den Heimweg.

Es war eine finstere und schwüle Nacht. Die Stadt lag in tiefem Schlaf. Die Teilnehmer der Plenartagung strebten durch die stillen Straßen in verschiedenen Richtungen auseinander. Ihre Schritte und Stimmen verhallten allmählich in der Ferne. Pawel und Anna entfernten sich rasch vom Stadtzentrum. Auf dem leeren Marktplatz wurden sie von einer Patrouille angehalten, die ihre Dokumente prüfte und die beiden dann weitergehen

ließ. Sie überquerten den Boulevard und gelangten auf eine unbeleuchtete, einsame Straße, die über ein freies Gelände führte.

Sie bogen links auf die Chaussee ab und kamen an den Eisenbahnlagern vorüber. Es waren langgestreckte Betonbauten, die düster und grimmig dreinschauten. Anna wurde unwillkürlich unruhig. Forschend blickte sie ins Dunkel und gab Kortschagin nur kurze und zerstreute Antworten. Als sich dann ein verdächtiger Schatten nur als Telegraphenpfahl entpuppte, lachte Anna auf und gestand Kortschagin, wie ihr zumute war. Sie faßte ihn unter, schmiegte sich an ihn und wurde so allmählich ruhiger.

„Ich bin erst zweiundzwanzig Jahre alt, aber nervös wie ein altes Mütterchen. Du kannst mich für feige halten. Das stimmt jedoch nicht. Und heute sind meine Nerven irgendwie besonders überspannt. Jetzt, da ich fühle, daß du neben mir gehst, schwindet meine Unruhe, und ich schäme mich, daß ich ein Hasenfuß bin."

Pawels Ruhe, das Aufglimmen seiner Zigarette, die ab und zu für einen kurzen Augenblick sein Gesicht, die kühn geschwungenen Brauen beleuchtete, verscheuchten die Furcht, die die nächtliche Finsternis, die Verlassenheit der Gegend und der im Theater gehörte Bericht über einen schauderhaften Mord, der in der vergangenen Nacht im Podol-Stadtteil verübt worden war, wachgerufen hatten.

Sie hatten die Lager bereits hinter sich und passierten die Brücke über dem Flüßchen, gingen dann die Bahnhofschaussee entlang auf den Tunnel zu, der Verbindung dieses Stadtteils mit dem Eisenbahnbezirk.

Den Bahnhof hatten sie weit abseits, rechts liegenlassen. Der Tunnel führte in ein schmales Gäßchen hinter dem Depot. Dort waren sie schon fast zu Haus. Oben an den Eisenbahnlinien glitzerten die Lichter an den Weichen und Signalen, und beim Depot hörte man das tiefe, müde Ächzen einer Lokomotive, die sich zur nächtlichen Ruhe begab.

Über dem Tunneleingang hing an einem rostigen Haken eine Laterne. Der Wind schaukelte sie kaum merklich hin und her, und ihr trübgelbes Licht glitt die Tunnelwände entlang.

Etwa zehn Schritte vom Tunnel entfernt stand dicht an der Chaussee ein einsames Häuschen. Vor zwei Jahren war da ein schweres Geschoß eingeschlagen und hatte im Innern des Häuschens das Unterste zuoberst gekehrt, seine Fassade in eine Ruine verwandelt, die jetzt als riesiges Loch gähnte und gleich einem Bettler am Straßenrand ihre Armseligkeit preisgab. Auf dem Damm fuhr ein Zug vorüber.

„Nun sind wir schon fast zu Hause." Anna seufzte erleichtert.

Pawel versuchte seinen Arm unauffällig frei zu machen. Aber Anna ließ nicht los. Sie hatten soeben das zerstörte Häuschen hinter sich, da stürzte plötzlich etwas hinter ihnen herunter. Sie vernahmen hastige Schritte, ein Keuchen; sie wurden eingeholt.

Kortschagin wollte seinen Arm losreißen, doch Anna preßte ihn angsterfüllt nur noch fester. Als sich Pawel dann doch mit Gewalt befreite, war es schon zu spät, eiserne Finger krallten sich in seinen Nacken. Ein Ruck – und Pawel wurde mit dem Gesicht dem Angreifenden zugekehrt. Die Hand packte ihn an der Kehle und drehte dabei den Kragen seiner Feldbluse wie einen Strick zusammen. Pawel erblickte eine Pistole vor sich, deren Lauf langsam einen Bogen in der Luft beschrieb und auf ihn gerichtet war.

Mit übermenschlicher Gespanntheit verfolgten seine Augen die Bewegung. Es war der Tod, der ihm in Gestalt der dunklen Mündung ins Angesicht schaute, und Kortschagin brachte nicht die Kraft auf, sein Wille reichte nicht aus, für den hundertsten Teil einer Sekunde den Blick von dieser Mündung abzuwenden.

Er erwartete den Tod. Aber der Schuß erfolgte nicht, und Pawels weitgeöffnete Augen sahen das Gesicht des Banditen: einen mächtigen Schädel, einen riesigen Unterkiefer, einen schwarzen, seit langem nicht geschorenen Bart. Die Augen aber blieben im Dunkeln; sie waren von dem breiten Schirm der Sportmütze verdeckt.

Einen Augenblick lang erblickte Kortschagin das kreidebleiche Gesicht Annas, sah, wie das Mädchen von einem der Banditen zu der Hausruine gezerrt wurde. Dort warf er sie nieder und verdrehte ihr dabei die Arme. Noch eine Gestalt flitzte vorbei, die Kortschagin nur als Schatten an der Wand wahrnehmen konnte.

Hinten bei den Ruinen des Hauses fand ein Kampf statt. Anna wehrte sich erbittert, ihr unterdrückter Hilferuf wurde durch eine Mütze erstickt, die ihr den Mund verschloß. Den Kerl, in dessen Händen sich Pawel befand, zog es wie ein wildes Tier zur Beute. Er wollte doch nicht nur als teilnahmsloser Zeuge bei einer Vergewaltigung dabeistehen. Er war allem Anschein nach der Anführer, und eine derartige Rollenverteilung gefiel ihm ganz und gar nicht. Der Bursche, den er da vor sich hatte, war noch ein richtiger Grünschnabel, allem Anschein nach so ein „Jammerlappen aus dem Depot". Er war ihnen bestimmt in keiner Weise gefährlich.

Wenn man dem zwei-, dreimal ordentlich mit der Pistole über die Schnauze fährt und dann in Richtung auf das freie Gelände weist, wird er sicher wie ein geölter Blitz davonsausen und sich bis zur Stadt kein einziges Mal umschauen. Und so ließ er Pawel los.

„Mach, daß du wegkommst ... aber 'n bißchen Volldampf! Und wenn du nur einen Laut von dir gibst, so kriegst du eine ins Genick!" Und der Kerl mit dem mächtigen Schädel stieß Kortschagin den Lauf der Pistole gegen die Stirn. „Los!" preßte er heiser hervor und ließ die Waffe sinken, damit der Bursche nicht befürchte, daß er ihm in den Rücken schießen könnte.

Kortschagin stürzte zurück. Die ersten paar Schritte lief er seitwärts, ohne den Banditen aus den Augen zu lassen. Der begriff, daß der Junge immer noch eine Kugel erwartete, und eilte dem Hause zu.

Kortschagins Hand griff nach der Tasche. Jetzt nur nicht verpassen, nur nicht verpassen. Er wandte sich jäh um, streckte die linke Hand aus, zielte und drückte ab. Das alles war das Werk einer Sekunde.

Der Bandit hatte seinen Fehler zu spät bemerkt. Bevor er noch anlegen konnte, hatte ihn schon eine Kugel in die Seite getroffen.

Der Stoß schleuderte ihn gegen die Tunnelwand, und er sank mit dumpfem Stöhnen langsam zu Boden, während er versuchte, sich an die Wand zu klammern. Aus der Hausruine glitt ein Schatten den steilen Abhang hinunter. Kortschagin jagte ihm eine Kugel nach. Ein zweiter Schatten floh geduckt in die Finsternis des Tunnels. Wieder ein Schuß. Überschüttet mit dem Staub des von dem Anprall der Kugel abbröckelnden Betons, sprang der Schatten zur Seite und verschwand im Dunkel. Drei Browningschüsse durchbrachen die nächtliche Stille. An der Mauer wand sich der Kerl mit dem mächtigen Schädel wie ein Wurm in den letzten Zügen.

Anna, von dem Schrecken des Vorgefallenen aufs tiefste erschüttert, blickte, als Pawel ihr aufstehen half, auf den sich krümmenden Banditen und konnte an ihre Rettung kaum glauben.

Kortschagin zog sie gewaltsam in die Dunkelheit, heraus aus dem Lichtkreis. Dann rannten sie zurück in die Stadt, auf den Bahnhof zu. Über dem Tunnel, auf dem Bahndamm, sah man bereits Laternen leuchten, und auf dem Gleis knallte dumpf ein Alarmschuß.

Als sie endlich Annas Wohnung erreicht hatten, krähten irgendwo auf Batyjewa Gora schon die Hähne. Anna legte sich ein wenig hin. Kortschagin

nahm am Tisch Platz. Er rauchte, und sein Blick folgte aufmerksam der aufsteigenden grauen Rauchwolke ...

Jetzt hatte er zum viertenmal in seinem Leben einen Menschen getötet.

Existierte denn überhaupt auf der Welt Tapferkeit im reinsten Sinne des Wortes? Pawel rief sich all seine Eindrücke und Empfindungen ins Gedächtnis zurück und mußte sich gestehen, daß das schwarze Auge der Pistolenmündung sein Herz in den ersten Sekunden hatte erstarren lassen. Und durften sich denn die zwei Schatten so straflos aus dem Staub machen, nur weil er auf einem Auge erblindet war und linkshändig schießen mußte? Nein. Er hätte aus einer so geringen Entfernung auch erfolgreicher schießen können, aber jene Gespanntheit und Hast, zweifellos Anzeichen seiner Verwirrung, hatten ihn daran gehindert.

Das Licht der Tischlampe beleuchtete seinen Kopf. Anna beobachtete ihn, sie verfolgte jede Bewegung seiner Gesichtsmuskeln. Seine Augen blickten ruhig, und von den ihn quälenden Gedanken zeugte einzig eine Furche auf der Stirn.

„Worüber denkst du nach, Pawel?“

Seine Gedanken verflogen, durch die Frage aufgescheucht, gleich der Rauchwolke hinter die Grenzen des Lichtkreises, und er sagte das erste, was ihm in den Sinn kam: „Ich gehe jetzt sofort zur Kommandantur. Man muß sie von allem in Kenntnis setzen.“

Und schwerfällig, seine Müdigkeit bekämpfend, stand er auf und reichte Anna die Hand.

Anna ließ die Hand nicht gleich los – wollte nicht allein bleiben. Sie brachte ihn bis zur Tür und schloß sie erst, als Pawel, der ihr jetzt plötzlich so teuer geworden war, so nahestand, in der Dunkelheit verschwunden war.

Kortschagins Erscheinen in der Kommandantur klärte die Sache mit dem der Eisenbahnwache ganz unverständlichen Mord auf. Die Leiche hatte man sofort identifiziert; es war ein den Kriminalbehörden zur Genüge bekannter, immer wieder rückfälliger Einbrecher und Mörder, der Totenschädel-Fimka.

Der Vorfall am Tunnel wurde tags darauf Stadtgespräch und führte zu einem unerwarteten Zusammenstoß zwischen Pawel und Zwetajew.

Während der Arbeit erschien Zwetajew in der Werkabteilung und rief Pawel beiseite. Er ging mit ihm in den Korridor, blieb dort in einer dunklen Ecke stehen und stieß endlich aufgeregt, denn er wußte nicht, wie anfangen – hervor:

„Erzähl bitte, was gestern passiert ist.“

„Du bist doch im Bilde.“

Zwetajew zuckte nervös mit den Achseln. Der Monteur ahnte nicht, daß der Vorfall am Tunnel Zwetajew schmerzlicher als die anderen berührt hatte; ahnte nicht, daß dieser Schmied, trotz seiner äußerlichen Gleichgültigkeit, für Anna Borchardt etwas übrig hatte. Nicht nur Zwetajew war Anna sympathisch, aber bei ihm war die Sache viel komplizierter.

Die Begebenheit am Tunnel, von der ihm eben Talja Lagutina erzählt hatte, ließ eine qualvolle Unruhe in ihm zurück. Er konnte dem Monteur die Frage nicht so offen stellen, wollte aber trotzdem eine Antwort darauf haben. Irgendwo im tiefsten Innern war ihm klar, wie egoistisch und kleinlich seine Besorgnis war, aber in dem Kampf der verschiedenartigen Empfindungen trug diesmal ein primitives und geradezu tierisches Gefühl den Sieg davon.

„Hör doch, Kortschagin“, sprach er gedämpft, „dieses Gespräch bleibt streng unter uns. Ich verstehe, daß du über die Geschichte nichts erzählen willst, Annas wegen. Aber mir kannst du vertrauen. Sag doch, haben die anderen Kerle, als der Bandit dich festhielt, inzwischen Anna vergewaltigt?“ Bei den letzten Worten wandte sich Zwetajew unwillkürlich ab.

Kortschagin gingen allmählich die Augen auf. Wäre Anna dem Zwetajew gleichgültig, dann würde er sich nicht so aufregen, aber wenn er sie lieb hat, dann ... Pawel fühlte sich für Anna verletzt.

„Warum willst du das wissen?“

Zwetajew murmelte einige abgerissene Worte, fühlte aber, daß er durchschaut worden war, und das machte ihn plötzlich böse.

„Weshalb drückst du dich um eine Antwort herum? Ich frage dich etwas, und du unterziehst mich da einem Verhör.“

„Liebst du Anna?“

Schweigen. Dann brachte Zwetajew mühsam heraus:

„Ja.“

Kortschagin verbiß nur schwer seine Wut, kehrte ihm den Rücken und schritt, ohne sich umzublicken, den Korridor entlang. –

Eines Abends stand Okunew vor dem Bett des Freundes und trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. Schließlich setzte er sich auf den Bettrand und legte die Hand auf Pawels aufgeschlagenes Buch.

„Weißt du, Pawluscha, ich muß dir was erzählen. Einerseits ist es zwar eine Lappalie, aber andererseits auch nicht. Zwischen mir und Talja Lagutina ist da so eine ulkige Geschichte. Zuerst, siehst du, da hat sie mir gefallen." Okunew kratzte sich verlegen hinterm Ohr. Als er jedoch sah, daß der Freund ernst blieb, faßte er Mut: „Und dann ging es Talja ... auch so. Kurz und gut – ich werde dir das nicht erst alles erzählen –, es liegt ja auf der Hand. Wir haben also gestern beschlossen, unser Glück zu versuchen und ein gemeinsames Leben aufzubauen. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, beide sind wir stimmberechtigt. Wir wollen miteinander nach dem Prinzip der Gleichberechtigung leben. Was hältst du davon?"

Kortschagin dachte nach.

„Was kann ich dir darauf erwidern, Kolja? Ihr beide seid meine Freunde, gehört beide zu uns. In allem anderen paßt ihr auch zueinander. Und Talja ist ein besonders feines Mädel ... Hier ist doch alles klar."

Am darauffolgenden Tag trug Kortschagin seine Sachen in die Gemeinschaftswohnung des Depots, und kurze Zeit später fand bei Anna eine kommunistische Feier ohne Festmahl zu Ehren des Freundschaftsbundes zwischen Talja und Nikolai statt. Es war ein Abend der Erinnerungen, man las Abschnitte aus Lieblingsbüchern, sang schöne Lieder im Chor. Weit hinaus schallten die Kampflieder. Später brachten Katja Seljonowa und Mura Wolynzewa eine Ziehharmonika, und ein Gemisch aus dunklen und silberhellen Stimmen erfüllte das Zimmer. Selten hatte Pawka so gut wie an diesem Abend gespielt. Und als zum Erstaunen aller sogar der lange Pankratow zu tanzen begann, vergaß der Musikant sich vollständig, und seine Harmonika brauste feurig auf:

Hört es alle! Hört es alle!
Denikin spuckt Gift und Galle:
Die Tscheka hat ungeniert
Koltschak völlig liquidiert.

Die Harmonika erzählte von der Vergangenheit – von den heißen Kriegsjahren und vom Heute –, von Freundschaft, Kampf und Freude. Als Pawel das Instrument Wolynzew übergeben hatte und der Schlosser die temperamentvolle Melodie vom „Äpfelchen" daherbrausen ließ, stürzte sich niemand anders als unser Elektromonteur in den ungestümen Tanz. Zum dritten und letzten Male in seinem Leben tanzte Kortschagin eine tolle ukrainische Tschetschotka.

VIERTES KAPITEL

Die Grenze – das sind zwei Pfähle. Schweigsam und feindlich stehen sie einander gegenüber – verkörpern zwei Welten. Der eine Pfahl ist gehobelt und lackiert, rot und weiß gestrichen wie ein Schilderhaus, am oberen Ende ist der einköpfige Raubvogel mit starken Nägeln befestigt. Die Schwingen ausgebreitet, umkrallt der einköpfige Aasgeier mit seinen Fängen gleichsam den gestreiften Pfahl und blickt feindselig auf das gegenüberliegende Metallschild; der gebogene Schnabel ist krampfhaft vorgestreckt. Sechs Schritt von ihm entfernt steht ein anderer Pfosten. Tief in die Erde eingegraben ist der rund behauene Eichenpfahl, an dem ein gußeisernes Schild mit Hammer und Sichel befestigt ist. Zwischen den zwei Welten liegt ein Abgrund, obwohl die Pfähle auf ebener Erde stehen. Diese sechs Schritt darf keiner ohne Erlaubnis tun, wenn er nicht sein Leben riskieren will.

Hier ist die Grenze.

Tausende Kilometer weit, vom Schwarzen Meer bis zum Nördlichen Eismeer, erstreckt sich die reglose Kette dieser stummen Wachposten der Sowjetischen Sozialistischen Republiken, jeder von ihnen trägt das hehre Emblem der Arbeit auf dem gußeisernen Schild. Jener Pfahl, an dem der gefiederte Räuber angenagelt ist, markiert die Grenze des Landes der polnischen Pans.

Es ist eine gottverlassene Gegend, in der sich dieses kleine Städtchen Beresdow verbirgt.

Zehn Kilometer davon entfernt, dem polnischen Flecken Korez gegenüber, verläuft die Grenze. Zwischen Slawuta und Anapol liegt der Bezirk des N-sker Grenzschutzbataillons.

Ein Grenzpfahl neben dem anderen erhebt sich auf den schneebedeckten Feldern, die Pfähle dringen durch die Waldschneisen, steigen die Anhänge





hinab, kommen wieder zum Vorschein, ragen auf den Hügeln empor und blicken, am Fluß angelangt, von den hohen Ufern auf die schneeverwehte Ebene des fremden Landes hinunter.

Es herrscht strenger Frost. Der Schnee knirscht unter den Filzstiefeln. Von dem mit Hammer und Sichel beschlagenen Grenzpfahl löst sich eine mächtige Gestalt mit einem Helm auf dem Kopf. Schweren Schrittes schreitet sie ihren Abschnitt ab. Der hochgewachsene Rotarmist trägt Filzstiefel und einen grauen Mantel mit grünen Litzen. Über den Mantel hat er einen riesigen Schafpelz mit einem ungeheuer breiten Kragen gehängt. Der Kopf ist warm in den Tuchhelm gehüllt, die Hände stecken in Fäustlingen aus Schaffell. Der Pelz ist lang, er reicht bis zu den Fersen, und sogar bei

wütendem Schneesturm schützt er vor Kälte. Über den Pelz geschultert liegt das Gewehr. Der Rotarmist schreitet, mit dem Pelz den Schnee streifend, seinen Grenzpfad entlang und zieht voller Behagen den Rauch der selbstgedrehten Machorkazigarette ein. Auf der Sowjetseite stehen die Wachposten auf offenem Feld in einer Entfernung von einem Kilometer, damit sie einander noch mit bloßem Auge erkennen können. Auf polnischer Seite stehen auf derselben Strecke zwei Posten.

Auf dieser Strecke kommt dem Rotarmisten ein polnischer Soldat auf seinem Pfad entgegen. Er trägt kurze grobe Soldatenstiefel und eine graugrüne Uniform, darüber einen schwarzen Mantel mit zwei Reihen glänzender Knöpfe. Auf dem Kopf hat er eine polnische Mütze mit einem weißen

Adler; auf den Schulterklappen und auf dem Kragen sind ebenfalls Adler, aber davon wird dem Soldaten nicht wärmer. Der Frost durchdringt ihn bis auf die Knochen. Er reibt sich die erstarrten Ohren, schlägt im Gehen die Absätze gegeneinander. Die in den grünen Handschuhen steckenden Hände sind völlig durchfroren. Der polnische Soldat kann nicht eine Minute stehenbleiben; sofort läßt der Frost seine Gelenke erstarren, und deshalb geht er die ganze Zeit auf und ab, manchmal sogar im Laufschritt. Die Posten sind jetzt auf gleicher Höhe angelangt, der Pole macht kehrt und geht nun in derselben Richtung wie der Rotarmist.

An der Grenze darf nicht gesprochen werden, aber wenn ringsum kein Lebewesen ist, wenn erst einen Kilometer weiter menschliche Gestalten sichtbar sind – wer soll da erfahren, ob die beiden ihre Strecke schweigend abschreiten oder die internationalen Vorschriften verletzen.

Der Pole möchte rauchen, hat aber seine Streichhölzer in der Kaserne liegenlassen, und wie zum Trotz weht ihm auch noch ein leichter Wind den verführerischen Machorkageruch herüber. Der Pole hat aufgehört, das angefrorene Ohr zu reiben, und schaut nach rückwärts. Es kommt vor, daß sich Reiterpatrouillen unter Führung des Wachtmeisters oder gar des Herrn Oberleutnants an der Grenze herumtreiben und unerwartet hinter den Hügeln auftauchen, um die Posten zu inspizieren. Aber ringsum keine Menschenseele.

Blendendweiß glitzert der Schnee in der Sonne. Am Himmel ist nicht eine Schneeflocke.

„Genosse, gib mir bitte Feuer", bricht der Pole als erster die Heiligkeit des Gesetzes und zieht, während er das französische Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett über die Schulter wirft, mit den erstarrten Händen mühsam ein Päckchen billiger Zigaretten aus der Manteltasche hervor.

Der Rotarmist hört die Bitte des Polen, aber die Felddienstordnung für den Grenzschutz verbietet den Posten, sich mit irgend jemandem von jenseits der Grenze zu unterhalten; außerdem hat er auch nicht ganz verstanden, was der andere wollte, der ja polnisch gesprochen hatte. Er setzt seinen Weg fort und tritt fest mit den weichen Filzstiefeln in den knirschenden Schnee.

„Genosse Bolschewik, gib Feuer, schmeiß mir deine Streichholzschachtel herüber." Diesmal sagt es der Pole schon russisch.

Der Rotarmist mustert sein Gegenüber. Es scheint, daß der Frost dem „Pan" bis an die Leber gegangen ist. Er ist zwar ein Bourgeoissoldat, führt

aber ein jämmerliches Leben. In so einem dünnen Mäntelchen hat man ihn in die Kälte hinausgejagt, und nun hopst er wie ein Hase umher, lechzt nach einer Zigarette. Und ohne sich umzudrehn, wirft ihm der Rotarmist eine Streichholzschachtel hinüber. Der Soldat fängt sie im Flug auf. Erst nachdem er mehrere Streichhölzer zerbrochen hat, gelingt es ihm schließlich anzurauchen. Die Schachtel wandert den gleichen Weg über die Grenze zurück, und jetzt verstößt der Rotarmist unerwartet gegen die Vorschrift:

„Behalt sie, ich habe noch mehr."

Da schallt es über die Grenze herüber:

„Nein, danke, für diese Schachtel würde man mir zwei Jahre Gefängnis aufbrummen."

Der Rotarmist betrachtet die Schachtel. Ein Flugzeug ist darauf abgebildet. Statt des Propellers ist da eine mächtige Faust, und die Aufschrift lautet: „Unsere Antwort."

Ja tatsächlich, das paßt nicht so recht für die dort. Der polnische Soldat schreitet noch immer mit ihm in gleicher Richtung. Ihm ist es langweilig, so allein in dieser verlassenen Gegend zu sein.

Rhythmisch knarren die Sättel. Der regelmäßige Trab der Pferde wirkt einschläfernd. Auf der Schnauze des Rappen, um seine Nüstern und auf seiner Mähne liegt Reif. Der Atem des Tieres steigt als weißer Dampf empor. Graziös setzt die scheckige Stute des Bataillonskommandeurs die Hufe auf, beugt den schlanken Hals und spielt mit der Trense. Beide Reiter tragen graue Feldmäntel mit roten Quadraten auf den Ärmeln und Koppel mit Schulterriemen. Die Litzen des Bataillonskommandeurs Gawrilow sind grün, die seines Begleiters hingegen rot. Gawrilow steht im Grenzdienst. Sein Bataillon hat auf einer Strecke von siebzig Kilometern Grenzposten aufgestellt, hier ist er der Herr. Sein Begleiter ist ein Gast aus Beresdow, Kriegskommissar eines Ausbildungsbataillons, Kortschagin.

In der Nacht ist Schnee gefallen. Er liegt da, flaumig und weich, unberührt von Pferdehufen und Stiefeln. Die Reiter sind aus dem Jungholz dahergeritten und traben jetzt über das Feld. Vierzig Schritt weiter ragen abermals zwei Pfähle auf.

„Brr-r-r!"

Gawrilow zog die Zügel straff. Kortschagin lenkte den Rappen zur Seite, um die Ursache der Störung zu erfahren. Gawrilow beugte sich hinunter und betrachtete aufmerksam die seltsamen Spuren, die in den Schnee ein-

gedrückt waren. Es schien, als wäre ein Zahnrad über den Schnee gerollt. Hier war ein schlaues Tierchen vorbeigefegt, das seinen Fuß in die Spur des anderen gesetzt und seine Spuren durch allerhand erfinderische Schnörkel zu verwischen gesucht hatte. Es war schwer festzustellen, woher die Spur kam. Aber nicht diese Tierspur war es, die den Bataillonskommandeur bewogen hatte, seinen Ritt zu unterbrechen. Zwei Schritt von dieser Fährte entfernt waren andere vom Schnee verwehte Spuren zu sehen. Hier war ein Mensch gegangen. Er hatte seine Spuren nicht verwischt, sondern war direkt auf den Wald losgesteuert! Und die Spur zeigte deutlich, daß dieser Mensch aus Polen gekommen war. Der Bataillonskommandeur gab seinem Pferd die Sporen, und die Spur führte ihn zum Grenzposten. Auf polnischer Seite waren zehn Schritte weit ebenfalls Fußspuren zu sehen.

„In der Nacht hat jemand die Grenze überschritten", brummte der Bataillonskommandeur. „Sie haben das beim dritten Zug wiederum verschlafen, und im Morgenbericht ist nichts gemeldet worden. So eine Bande!" Gawrilows leicht ergrauter Schnurrbart hängt, vom Reif versilbert, borstig über die Lippe.

Den Reitern kommen zwei menschliche Gestalten entgegen. Die eine ist klein, schwarz, der Stahl des französischen Bajonetts funkelt in der Sonne. Die andere ist riesenhaft groß und trägt einen gelben Schafpelz. Die Stute spürt die Sporen, ihr Trab wird immer schneller, und die Reiter nähern sich rasch den auf sie Zukommenden. Der Rotarmist rückt seinen Schulterriemen zurecht und spuckt die zu Ende gerauchte Zigarette in den Schnee.

„Guten Tag, Genosse, wie steht es auf Ihrem Abschnitt?" Und ohne sich sonderlich zu bücken, da der Rotarmist groß ist, reicht ihm der Bataillonskommandeur die Hand. Der Riese reißt sich rasch den Fausthandschuh herunter. Der Bataillonskommandeur begrüßt den Posten.

Der Pole beobachtete das von weitem. Zwei rote Offiziere begrüßen den Wachposten wie einen nahen Freund. Einen Augenblick stellt er sich vor, was wohl passieren würde, wenn er seinem Major Zakrzewski die Hand reichen wollte. Und bei diesem unsinnigen Gedanken blickt er sich unwillkürlich um.

„Ich habe soeben Wache bezogen, Genosse Bataillonskommandeur", meldet der Soldat.

„Haben Sie die Spuren dort gesehen?"

„Nein, noch nicht."

„Wer stand nachts von zwei bis sechs Uhr Posten?"

„Surotenko, Genosse Bataillonskommandeur."

„Schon gut, geben Sie nur ordentlich acht."

Und während er dem Pferd die Sporen gab, warnte er streng:

„Marschiere weniger neben dem dort drüben daher."

Während dann die Pferde im Trab die breite Landstraße entlangliefen, die sich zwischen der Grenze und der Ortschaft Beresdow hinzog, erzählte der Bataillonskommandeur:

„An der Grenze muß man stets auf der Hut sein. Paßt du einmal nicht auf, so mußt du es bitter büßen. Das ist ein ruheloser Dienst. Am Tage kommen die nicht so leicht über die Grenze, um so mehr heißt es aber in der Nacht aufpassen. Urteilen Sie selbst, Genosse Kortschagin: Auf meinem Abschnitt zieht sich die Grenze mitten durch vier Dörfer. Da ist es sehr schwer aufzupassen. Wie du die Posten auch aufstellen magst, bei jeder Hochzeit und an jedem Feiertag erscheint dir die ganze Verwandtschaft. Und wie sollten sie auch nicht? Zwanzig Schritt stehen die Bauernhütten voneinander entfernt, und das Flüßchen kann eine Henne zu Fuß passieren. Ohne Schmuggel geht es dabei auch nicht ab. Es handelt sich zwar meist um Kleinigkeiten. Da bringt ein Weib ein paar Flaschen polnischen vierzigprozentigen Schnaps. Es gibt aber auch allerlei Schmuggler großen Stils, die mit viel Geld arbeiten. Und weißt du, was die Polen machen? In allen Grenzdörfern haben sie richtige Warenhäuser eröffnet – dort kannst du einkaufen, was du willst. Natürlich sind die nicht für ihre eigenen bettelarmen Bauern bestimmt."

Interessiert hörte Kortschagin den Worten des Bataillonskommandeurs zu. Das Leben an der Grenze gleicht einem Spähgang ohne Ende.

„Sagen Sie, Genosse Gawrilow, beschäftigen sich die Grenzschmuggler ausschließlich mit dem Herüberschmuggeln von Waren?"

Der Bataillonskommandeur antwortete mürrisch:

„Da liegt eben der Hund begraben."

Beresdow ist ein kleiner Flecken, ein ödes Provinznest in der ehemaligen jüdischen Siedlungszone. Zwei- bis dreihundert Häuschen stehen in wirrem Durcheinander, jedes von ihnen dort, wo es der Zufall hingestellt hat. In der Mitte des Nestes, auf einem riesigen Marktplatz, wirken die zwei Dutzend Buden wie verloren. Der Platz ist schmutzig und voller Mist. Rings um den Ort liegen Bauernhöfe. Im Zentrum der jüdischen Siedlung, auf dem Weg zum Schlachthaus, steht die alte Synagoge. Ein Hauch von

Trostlosigkeit geht von diesem baufälligen Gebäude aus. Die Synagoge ist zwar an Sonnabenden nicht gerade schwach besucht, jedoch kein Vergleich dazu, wie es früher war, und auch das Leben des Rabbiners ist nicht mehr so, wie er es wünscht. Anscheinend muß doch etwas sehr Schlimmes im Jahre 1917 passiert sein, wenn die Jugend sogar hier in diesem Krähwinkel dem Rabbiner nicht mehr mit dem gebührenden Respekt begegnet. Zwar halten sich die Alten noch immer an die religiösen Vorschriften und verschmähen „treife“, das zum Genuß Verbotene, aber wie viele der Jungen essen schon das von Gott verfluchte Schweinefleisch! Pfui Teufel, der Ekel steigt einem hoch, wenn man nur daran denkt. Reb Boruch stößt mit dem Fuß zornig ein Schwein beiseite, das eifrig in einem Misthaufen nach etwas Genießbarem sucht. Ja, der Rabbi ist nicht gerade erbaut darüber, daß Beresdow zum Bezirkszentrum geworden ist. Es sind da plötzlich eine Menge Kommunisten hergekommen, und jedesmal passiert etwas Neues, jeden Tag gibt es neue Unannehmlichkeiten. Erst gestern hat der Rabbi an dem Haus des Popen ein neues Schild entdeckt mit der Aufschrift: „Beresdower Bezirkskomitee des Kommunistischen Jugendverbandes der Ukraine“. Dieses Schild verhieß nichts Gutes.

In solche Gedanken vertieft, schritt der Rabbi dahin, bis er an der Tür seiner Synagoge eine kleine Bekanntmachung entdeckte:

„Heute findet im Klub eine öffentliche Versammlung der werktätigen Jugend statt. Referenten: Genosse Lissizyn, Vorsitzender des Exekutivkomitees, und Genosse Kortschagin, stellvertretender Sekretär des Bezirks-Jugendkomitees. Nach der Versammlung: Konzert der Schüler der Mittelschule.“

Wütend riß der Rabbiner den Zettel ab.

„Da haben wir's schon!“

Das Kirchlein des Ortes ist ringsum von einem großen Garten umgeben. In diesem Garten steht auch das geräumige, altmodische Haus des Popen. In den Zimmern herrscht stets muffig-öde Leere. Hier wohnen der Pope und seine Frau. Sie sind ebenso langweilig und alt wie ihr Haus und einander längst überdrüssig. Die Langeweile verschwand aber, seit die neuen Herren ins Haus eingezogen sind. Der große Saal, in dem der ehrwürdige Hausherr nur an den Kirchweihfesten Gäste zu empfangen pflegte, ist jetzt immer voller Menschen. Das Popenhaus ist zum Sitz des Parteikomitees von Beresdow geworden. An der Tür des kleinen Zimmers, rechts vom Haupteingang, steht mit Kreide geschrieben: „Bezirkskomitee des Jugendverbandes“.

Hier verbrachte Kortschagin, der neben seiner Funktion als Kriegskommissar des Ausbildungsbataillons auch den Posten des stellvertretenden Sekretärs des soeben geschaffenen Bezirkskomitees des Kommunistischen Jugendverbandes bekleidete, einen Teil seiner Tage.

Acht Monate waren seit dem Abend vergangen, als Pawel an dem geselligen Beisammensein bei Anna teilgenommen hatte. Und doch kam es ihm vor, als sei es gestern gewesen.

Kortschagin schob einen Haufen Schriftstücke beiseite, lehnte sich im Sessel zurück und versank in Nachdenken.

Im Haus ist alles still geworden. Die Räume des Parteikomitees sind um diese späte Stunde leer. Vor wenigen Minuten hat auch Trofimow, der Sekretär des Bezirks-Parteikomitees, Kortschagin verlassen, und jetzt ist er allein geblieben. Phantastische Eisblumen blühen an den Fenstern. Auf dem Tisch steht eine Petroleumlampe, der Ofen ist glühend heiß. Kortschagin denkt an das vor kurzem Erlebte. Im August schickte ihn die Belegschaft seiner Werkstatt als Jungorganisator mit dem Reparaturzug nach der Stadt Jekaterinoslaw. Hundertfünfzig Menschen fuhren bis zum späten Herbst von Station zu Station, um die Folgen von Krieg und Zerstörung zu beseitigen und die Strecke von verbrannten, zerstörten Eisenbahnwagen zu säubern.

Ihr Weg führte sie auch über die Strecke von Sinelnikowo nach Pologi. Hier, im ehemaligen Reiche des Banditen Machno, begegnete man auf Schritt und Tritt Spuren der Zerstörung und Vernichtung. In Guljai-Polje blieben sie eine Woche, um das Steingebäude des Pumpwerks wieder in Ordnung zu bringen und auf die mit Dynamit gesprengte Wasserzisterne eiserne Flicken aufzusetzen. Der Elektromonteur beherrschte zwar nicht die Kunst des Schlosserhandwerks, doch hatte er, mit dem Schraubenschlüssel bewaffnet, mehrere tausend rostige Muttern befestigt.

Im Spätherbst kehrte der Zug in die heimatlichen Werkstätten zurück, und die Werkabteilungen hatten wieder hundertfünfzig Paar rüstige Hände mehr . . .

Jetzt konnte man unsern Elektromonteur immer häufiger bei Anna treffen. Die tiefe Falte in seiner Stirn hatte sich geglättet, und nicht selten war sein ansteckendes Lachen zu hören.

Wieder leitete er einen Zirkel, und die Jungen aus der Werkstatt lauschten seinen Erzählungen von den längst vergangenen Tagen des Kampfes. Pawel berichtete ihnen von den Aufständen Stepan Rasins und

Pugatschows, von den Versuchen des rebellischen, versklavten, rückständigen Rußlands, den gekrönten Tyrannen zu stürzen.

Eines Abends, als bei Anna viel junges Volk versammelt war, sagte sich Pawel plötzlich von einer alten, gesundheitsschädigenden Gewohnheit los. Schon fast von Kindheit an gewöhnt zu rauchen, erklärte er entschlossen und bestimmt:

„Ich werde nicht mehr rauchen."

Das war ganz unerwartet gekommen. Irgend jemand hatte behauptet, daß die Gewohnheit stärker sei als der menschliche Wille, und als Beispiel auf das Rauchen hingewiesen. Die Meinungen gingen auseinander. Pawel hatte nicht die Absicht, sich in den Streit einzumischen, aber Talja forderte ihn heraus, seine Ansicht zu äußern. Da sagte er:

„Der Mensch ist Herr über seine Gewohnheiten, und nicht umgekehrt. Wohin sollte denn das sonst führen?"

Zwetajew rief aus einer Ecke herüber:

„Lauter schöne Redensarten. Kortschagin liebt das. Geht man jedoch der Sache auf den Grund – was stellt sich dann heraus? Daß er selber raucht. Weiß er etwa nicht, daß das Rauchen schädlich ist? Jawohl, es aber aufzugeben, dazu ist er zu willensschwach. Erst vor kurzem hat er in den Zirkeln ‚Kultur gepfropft'." Und in völlig verändertem Ton setzte Zwetajew höhnisch hinzu: „Und dann soll er uns mal erzählen, wie es bei ihm mit dem Fluchen steht? Wer Pawka kennt, weiß, daß aus seinem Mund Schimpfworte zwar selten, aber dann recht kräftig herausplatzen. Es ist natürlich leichter, Predigten zu halten, als selber ein Heiliger zu sein."

Stille trat ein. Die Anwesenden waren von Zwetajews schroffer Art unangenehm berührt. Der Elektromonteur antwortete nicht sogleich. Er nahm ruhig die Zigarette aus dem Mund, zerdrückte sie und sagte leise:

„Ich werde nicht mehr rauchen."

Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu:

„Das tue ich meinetwegen und auch ein wenig um Dimkas willen. Ein Mensch, der seine schlechten Gewohnheiten nicht ablegen kann, ist keinen Heller wert. Mit dem Fluchen wird das freilich so schnell nicht gehen. Es stimmt, Kinder, die schlimme Angewohnheit bin ich noch nicht ganz losgeworden. Aber sogar Dimka muß zugeben, daß ich jetzt selten fluche. Ein Wort entschlüpft leichter, als man eine Zigarette anraucht. Und deshalb verspreche ich heute noch nicht, daß ich auch mit dem Fluchen bereits Schluß machen werde. Es wird aber gleichfalls dazu kommen." –

Kurz vor Ausbruch des Winters blockierten Holzflöße den Fluß. Das herbstliche Hochwasser riß sie auseinander, und viel Heizmaterial ging verloren und schwamm flußabwärts. Und abermals entsandte der Arbeiterbezirk Solomenka seine Brigaden, um die Holzreichtümer zu retten.

Kortschagin, der hinter seinen Kameraden nicht zurückstehen wollte, verheimlichte vor den Genossen seine starke Erkältung, und als eine Woche später an den Ufern der Anlegestelle Berge von Rundholz emporwuchsen, da hatten das eisige Wasser und die ungesunde herbstliche Nässe in Kortschagins Körper den alten, im Blute schlummernden Feind wiedererweckt. Er wurde von starkem Fieber gepackt. Zwei Wochen lang durchwühlten furchtbare rheumatische Schmerzen seinen Körper. Nachdem er aus dem Krankenhaus entlassen worden war, konnte er bloß sitzend am Schraubstock arbeiten. Der Meister schüttelte den Kopf. Einige Tage darauf erklärte eine Ärztekommission Pawel für arbeitsunfähig. Er bekam seinen Lohn ausgezahlt und erhielt das Recht auf Invalidenrente, auf die er jedoch ärgerlich verzichtete.

Schweren Herzens nahm er von der Werkstatt Abschied. Auf einen Stock gestützt, mit furchtbaren Schmerzen, zog er langsam von dannen. Die Mutter hatte ihn in ihren Briefen immer wieder angefleht, sie zu besuchen. Und jetzt fielen ihm ihre Abschiedsworte ein: „Man bekommt euch nur zu sehen, wenn ihr kaum noch kriechen könnt."

Im Gouvernementskomitee übergab man ihm in einer Rolle seine Papiere: die vom Jugendverband und von der Parteiorganisation. Und damit es ihm nicht allzu schwer ums Herz wurde, verabschiedete er sich kaum und fuhr zu seiner Mutter. Zwei Wochen hindurch massierte und erwärmte die alte Frau seine geschwollenen Beine, und schon nach einem Monat konnte er ohne Stock gehen. Sein Herz klopfte freudig, und die Dämmerung ging wieder in Morgenrot über. Der Zug brachte ihn ins Gouvernementszentrum, und nach drei Tagen händigte man ihm in der Organisationsabteilung ein Schreiben aus, mit dem er von dem Gouvernements-Kriegskommissariat als Politleiter für die im Zuge der allgemeinen militärischen Ausbildung aufgestellten Einheiten bestimmt wurde.

Wieder eine Woche später traf er bereits in der verschneiten Ortschaft Beresdow als Kriegskommissar des 2. Ausbildungsbataillons ein. Das Kreiskomitee des Kommunistischen Jugendverbandes beauftragte ihn, die vereinzelten Komsomolzen aufzusuchen und in dem neuen Bezirk eine Organisation des Jugendverbandes zu schaffen.

So hatte sein Leben einen ganz neuen Lauf genommen. –

Draußen herrschte drückende Hitze. Bis an das geöffnete Fenster im Büro des Vorsitzenden des Exekutivkomitees streckte ein Kirschbaum seine Zweige. Das vergoldete Kreuz am gotischen Turm der polnischen Kirche, gegenüber dem Gebäude des Exekutivkomitees, glühte in der Sonne. In dem Gärtchen vor dem Fenster suchten die zartflaumigen gelbgrünen Gänschen der Wächterin nach Futter.

Der Vorsitzende des Exekutivkomitees überflog die soeben eingetroffene Depesche. Ein Schatten huschte über sein Gesicht. Die große knochige Hand fuhr durch die üppigen Locken und blieb in ihnen stecken.

Nikolai Nikolajewitsch Lissizyn, der Vorsitzende des Beresdower Exekutivkomitees, ist erst vierundzwanzig Jahre alt, aber weder seine Mitarbeiter noch die Parteifunktionäre wissen das. Er ist ein großer, kräftiger, strenger und zuweilen sogar furchterregender Mann, der wie ein Fünfunddreißigjähriger aussieht. Er hat einen muskulösen Körper, auf einem kräftigen Hals sitzt ein großer Kopf mit dunklen, kühlen, durchdringenden Augen. Sein Kinn ist scharf geschnitten und energisch. Er trägt blaue Reithosen und einen grauen Soldatenrock, der schon allerhand mitgemacht hat. Auf der linken Brusttasche ist der Orden des Roten Banners befestigt.

Bis zur Oktoberrevolution „befehligte" Lissizyn nur eine Drehbank in der Tulaer Waffenfabrik, in der sein Großvater, sein Vater und er selbst von Kindesbeinen an als Schlosser und Dreher gearbeitet hatten.

Seit jener Herbstnacht aber, in der er zum ersten Male die Waffe, die er bis dahin nur herzustellen pflegte, in die Hand nahm, war Kolja Lissizyn in den Strudel gerissen worden. Revolution und Partei schleuderten ihn aus einer Feuersbrunst in die andere.

Der Tulaer Waffenschmied ging den Ruhmesweg vom Rotarmisten zum Kommandeur und schließlich zum Regimentskommissar.

Feuersbrünste und Kanonendonner sind in die Vergangenheit gerückt. Jetzt befindet sich Nikolai Lissizyn hier im Grenzbezirk. Das Leben verläuft friedlich. Bis spät in die Nacht hinein sitzt er über Ernteberichten.

Diese Depesche jedoch läßt für einen kurzen Augenblick die Vergangenheit wiederaufleben. In kurzem Telegrammstil signalisiert sie:

Streng vertraulich.

An den Vorsitzenden des Beresdower Exekutivkomitees, Lissizyn.

Von der Grenze wird gemeldet, daß die Polen lebhafte Anstalten treffen, eine größere Bande über die Linien zu bringen. Die Bande

wird womöglich die Grenzbezirke zu terrorisieren versuchen. Treffen Sie Vorsichtsmaßregeln. Wertsachen abliefern. Steuerbeträge nicht zurückhalten. –

Lissizyn kann durch das Fenster seines Kabinetts jeden sehen, der das Gebäude des Exekutivkomitees betritt. Auf der Außentreppe steht Kortschagin. Bald darauf klopft er an die Tür.

„Nimm Platz, wir haben miteinander zu sprechen", und Lissizyn drückte Kortschagin die Hand.

Eine ganze Stunde lang empfängt der Vorsitzende des Exekutivkomitees niemanden. Als Kortschagin das Zimmer verläßt, ist es bereits Mittag. Aus dem Garten kommt ihm Njura, Lissizyns kleine Schwester, entgegengelaufen. Pawel nannte sie Anjutka. Sie ist schüchtern und zu ernst für ihre Jahre. Wenn das Mädchen Kortschagin sieht, lächelt es ihn jedesmal freundlich an. Jetzt grüßt es ihn kindlich unbeholfen und wirft mit hastiger Bewegung die kurzen Haare aus der Stirn zurück.

„Ist jemand bei Kolja? Maria Michailowna erwartet ihn zum Mittagessen."

„Geh nur, Anjutka, er ist allein." –

Am nächsten Tag, lange vor Morgengrauen, fuhren drei von kräftigen Pferden gezogene Fuhrwerke am Gebäude des Exekutivkomitees vor. Leise flüsterten die Kutscher miteinander. Aus der Finanzabteilung wurden mehrere versiegelte Säcke herausgetragen und auf die Wagen geladen, und schon nach wenigen Minuten hörte man das Rollen der Räder auf der Chaussee. Die Fuhrwerke wurden von einer Abteilung bewacht, die unter Kortschagins Kommando stand. Die vierzig Kilometer zur Kreisstadt (fünfundzwanzig davon führten durch dichte Wälder) wurden ohne Zwischenfälle zurückgelegt und die Wertsachen in den Safes der Kreisfinanzabteilung untergebracht. Wenige Tage später kam von der Grenze her nach Beresdow ein Kavallerist gesprengt. Mit verständnislosen Blicken verfolgten die Ortsbewohner den Reiter und sein schweißbedecktes Pferd.

Vor dem Tor des Exekutivkomitees angelangt, sprang der Kavallerist vom Pferd, hielt seinen Säbel fest und polterte mit den schweren Stiefeln geräuschvoll die Stufen hinauf. Mit zusammengezogenen Brauen nahm Lissizyn das Schreiben entgegen. Er öffnete es und quittierte den Empfang auf dem Umschlag. Ohne dem Pferd Zeit zum Verschnaufen zu lassen, sprang der Grenzarmist wieder in den Sattel und sprengte im Galopp davon.

Niemandem außer dem Vorsitzenden des Exekutivkomitees war der Inhalt des soeben gelesenen Schreibens bekannt. Die Einwohner dieses Nestes jedoch haben Spürnasen wie Hunde. Unter drei Krämern sind zwei immer unbedingt Schmuggler, und dieses Gewerbe entwickelt in ihnen den Instinkt, mit tödlicher Sicherheit Gefahren zu wittern.

In diesem Augenblick gingen zwei Männer schnellen Schrittes den Fußweg entlang, der zum Stab des Ausbildungsbataillons führte. Einer von ihnen war Kortschagin. Ihn kannten die Einwohner: Er war immer bewaffnet. Daß jedoch Trofimow, der Sekretär des Parteikomitees, eine Pistole trug, hatte etwas zu bedeuten.

Einige Minuten später kamen aus dem Stabsgebäude anderthalb Dutzend Menschen gelaufen. In den Händen Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett, rannten sie zur Mühle, die an der Straßenkreuzung stand. Die übrigen Kommunisten und Komsomolzen erhielten die Waffen im Gebäude des Parteikomitees ausgehändigt. Der Vorsitzende des Exekutivkomitees ritt, eine Kosakenmütze auf dem Kopf und die unvermeidliche Mauserpistole an der Seite, daher. Es war ganz klar – etwas nicht ganz Geheures war im Anzug. Der große Platz und die stillen Nebengassen waren plötzlich wie ausgestorben – keine Menschenseele ließ sich blicken. Im Handumdrehen hingen an den Türen der kleinen Verkaufsläden und Buden riesige mittelalterliche Schlösser. Alle Fensterläden wurden geschlossen, und nur furchtlose Hühner und von der Hitze ermattete Schweine durchwühlten auch weiterhin eifrig die Misthaufen.

Die Feldwache hatte in den Gärten am Dorfrand Stellung bezogen. Hier begannen die Felder, und von hier aus konnte man die schnurgerade Linie der Straße weithin überblicken.

Die Lissizyn zugegangene Mitteilung lautete kurz und bündig:

Im Raum Poddubzy ist heute nacht nach kurzem Gefecht eine berittene Bande über die Grenze auf Sowjetterritorium vorgedrungen. Sie verfügt über ungefähr hundert Säbel und zwei leichte Maschinengewehre. Sofort Schutzmaßnahmen treffen. Die Spur der Bande führt in die Slawutsker Wälder. Mache ferner darauf aufmerksam, daß tagsüber eine Rote Kosakenhundertschaft in Verfolgung der Bande Beresdow passieren wird. Achten Sie darauf, daß keine Verwechslungen vorkommen.

KOMMANDEUR DES GRENZBATAILLONS
Gawrilow

Schon nach einer Stunde tauchte auf der Straße ein Reiter auf, und einen Kilometer hinter ihm war eine Gruppe Berittener zu sehen. Kortschagin blickte unverwandt in diese Richtung. Vorsichtig kam der Reiter näher, ohne jedoch die Feldwache in den Gärten zu bemerken. Er war ein ganz junger Rotarmist aus dem 7. Kosakenregiment, für den der Erkundungsdienst etwas Neues war. Als plötzlich aus den Gärten Menschen stürzten, die das Abzeichen der Kommunistischen Jugendinternationale auf ihren Blusen trugen und ihn umringten, lächelte er verlegen. Nach kurzer Unterredung machte er kehrt und sprengte der im Trab heranreitenden Hundertschaft entgegen. Die Feldwache ließ die Roten Kosaken vorüber und verkroch sich abermals in den Gärten.

So vergingen mehrere unruhige Tage. Lissizyn wurde mitgeteilt, daß es den Banditen nicht gelungen war, ihre Diversionstätigkeit zu entwickeln. Von der Roten Kavallerie unablässig verfolgt, war die Bande gezwungen, sich schleunigst über die Grenze zurückzuziehen.

Die kleine Gruppe der Bolschewiki – neunzehn Mann im ganzen – war eifrig um den Aufbau der Sowjetordnung in ihrem Bezirk bemüht. In diesem eben erst gebildeten Bezirk mußte alles von neuem begonnen werden. Die Nähe der Grenze zwang sie, auf der Hut zu sein.

Die Neuwahlen in die Sowjets, der Kampf mit den Banditen, die Kulturarbeit, der Kampf gegen den Schmuggel, die militärischen Aufgaben, die Partei- und Komsomolarbeit – das war der Kreis, der das Leben Lissizyns, Trofimows, Kortschagins und der von ihnen zusammengefaßten zahlenmäßig geringen Gruppe von Kommunisten vom Morgengrauen bis spät in die Nacht hinein umschloß.

Vom Pferd zum Schreibtisch, vom Schreibtisch zum Exerzierplatz, auf dem die Jungen ausgebildet wurden; dann der Klub, die Schule, zwei oder drei Sitzungen, und nachts wieder aufs Pferd, die Mauserpistole an der Hüfte, und der strenge Ruf der Posten: „Halt, wer da?" – und das verdächtige Rädergerassel eines davoneilenden Fuhrwerkes, das ausländische Waren über die Grenzen schmuggelte, das alles füllte die Tage und viele Nächte des Kriegskommissars des 2. Bataillons aus.

Das Bezirks-Jugendkomitee von Beresdow bestand aus Kortschagin, Lida Polewych, einem Mädchen mit schmalen Augen – sie stammte aus dem Wolgagebiet und war Leiterin der Frauenabteilung –, und dem ehemaligen Gymnasiasten Shenka Raswalichin, einem hochgeschossenen hübschen Burschen. Raswalichin, ein noch ganz junger, aber frühreifer Kerl,

ein Liebhaber waghalsiger Abenteuer und eifriger Verehrer von Sherlock Holmes und der Bücher von Louis Boussenard, war Geschäftsleiter des Bezirks-Parteikomitees gewesen. Erst vor vier Monaten war er dem Jugendverband beigetreten. Aber unter den Komsomolzen benahm er sich wie ein „alter Bolschewik". Im Kreiskomitee hatte man lange überlegt, wen man nach Beresdow schicken sollte. Da man aber keinen anderen fand, entschloß man sich schließlich, Raswalichin als Leiter für politische Bildungsarbeit dorthin zu schicken.

Die Sonne stand hoch im Zenit, ihre heißen Strahlen drangen in die verborgensten Winkel. Alle Lebewesen suchten irgendwo Schutz. Sogar die Hunde schlüpften unter die Speicher und lagen dort faul und schläfrig, von der Hitze ermattet. Das ganze Dorf schien wie ausgestorben, nur in der Nähe des Brunnens wälzte sich ein Schwein im Schmutz und grunzte behaglich.

Kortschagin band das Pferd los und schwang sich in den Sattel. Er biß sich in die Lippen, da sein Knie heftig schmerzte. Auf der Vortreppe der Schule stand die Lehrerin und schützte mit der Hand die Augen vor der Sonne.

„Auf Wiedersehen, Genosse Kriegskommissar", rief sie lächelnd.

Das Pferd stampfte ungeduldig mit den Hufen, reckte den Hals und zerrte an den Zügeln.

„Auf Wiedersehen, Genossin Rakitina. Also abgemacht, morgen geben Sie Ihre erste Stunde."

Das Pferd spürte die gelockerten Zügel und holte sogleich zum Trab aus. Plötzlich drang gellendes Geschrei an Pawels Ohr. So schreien die Frauen, wenn im Dorfe Feuer ausgebrochen ist. Schroff riß der Kriegskommissar das Pferd herum und sah eine junge Bäuerin, die keuchend vom Dorfrand hergelaufen kam. Rakitina trat in die Mitte der Straße und hielt sie an. An den Türschwellen der benachbarten Bauernhäuser zeigten sich Leute, zumeist alte Männer und Frauen. Das gesunde junge Volk arbeitete auf den Feldern.

„Ach, ihr lieben Leute – was sich dort tut! Oh, ich kann nicht, ich kann nicht mehr . . .!"

Als Kortschagin an sie heranritt, rannten schon von allen Seiten Menschen herbei. Sie umringten die Frau, zerrten sie an den Ärmeln ihres weißen Kittels und bestürmten sie mit ängstlichen Fragen. Aus ihren zusammenhanglosen Worten konnte man jedoch keineswegs klug werden: „Sie morden! Sie schlagen einander tot!" rief sie nur immer wieder. Irgendein alter Mann sprang ungelenk um sie herum und versuchte etwas aus ihr herauszubekommen:

„Brüll doch nicht wie 'ne Wahnsinnige! Wo schlagen sie sich? Weshalb? Hör doch auf zu kreischen! Verdammt noch mal!"

„Unser Dorf schlägt sich mit den Poddubzern . . . wegen der Feldraine! Die Poddubzer prügeln unsere Leute tot!"

Alle begriffen sofort das Unglück.

Auf der Straße begannen die Frauen zu heulen, die alten Männer knirschten wütend mit den Zähnen. Und durch das Dorf, durch alle Bauernhöfe tönte gleich Sturmgeläut der Ruf: „Wegen der Feldraine mähen die Poddubzer unsere Leute mit Sensen nieder!" Alles, was Beine hatte, sprang auf die Straße und lief, mit Heugabeln, Beilen oder einfach mit einem Pfahl bewaffnet, hinter den Einfriedungen hinaus zu den Feldern, auf denen die beiden Dörfer in blutigem Kampf ihren alljährlichen Streit wegen der Feldraine austrugen.

Kortschagin versetzte seinem Pferde einen so starken Hieb, daß es sofort zu galoppieren begann. Angetrieben durch die Zurufe des Reiters, stürzte der Rappe unaufhaltsam vorwärts und überholte die Dahineilenden. Mit fest anliegenden Ohren jagte das Pferd kräftig ausgreifend immer schneller und schneller dahin. Auf dem Hügel streckte eine Windmühle ihre Flügel weit aus, als wollte sie den Vorübereilenden den Weg versperren. Rechts von der Windmühle zogen sich Wiesen im Flußtal entlang. Links bedeckten, so weit das Auge reichte, Roggenfelder die Hügel und Abhänge. Der Wind streifte über den reifen Roggen dahin, als liebkose er die Ähren. Grellrot leuchtete am Straßenrand der Mohn. Hier war es still und unerträglich heiß. Nur aus der Ferne, von dort, wo sich der Fluß wie eine silbrige Schlange in der Sonne wand, drang Geschrei herüber.

Tollkühn jagte das Pferd zu den Wiesen hinunter. Wenn es jetzt mit einem Huf hängenbleibt, so ist es um uns beide geschehen, schoß es Pawel durch den Kopf. Das Pferd war jedoch nicht mehr zum Halten zu bringen. Über seinen Hals gebeugt, spürte Pawel, wie ihm der Wind um die Ohren pfiff.

Unaufhaltsam sprengte er auf die Wiese hinaus. Mit dumpfer, tierischer Wut schlugen sich hier die Menschen. Manche lagen bereits blutüberströmt auf der Erde.

Das Pferd warf in seinem Lauf einen bärtigen Bauern zu Boden, der, mit einem Sensenstumpf bewaffnet, einem jungen Burschen mit blutendem Gesicht nachlief. Dicht daneben trampelte ein sonnverbrannter kräftiger Bauer mit seinen großen schweren Stiefeln auf einem niedergeworfenen Gegner herum, eifrig bemüht, ihm immer wieder eins in die Magengegend zu versetzen.

Das Pferd Kortschagins sprengte mitten in den Menschenknäuel hinein und trieb die Raufenden auseinander. Ohne sie auch nur eine Minute lang zur Besinnung kommen zu lassen, riß Pawel wütend das Pferd herum und ritt wieder auf die tobende Menge zu. Er spürte, daß dieser in Raserei geratene blutende Menschenhaufen nur durch ebensolche Raserei und durch Schreck getrennt werden konnte, und so schrie er wütend auf die Kämpfenden ein:

„Auseinander, ihr verdammten Hunde! Sonst knall' ich euch alle übern Haufen, Banditengesindel!"

Er zog seine Mauserpistole aus der Tasche und feuerte über irgendein wutverzerrtes Gesicht hinweg. Jedesmal, wenn das Pferd hochschnellte, krachte ein Schuß. Einige ließen die Sensen fallen und rannten davon. Wie ein Rasender sprengte er über die Wiese, während er ununterbrochen mit der Mauserpistole knallte. So erreichte der Kriegskommissar sein Ziel. Die Menschen stoben nach allen Seiten auseinander, um der Verantwortung und diesem plötzlich aufgetauchten, in seinem Zorne so furchterregenden Menschen mit dem unaufhörlich schießenden „Teufelsmechanismus" zu entgehen.

Bald darauf kam das Bezirksgericht nach Poddubzy. Lange mühte sich der Richter mit dem Verhör der Zeugen ab. Die Rädelsführer konnten jedoch nicht ermittelt werden. Bei der Rauferei war niemand getötet worden, alle Verwundeten erholten sich wieder. Beharrlich und mit bolschewistischer Geduld versuchte der Richter den vor ihm stehenden, finster dreinblickenden Bauern die Barbarei und Unzulässigkeit der von ihnen hervorgerufenen Schlägerei klarzumachen.

„Die Feldraine sind daran schuld, Genosse Richter. Unsere Feldraine sind durcheinandergekommen. Deswegen schlagen wir uns auch jedes Jahr."

Aber einige mußten doch Rede und Antwort stehen.

Eine Woche später bereits schritt eine Kommission den Heuschlag ab und rammte an den strittigen Stellen kleine Pfähle in den Boden. Der

schweißtriefende alte Feldmesser, von der Hitze und dem weiten Weg ermüdet, sagte beim Aufrollen des Meßbandes zu Kortschagin:

„Schon dreißig Jahre arbeite ich als Feldmesser, und immer werden die Feldraine zum Zankapfel. Schauen Sie sich nur die Grenzlinie der Wiesen an. Einfach unvorstellbar. Ein Betrunkener könnte nicht so krumm gehen. Und wie schaut es denn auf den Feldern aus? Streifen, nicht breiter als drei Schritt, verwirren sich ineinander, und will man sie auseinandertrennen, so ist es einfach zum Verrücktwerden. Und jedes Jahr werden sie mehr und mehr zerstückelt. Der Sohn macht sich selbständig – und schon teilt man das Streifchen in zwei Hälften. Ich versichere Ihnen, in zwanzig Jahren werden die Felder bloß Raine darstellen, und es wird keine Saatfläche mehr bleiben. Schon jetzt liegen zehn Prozent des Bodens wegen dieser Raine brach."

Kortschagin lächelte nur: „In zwanzig Jahren wird es bei uns keinen einzigen Feldrain mehr geben, Genosse Feldvermesser."

Herablassend blickte der Alte auf sein Gegenüber.

„Sie meinen wohl die kommunistische Gesellschaft? Aber die liegt, wissen Sie, noch in weiter Ferne."

„Und haben Sie noch nichts von der Kollektivwirtschaft in Budanowka gehört?"

„Ach, Sie meinen den Kolchos?"

„Jawohl."

„In Budanowka war ich natürlich... Das ist aber doch nur eine Ausnahme, Genosse Kortschagin."

Die Kommission setzte die Vermessungen fort. Zwei Burschen schlugen Pfähle ein, und auf beiden Seiten der Wiese standen die Bauern und wachten sorgsam darüber, daß die Pfähle ja in den ehemaligen, durch alte, halbverfaulte Pfahlstummel kaum erkennbaren Grenzlinien eingeschlagen wurden.

Der Fuhrmann hieb mit der Peitsche auf das träge Deichselpferd ein, wandte sich seinen Fahrgästen zu und erzählte gesprächig:

„Weiß der Kuckuck, wie es gekommen ist, daß bei uns jetzt die Komsomolzen wie Pilze aus dem Boden schießen. Früher gab's so was nicht. Das scheint alles von der Lehrerin ausgegangen zu sein. Rakitina ist ihr Name, vielleicht kennen Sie die? Ist noch ein junges Frauenzimmer, aber man kann wohl sagen, ein ganz Gefährliches. Die hetzt bei uns im Dorf alle



Weiber auf, setzt ihnen Flöhe ins Ohr, hält Versammlungen ab, und das bringt nichts als Unruhe. Manchmal haust du deinem Weib in der Wut eine runter – ohne das geht's ja nicht. Früher wischte sie sich stillschweigend die Tränen ab. Jetzt aber rühr sie nicht an, sonst gibt's ein Geschrei, daß dir schlecht wird. Dann kommt sie gleich mit dem Gericht, die Jüngeren reden dabei sogar von Scheidung und plappern dir alle Gesetze auswendig her. Meine Hanka, die doch immer so zahm war, ist jetzt zu einer Delegierten geworden, das ist so was Ähnliches wie eine Älteste unter den Weibern. Vom ganzen Dorf kommen sie zu ihr gelaufen. Zuerst wollte ich sie mir gründlich vornehmen, aber dann habe ich's mir überlegt.



Hol sie der Teufel! Sollen sie keifen. Sie ist doch ein rechtes Weib für die Wirtschaft und überhaupt auch so."

Der Kutscher kratzte sich die behaarte Brust, die durch das offene Hemd sichtbar war, und versetzte dem Pferd gewohnheitsmäßig einen Peitschenhieb. Auf dem Wagen saßen Raswalichin und Lida. Beide hatten in Poddubzy etwas zu erledigen. Lida wollte eine Beratung der Frauendelegierten abhalten, und Raswalichin sollte die Arbeit in der Komsomolzelle in Gang bringen.

„Gefallen Ihnen die Komsomolzen nicht?" fragte Lida den Fuhrmann scherzend.

Dieser zupfte an seinem Bärtchen und erwiderte gemächlich:

„Nein, warum denn. Solange man jung ist, kann man schon mal über die Stränge hauen, ein Theaterstück aufführen oder so was Ähnliches. Ich sehe mir selbst gern eine Komödie an, wenn es etwas Rechtes ist. Zuerst haben wir geglaubt, daß die Jungen da was Schlimmes anstellen würden, es ist aber ganz anders gekommen. Man sagt, daß sie Sauferei, Schlägerei und ähnliches nicht zulassen. Sie sind alle mehr fürs Lernen. Aber sie sind gegen Gott, und aus der Kirche wollen sie einen Klub machen. Das ist nicht recht, deshalb sehen die Alten die Komsomolzen scheel an und sind auf sie nicht gut zu sprechen. Aber sonst? Falsch ist allerdings, daß sie nur Habenichtse bei sich aufnehmen, wie Bauernknechte oder runtergekommene Bauern. Söhne von Großbauern lassen sie nicht zu."

Das Fuhrwerk rollte den Hügel hinab und hielt an der Schule.

Die Wächtersfrau machte ihnen das Lager in ihrem Zimmer zurecht und ging selbst auf den Heuboden, um dort zu schlafen. Lida und Raswalichin waren eben erst von einer Versammlung zurückgekehrt, die bis spät in die Nacht gedauert hatte. In der Stube war es dunkel. Lida zog rasch ihre Schuhe aus, legte sich aufs Bett und schlief sofort ein.

Grob weckten sie Raswalichins Hände, die ihren Körper in unverkennbarer Absicht betasteten.

„Was willst du?"

„Sei doch still, Lidka. Was machst du für'n Theater? Mir ist es doch langweilig, so allein dazuliegen. Verdammt noch mal! Kannst du dir denn wirklich nichts Interessanteres vorstellen als Pennen?"

„Hände weg, und scher dich sofort von meinem Bett!" Brüsk stieß ihn Lida von sich.

Sie hatte Raswalichins schmieriges Lächeln schon früher nicht ausstehen können. Jetzt wollte sie ihm irgend etwas Verletzendes, Höhnisches sagen, aber sie war zu müde und schloß wieder die Augen.

„Was zierst du dich so? Wozu bloß dieses vornehme Getue? Bist du vielleicht aus einem Jungfernstift? Denkst wohl, ich nehm' dich ernst? Spiel dich doch nicht so auf. Wenn du vernünftig bist, so stelle mich zuerst mal zufrieden, und dann kannst du schlafen, soviel du willst."

Wahrscheinlich hielt er weitere Worte für überflüssig, denn er ließ sich wiederum auf Lidas Bett nieder und legte seine Hand herrisch auf ihre Schulter.

„Scher dich zum Teufel!" sagte Lida, die sofort wach wurde. „Ehrenwort, ich erzähle es morgen Kortschagin."

Raswalichin griff nach ihrer Hand und flüsterte gereizt:

„Ich pfeif' auf deinen Kortschagin. Zier dich also nicht lange, denn ich krieg' dich sowieso."

Zwischen ihm und Lida entspann sich ein kurzes, heftiges Ringen. Durch die nächtliche Stille der Stube schallte eine, dann eine zweite und noch eine dritte Ohrfeige... Raswalichin flog zur Seite. Lida tastete sich im Finstern zur Tür, stieß sie auf und rannte in den Hof hinaus. Dort stand sie nun ganz empört im Mondlicht.

„Geh ins Haus, dumme Gans!" rief Raswalichin wutschnaubend.

Er trug sein Bett auf den Hof hinaus, um dort zu übernachten. Lida rollte sich, nachdem sie die Tür verriegelt hatte, wie ein Igel in ihrem Bett zusammen.

Auf der Rückfahrt am nächsten Morgen hockte Shenka auf dem Fuhrwerk neben dem greisen Kutscher und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

Dieses Fräulein Rührmichnichtan ist wahrhaftig noch imstande, sich bei Kortschagin zu beschweren. So 'ne Zimperliese! Wenn sie wenigstens noch nach was aussähe, aber so – vorne nichts und hinten nichts. Ich muß mich aber mit ihr aussöhnen, sonst gibt's noch Scherereien. Kortschagin ist sowieso nicht gut auf mich zu sprechen.

Raswalichin setzte sich zu Lida. Er tat verlegen, seine Augen heuchelten Traurigkeit. Er stammelte einige zusammenhanglose Worte der Entschuldigung und kroch zu Kreuze.

Und Raswalichin erreichte schließlich, was er wollte: Als die ersten Häuser von Beresdow in Sicht waren, versprach Lida, niemandem etwas über den Vorfall zu erzählen.

In den Grenzdörfern entstanden immer neue Komsomolzellen. Die Funktionäre aus dem Bezirkskomitee widmeten diesen ersten Keimen der kommunistischen Bewegung viel Zeit und Kraft. Kortschagin und Lida weilten tagelang in diesen Dörfern.

Raswalichin fuhr nur ungern aufs Land. Er verstand es nicht, den jungen Bauernburschen näherzukommen und ihr Vertrauen zu gewinnen. So richtete er nur Unheil an. Lida und Kortschagin dagegen gaben sich einfach und natürlich. Lida sammelte die Mädchen um sich, freundete sich mit

ihnen an, blieb ständig in Verbindung mit ihnen und lenkte deren Interessen auf das Leben und die Arbeit des Komsomol. Und Kortschagin war allen Jugendlichen im Bezirk bekannt. Das 2. Ausbildungsbataillon erfaßte eintausendsechshundert Vordienstpflichtige zum Militärunterricht. Niemals noch hatte die Ziehharmonika eine so große Rolle bei der Propaganda gespielt wie hier bei den ländlichen Abendzusammenkünften auf der Straße.

Dank seiner Ziehharmonika war Kortschagin überall gern gesehen. Diese Zauberklänge, die die Herzen bald in temperamentvollem Marsch leidenschaftlich hinrissen, bald durch schwermütige ukrainische Weisen liebkosend und sanft erfaßten, sie waren es, die so manchen Bauernburschen den Weg zum Komsomol wiesen. Die Jungen lauschten der Harmonika und den Worten ihres Meisters – der noch vor kurzem ein einfacher Arbeiter und jetzt Kriegskommissar und Jugendsekretär war.

Harmonisch verflocht sich die Melodie der Ziehharmonika mit dem, was ihnen der junge Kommissar erzählte, schlich sich in ihre Herzen ein. Neue Lieder erklangen in den Dörfern, und in den Bauernhütten tauchten außer den Psalmen- und den Traumbüchern auch andere Bücher auf.

Beschwerlich wurde auch das Handwerk der Schmuggler. Nun mußten sie sich nicht nur vor den Grenzwächtern in acht nehmen, sondern auch vor den jungen Freunden und sorgsamen Gehilfen, die jetzt überall der Sowjetmacht halfen. Zuweilen gingen die Mitglieder der Jugendzellen an der Grenze in ihrem Eifer, den Feind allein zu fassen, zu weit, und dann mußte Kortschagin seine Schützlinge aus manchen schwierigen Situationen befreien.

So war es einmal geschehen, daß Grischa Chorowodko, der blauäugige Sekretär der Poddubzer Jugendzelle, ein Hitzkopf und leidenschaftlicher Atheist, auf besonderem Wege die Nachricht erhalten hatte, daß dem Dorfmüller in der Nacht Schmuggelware zugehen werde. Er brachte die ganze Zelle auf die Beine. Mit einem Übungsgewehr und zwei Bajonetten bewaffnet, umzingelten die Komsomolzen nachts in aller Stille die Mühle und lauerten den Banditen auf. Aber auch die Grenzposten der GPU hatten von dem Schmuggel erfahren und ein besonderes Fahndungskommando ausgeschickt. Im Dunkel der Nacht gerieten die beiden Gruppen aneinander, und nur dank der Disziplin der Grenzposten wurden die Komsomolzen nicht über den Haufen geschossen. Die Jungen wurden entwaffnet, in das vier Kilometer entfernt gelegene Nachbardorf abgeführt und hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Kortschagin war zu dieser Zeit bei Gawrilow. Morgens ließ ihm der Bataillonskommandeur den soeben eingetroffenen Bericht zukommen, und der Bezirksjugendsekretär sprang aufs Pferd, um den Jungen aus der Patsche zu helfen.

Schmunzelnd berichtete ihm der Bevollmächtigte der GPU über den nächtlichen Vorfall.

„Machen wir es daher so, Genosse Kortschagin. Wir werden den Jungen nichts anhängen, sie sind ja gute Kerle. Damit sie uns jedoch nicht mehr ins Handwerk pfuschen, wollen wir ihnen einen Schreck einjagen."

Der Wachposten öffnete die Tür des Schuppens, und elf junge Burschen erhoben sich vom Boden und traten verlegen von einem Fuß auf den anderen.

„Da, schau sie nur an", sagte der Bevollmächtigte und zuckte bekümmert die Achsel. „Die haben da was Schönes angestellt, und ich muß sie jetzt in die Kreisstadt befördern."

Grischa erwiderte aufgeregt:

„Aber, Genosse Sacharow, was sollen wir denn nur verbrochen haben? Wir wollten doch nur der Sowjetmacht helfen. Wir waren schon lange hinter diesen Kulaken her, und Sie lassen uns dafür einsperren wie gewöhnliche Banditen." Gekränkt wandte er sich ab.

Nach langen und ernsten Verhandlungen zwischen Kortschagin und Sacharow, bei denen beide nur mit Mühe ernst blieben, hörten sie schließlich auf, den Jungen einen „Schreck einzujagen".

„Wenn du für sie die Verantwortung übernimmst und versprichst, dafür zu sorgen, daß sie sich nicht mehr an der Grenze herumtreiben, sondern uns in anderer Weise behilflich sind, lasse ich sie frei", wandte sich Sacharow an Kortschagin.

„Gut ich übernehme die Verantwortung und hoffe, daß sie mich nicht enttäuschen werden."

Singend kehrten die Komsomolzen nach Poddubzy zurück. Der Vorfall wurde verschwiegen. Kurz darauf überführte man den Müller seiner Verbrechen, diesmal aber auf gesetzlichem Wege.

In den Waldmeiereien von Maidan-Villa führen die deutschen Kolonisten ein wohlhabendes Leben. Je einen halben Kilometer voneinander entfernt liegen die großen Gehöfte mit ihren Häusern und Nebengebäuden, die an kleine Festungen erinnern. Nach Maidan-Villa führten die Spuren

der Bande Antonjuks. Dieser zaristische Feldwebel hatte sieben seiner Verwandten zu einer Bande zusammengefaßt und machte die ganze Gegend unsicher. Er scheute dabei auch vor Mord nicht zurück, beunruhigte Spekulanten, verschonte aber auch keinen Sowjetfunktionär. Antonjuks Bande war außerordentlich beweglich. Heute überfiel sie zwei Konsumgenossenschaftler, morgen entwaffnete sie etwa zwanzig Kilometer weiter einen Briefträger und plünderte ihn bis zur letzten Kopeke aus.

Ein Rivale Antonjuks war sein Kollege Gordi. Einer gab dem anderen nichts nach, und beide machten der Kreismiliz sowie der GPU nicht wenig zu schaffen.

Antonjuk wagte es, in unmittelbarer Nähe von Beresdow sein Unwesen zu treiben. Die Fahrt auf den Landstraßen, die zur Stadt führten, wurde unsicher. Es war äußerst schwierig, den Banditen zu fassen. Sobald ihm der Boden zu heiß wurde, ging er über die Grenze, hielt sich dort eine Zeitlang auf, tauchte aber stets dann, wenn man ihn am allerwenigsten erwartete, wieder auf. Jedesmal, wenn Lissizyn ein neuer blutiger Überfall dieses nicht zu fassenden und deshalb so gefährlichen Räubers zu Ohren kam, biß er sich nervös auf die Lippen.

„Wie lange wird uns dieses Gezücht noch angreifen? Die Kanaille wird es bald erleben, daß ich selbst die Sache in die Hand nehme", stieß er durch die Zähne hervor. Zweimal ging der Vorsitzende des Exekutivkomitees an die Verfolgung der Banditen auf frischer Spur. Er nahm Kortschagin und noch drei andere Kommunisten mit sich. Antonjuk gelang es jedoch immer wieder, sich aus dem Staub zu machen.

Aus der Kreisstadt wurde eine Abteilung Rotarmisten zur Bekämpfung des Banditentums nach Beresdow entsandt. Sie stand unter dem Befehl des geckenhaften Filatow. Hochnäsig wie ein junger Hahn, hielt er es für überflüssig, sich beim Vorsitzenden des Exekutivkomitees zu melden, wie es die Grenzvorschriften verlangten, und führte seine Abteilung in das nahe gelegene Dorf Semaki. Dort langte er nachts an und ließ sich mit seiner Abteilung in einem der ersten Bauernhäuser gleich am Dorfrand nieder. Die Ankunft von unbekannten bewaffneten Leuten, die noch geheimnisvoll taten, zog die Aufmerksamkeit eines Komsomolzen aus dem Nachbarhaus auf sich, der sofort den Vorsitzenden des Dorfsowjets benachrichtigte. Der Vorsitzende des Sowjets, der von dieser Abteilung nichts wußte, hielt sie daher für eine Bande und schickte den Komsomolzen eiligst zu Pferde mit einer Meldung in das Bezirks-Exekutivkomitee. Es fehlte nicht viel, und

das tölpelhafte Treiben Filatows hätte vielen Menschen das Leben gekostet. Lissizyn, dem noch in derselben Nacht über die „Bande" Mitteilung gemacht wurde, mobilisierte gleich die Miliz und ritt mit einem Dutzend seiner Leute nach Semaki. Sie näherten sich dem Hof, sprangen von ihren Pferden, kletterten über den Zaun und stürmten gegen das Haus vor. Der Wachposten vor der Tür erhielt mit dem Pistolengriff einen Schlag ins Genick und sackte zu Boden. Unter dem stürmischen Druck von Lissizyns Schultern sprang die Tür auf, und seine Leute drangen in den Raum ein, der von einer an der Decke hängenden Lampe spärlich beleuchtet wurde. Die eine Hand mit der Handgranate zum Wurf erhoben, in der anderen die Mauserpistole, brüllte Lissizyn, daß die Fensterscheiben klirrten:

„Ergebt euch, oder ich reiße euch in Stücke!"

Es fehlte nicht viel – und die Eindringlinge hätten die vom Fußboden aufspringenden verschlafenen Menschen mit einem Kugelregen überschüttet. Aber der schreckenerregende Anblick des Mannes mit der Handgranate zwang automatisch Dutzende Hände in die Höhe. Und schon nach einer Minute, als die Leute bereits in Unterkleidung auf den Hof getrieben worden waren, löste der Orden auf Lissizyns Militärrock Filatows Zunge.

Lissizyn spuckte wütend aus und schleuderte ihm nur vernichtend entgegen: „Schlafmütze!"

Der Widerhall der deutschen revolutionären Bewegung war sogar hier im Bezirk zu spüren. Das Echo des Gewehrgeknatters auf Hamburgs Barrikaden drang bis in den kleinsten Ort. An der Grenze begann es unruhig zu werden. Mit gespannter Erwartung las man die Zeitungen, denn es waren Oktoberwinde, die aus dem Westen wehten. Das Bezirks-Jugendkomitee wurde mit Bittgesuchen um Aufnahme in die Rote Armee überschüttet. Kortschagin bemühte sich lange, die Vertreter der Komsomolzellen davon zu überzeugen, daß die Politik des Sowjetlandes eine Politik des Friedens sei und daß es nicht im Interesse des Landes läge, mit einem Nachbarstaat Krieg zu führen. Das hatte jedoch wenig Wirkung. An jedem Sonntag kamen die Komsomolzen aller Zellen in Beresdow zusammen und hielten in dem großen Garten des ehemaligen Popenhauses Bezirksversammlungen ab.

Eines Tages gegen Mittag erschienen in dem geräumigen Hofe des Bezirkskomitees die Mitglieder der Poddubzer Komsomolzelle. Sie kamen vollzählig anmarschiert. Kortschagin sah sie durchs Fenster und ging vors

Haus. Elf junge Burschen – in Stiefeln, mit dicken Rucksäcken –, allen voran Chorowodko, machten vor dem Eingang halt.

„Was ist denn los, Grischa?“ erkundigte sich Kortschagin verwundert.

Chorowodko zwinkerte ihm jedoch zu und ging mit ihm ins Haus. Als Lida, Raswalichin und noch zwei andere Komsomolzen Chorowodko umringten, schloß der die Tür und berichtete, seine Augenbrauen runzelnd:

„Ich mache da einen Probeappell, Genossen. Habe heute meinen Jungen erklärt, aus dem Bezirk sei ein Telegramm eingetroffen, streng geheim natürlich, aus dem hervorgehe, daß der Krieg gegen die deutsche Bourgeoisie beginne und daß man auch bald gegen die Pans ziehen werde. Aus Moskau sei der Befehl gekommen, alle Komsomolzen an die Front zu schicken. Wer aber Angst habe, der möge ein Gesuch schreiben, dann werde man ihn zu Hause lassen. Ich habe befohlen, daß kein Wort über den Krieg verlauten darf. Jeder soll einen Laib Brot und ein Stück Speck mitnehmen, und wer keinen Speck hat, Knoblauch oder Zwiebeln. Nach einer Stunde haben sich alle ganz unauffällig hinterm Dorf einzufinden. Wir gehen zum Bezirks- und dann zum Kreiskomitee, wo man uns Waffen aushändigen werde. Das hat auf die Jungen mächtigen Eindruck gemacht. Sie versuchten mich auszufragen, aber ich sagte: ‚Kein Geschwätz, und damit basta! Und wer sich weigert, der mag sein Gesuch schreiben! Der Feldzug ist freiwillig.‘ Meine Jungen gingen auseinander, und mir klopfte mächtig das Herz. Wie, wenn nun niemand kommt, was dann? Dann bleibt mir nur eins – die Zelle aufzulösen und selbst von hier zu verschwinden. Ich warte nun außerhalb des Dorfes und halte Ausschau. Einer nach dem andern rücken sie heran. Manche von ihnen sehen sogar reichlich verheult aus, aber sie lassen sich nichts anmerken. Alle zehn sind gekommen, kein einziger hat sich gedrückt. Da habt ihr sie, unsere Poddubzer Zelle!“ schloß Grischa begeistert und schlug sich stolz mit der Faust an die Brust.

Als ihn dann Lida entrüstet ins Gebet nahm, schaute er sie verständnislos an.

„Was willst du nur? Das ist doch die allerbeste Prüfung! So lernt man seine Leute richtig kennen. Ich wollte sie, um die Sache noch gewichtiger aufzuziehen, bis zum Kreiskomitee schleppen. Aber die Jungen sind schon müde. Sollen sie also nach Hause gehen. Aber du, Kortschagin, mußt ihnen noch unbedingt eine Ansprache halten. Ohne die geht es nicht... Sag ihnen, daß die Mobilisierung widerrufen sei, ihr Heldenmut gereiche ihnen jedoch zu Ehre und Ruhm.“ –

Kortschagin kam nur selten ins Kreiszentrum. Solche Fahrten nahmen jedesmal mehrere Tage in Anspruch, die Arbeit erforderte jedoch seine ständige Anwesenheit im Bezirk. Raswalichin dagegen suchte immer wieder nach einem Anlaß, in die Stadt zu gelangen. Wie ein Held aus Coopers Abenteuerromanen machte er sich jedesmal, vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, höchst vergnüglich auf den Weg. Im Wald begann er dann auf Krähen oder hurtige Eichhörnchen zu schießen, hielt einzelne Fußgänger an und verhörte sie wie ein echter Untersuchungsrichter: wer sie seien, woher sie kämen und wohin sie gingen. In der Nähe der Stadt angelangt, entledigte sich Raswalichin seiner Waffen, schob das Gewehr ins Heu, steckte die Pistole in die Tasche und betrat die Räume des Kreisjugendkomitees wie gewöhnlich.

„Nun, was gibt's Neues bei euch in Beresdow?“

Das Zimmer des Sekretärs des Kreiskomitees, Fedotow, war immer voller Menschen, die alle durcheinanderredeten. Es gehörte schon etwas dazu, unter solchen Umständen zu arbeiten. Man mußte vier Menschen auf einmal zuhören, dabei Notizen machen und einem fünften antworten. Fedotow ist noch sehr jung, aber sein Parteibuch trägt das Eintrittsdatum 1919. Nur in jenen stürmischen Tagen hatte ein Fünfzehnjähriger Parteimitglied werden können.

Lässig beantwortete Raswalichin die Frage Fedotows.

„Man kann doch nicht alle Neuigkeiten gleich auf einmal erzählen. Ich rackere mich von früh bis spät ab. Überall soll man zurechtkommen. Man muß hier ja alles ganz von neuem aufbauen. Hab' dieser Tage wieder zwei neue Zellen organisiert. Wozu habt ihr mich hergerufen?“ Er setzte eine geschäftige Miene auf und ließ sich in den Lehnstuhl fallen.

Krymski, der Leiter der Wirtschaftsabteilung, blickte für einen Augenblick von dem Haufen Schriftstücke auf, die den Tisch bedeckten, und sah sich um.

„Wir haben Kortschagin rufen lassen und nicht dich.“

Raswalichin stieß eine dicke Rauchwolke aus.

„Kortschagin liebt es nicht hierherzufahren. Sogar darum muß ich mich kümmern... Manche Sekretäre haben es überhaupt gut. Sie rühren keinen Finger und lassen solche Esel wie mich schuften. Sobald Kortschagin an die Grenze fährt, läßt er sich zwei bis drei Wochen lang nicht blicken, und dann habe ich die ganze Arbeit auf dem Buckel.“

Raswalichin gab unzweideutig zu verstehen, daß eben nur er der geeignete Sekretär für das Bezirks-Jugendkomitee sei.

„Mir gefällt dieser Kerl nicht", sagte Fedotow offen zu seinen Genossen, als Raswalichin aus dem Zimmer gegangen war.

Raswalichins Quertreibereien wurden ganz zufällig aufgedeckt. Eines Tages erschien Lissizyn bei Fedotow, um die Post abzuholen. Jeder, der aus dem Bezirk kam, nahm die Post für alle anderen mit. Fedotow hatte eine eingehende Unterredung mit Lissizyn, und Raswalichin wurde entlarvt.

„Schick uns aber trotzdem Kortschagin her. Wir kennen ihn ja fast gar nicht", sagte Fedotow beim Abschied.

„Gut. Aber nur unter einer Bedingung. Laßt euch nicht einfallen, ihn uns wegzuschnappen. Dagegen werden wir ganz energisch protestieren."

In diesem Jahr wurde im Grenzgebiet die Oktoberfeier mit besonderer Begeisterung begangen. Kortschagin war zum Vorsitzenden der Oktoberkommission der Grenzdörfer gewählt worden. Nach einem Meeting in Poddubzy zog eine fünftausendköpfige Menge von Bauern und Bäuerinnen, die aus drei Nachbardörfern zusammengeströmt waren, mit einem Blasorchester und dem Ausbildungsbataillon an der Spitze, unter wehenden roten Fahnen zur Grenze. In strenger Ordnung marschierte, auf sowjetischem Boden, die einen halben Kilometer lange Kolonne von hier aus in die von der Grenze in zwei Teile getrennten Dörfer. Noch niemals hatten die Polen hier einen solchen Aufmarsch gesehen. An der Spitze des Zuges ritten der Bataillonskommandeur Gawrilow und Kortschagin, ihnen folgte dröhnend und schmetternd das Blasorchester, Fahnen wehten, und Lieder erschollen ohne Ende. Die Dorfjugend trug Feiertagskleidung, überall herrschte Fröhlichkeit, erklang silberhelles Lachen der jungen Bäuerinnen. Ernst waren die Gesichter der Erwachsenen und feierlich die der Greise. So weit das Auge reichte, ergoß sich dieser Menschenstrom – und das Ufer dieses Stromes war die Grenze. An keiner Stelle wurde die verbotene Zone auch nur von einem einzigen betreten.

Kortschagin ließ die Menschen an sich vorübermarschieren.

Trotzig erklang das Komsomolzenlied:

Von Sibiriens Urwald bis zur britischen See
ist niemand so stark wie die Rote Armee!

Und dann setzte der Mädchenchor ein:

Auf dem Berge oben mäht die Schnitterschar...

Mit freudigem Lächeln wurden die Kolonnen von den Sowjetposten begrüßt, und verwirrt schauten die polnischen Posten herüber. Obgleich das polnische Grenzkommando rechtzeitig von der Demonstration in Kenntnis gesetzt worden war, rief sie doch jenseits der Grenze Beunruhigung hervor. Die berittenen Patrouillen der polnischen Grenzwache begannen geschäftig herumzuschnüffeln. Die Wachposten wurden um das Fünffache verstärkt und in den Schluchten für alle Fälle Reserven bereitgehalten. Die Kolonne marschierte jedoch weiter auf heimatlichem Boden, lärmend und fröhlich, und weithin erklangen ihre Lieder.

Auf einem Erdhügel stand ein polnischer Wachposten. Gemessenen Schrittes bewegte sich der Zug vorüber. Die ersten Töne eines Marschliedes erklangen. Der Pole nahm das Gewehr von der Schulter und leistete, Gewehr bei Fuß, die Ehrenbezeugung. Kortschagin vernahm deutlich:

„Es lebe die Kommune!"

Die Augen des Soldaten bestätigten, daß er es gewesen, der diese Worte gesagt hatte. Unverwandt schaute Pawel ihn an.

Ein Freund! Unter dem Soldatenmantel schlägt ein mit uns sympathisierendes Herz. Und Kortschagin erwiderte leise in polnischer Sprache:

„Grüß dich, Genosse!"

Der Wachposten blieb zurück. Er ließ die Kolonnen an sich vorübermarschieren und hielt das Gewehr immer noch in derselben Stellung. Pawel drehte sich noch einige Male nach der kleinen dunklen Gestalt um. Aber da stand schon ein anderer Pole, einer mit ergrautem Schnurrbart. Unter dem vernickelten Schirm seiner Mütze schauten unbeweglich trübe Augen hervor. Kortschagin, der noch immer unter dem Eindruck des soeben Vernommenen stand, murmelte in polnischer Sprache vor sich hin: „Sei gegrüßt, Genosse!"

Aber es kam keine Antwort.

Gawrilow lächelte. Er hatte alles mit angehört.

„Du verlangst zuviel auf einmal", sagte er. „Außer den einfachen Infanteristen gibt es hier ja noch die Feldgendarmerie. Hast du seine Armeetressen gesehen? Das war ein Gendarm."

Die Spitze der Kolonne stieg bereits in das durch die Grenze halbierte Dorf hinunter. Auf der sowjetischen Seite bereitete man den Ankommenden einen festlichen Empfang. Am Ufer des Flüßchens, dicht an der Grenzbrücke, hatte sich das ganze Sowjetdorf versammelt. Mädchen und Burschen hatten am Wegrand Aufstellung genommen. Auf polnischer Seite





beobachteten die Menschen, dicht aneinandergedrängt, von Hausdächern und Schuppen herab unverwandt die Vorgänge jenseits des Flusses. Auf den Schwellen der Hütten und an den Zäunen standen viele Bauern. Als der Zug durch den von Menschen gebildeten Korridor marschierte, spielte das Orchester die „Internationale". Von einer provisorisch errichteten, mit grünen Zweigen geschmückten Tribüne hielten sowohl die Jungen als auch die Alten feurige Ansprachen. Kortschagin redete in seiner ukrainischen Muttersprache. Die Worte schallten über die Grenze und waren auch auf dem jenseitigen Ufer hörbar. Dort aber wollte man verhindern, daß seine Worte die Herzen der Bewohner entflammten. Eine Gendarmeriepatrouille

raste durchs Dorf, jagte die Einwohner mit Peitschenhieben in die Häuser und schoß auf die Dächer.

Die Straßen leerten sich rasch. Die Kugeln hatten die Jugend von den Dächern verjagt. Am Sowjetufer sahen die Menschen diesem Treiben mit finsterer Miene zu. Gestützt von jungen Burschen, kletterte ein alter Hirt auf die Tribüne und begann ganz empört zu sprechen:

„Da habt ihr's! Schaut nur hin, Kinder! So hat man einst auch uns geprügelt. Aber heute wird niemand im Dorf erleben, daß unsere Sowjetmacht zuläßt, einen Bauern mit der Peitsche zu züchtigen. Wir haben mit unseren Pans Schluß gemacht – und damit ist es auch mit der Peitsche vor-

bei. Haltet diese Macht fest in euren Händen, Jungen. Ich bin alt, ich kann keine Reden halten. Aber sagen möchte ich euch viel: über unser früheres Leben, als wir unter dem Zaren schuften mußten wie die Ochsen im Joch. Jetzt will einem schier das Herz brechen, wenn man das da drüben sieht! . . ." Er wies mit der knochigen Hand über den Fluß und fing an zu weinen, wie ein kleines Kind.

Nach dem Alten sprach Grischa Chorowodko. Gawrilow, der seiner zornigen Ansprache lauschte, riß sein Pferd herum und schaute aufmerksam zum anderen Ufer hinüber, um zu sehen, ob drüben die Rede mitgeschrieben wurde. Doch das Ufer war menschenleer, sogar der Brückenposten war zurückgezogen worden.

„Scheint diesmal ohne eine Note an das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten abzugehen", scherzte er.

In einer regnerischen Herbstnacht, gegen Ende November, wurde dem Banditen Antonjuk und seinen sieben Spießgesellen das blutige Handwerk gelegt. Man erwischte die Räuberbande auf der Hochzeit eines reichen Kolonisten in Maidan-Villa. Die Chrolinsker Kommunarden räumten hier endgültig mit diesem Gesindel auf.

Geschwätzige Weiberzungen hatten die Nachricht von den Gästen auf der Kolonistenhochzeit in Umlauf gebracht. Augenblicklich hatte sich die Zelle – insgesamt zwölf Mann – versammelt und mit allem, was nur aufzutreiben war, bewaffnet. Sie kamen auf Fuhrwerken nach Maidan-Villa, während ein Bote Hals über Kopf nach Beresdow jagte. In Semaki stieß er auf die Abteilung Filatows, der sich mit seinen Leuten sogleich in Trab setzte und nach Maidan-Villa ritt, um der Spur des Banditen zu folgen. Die Chrolinsker Kommunarden hatten inzwischen das Gehöft umzingelt, und dann begannen die Waffen sich mit der Bande Antonjuks zu unterhalten. Dieser verschanzte sich mit den Seinen in einem kleinen Seitenflügel und empfing jeden, der ihm vors Korn kam, mit einem Bleihagel. Er versuchte einen Ausfall zu machen, aber die Chrolinsker Burschen jagten ihn wieder ins Seitengebäude zurück, wobei einer der acht, von einer Kugel durchbohrt, liegenblieb. Mehr als einmal war Antonjuk in derartige Situationen geraten, aber bisher war er stets mit heiler Haut davongekommen. Handgranaten und die nächtliche Dunkelheit hatten ihm immer wieder aus der Patsche geholfen. Vielleicht wäre er auch diesmal wieder entwischt, denn schon hatten zwei Kommunarden ihr Leben lassen müssen, aber da kam Filatow mit seiner Gruppe gerade im rechten Augenblick angesprengt, und Antonjuk begriff, daß er diesmal endgültig festsaß. Bis zum Morgengrauen pfiffen die Kugeln aus allen Fenstern des Seitenflügels, bei Tagesanbruch jedoch wurde der Flügel genommen und die Räuberbande ausgerottet. Von den acht hatte sich keiner ergeben.

Vier Genossen kostete dieser Kampf das Leben, drei davon hatte die junge Chrolinsker Komsomolzelle geopfert.

Kortschagins Bataillon nahm an den Herbstmanövern der Territorialtruppen teil. Die vierzig Kilometer bis zum Lager der Division bewältigte die Truppe an einem Tag bei strömendem Regen. Der Marsch begann am frühen Morgen und endete spätabends. Bataillonskommandeur Gussew und sein Kommissar legten die Strecke zu Pferd zurück. Die achthundert Vordienstpflichtigen, die sich kaum noch in die Kaserne schleppen konnten, fielen sofort in tiefen Schlaf. Der Stab der Territorialdivision hatte das Bataillon zu spät hinbeordert, denn schon für den nächsten Morgen waren die Manöver angesetzt. Das neueingetroffene Bataillon nahm auf dem Exerzierplatz Aufstellung und wurde einer Musterung unterzogen. Bald darauf sprengten aus dem Divisionsstab mehrere Berittene heran. Das Bataillon, das bereits mit Uniformen und Gewehren ausgerüstet worden war, machte einen prächtigen Eindruck. Sowohl Gussew, ein erfahrener Kommandeur, als auch Kortschagin hatten viel Kraft und Zeit auf ihr Bataillon verwandt und konnten sich auf die ihnen anvertrauten Truppen verlassen.

Als die offizielle Musterung zu Ende war und das Bataillon seine Manövrierfähigkeit gezeigt hatte, fuhr einer der Kommandeure, der ein schönes, jedoch aufgedunsenes und verlebtes Gesicht hatte, Kortschagin schroff an:

„Weshalb sind Sie zu Pferd? Bei uns ist das den Kommandeuren und Kriegskommissaren der Ausbildungsbataillone nicht gestattet. Ich befehle Ihnen, das Pferd im Stall einzustellen und die Manöver zu Fuß mitzumachen!"

Kortschagin wußte, daß er nicht imstande sein würde, ohne Pferd das Manöver durchzuhalten, er würde nicht einen einzigen Kilometer zu Fuß zurücklegen können. Aber wie sollte er das diesem gezierten Laffen beibringen, der geschniegelt und gebügelt vor ihm stand?

„Ohne Pferd kann ich an den Manövern nicht teilnehmen."

„Weshalb?“

Da er einsah, daß er seine Weigerung nicht anders begründen konnte, erwiderte Kortschagin mit dumpfer Stimme: „Ich habe geschwollene Füße und kann deshalb nicht eine ganze Woche lang umherlaufen. Außerdem weiß ich nicht, wer Sie sind, Genosse.“

„Erstens bin ich der Stabschef Ihres Regiments, und zweitens wiederhole ich nochmals meinen Befehl, abzusitzen. Wenn Sie Invalide sind, so trage nicht ich die Schuld, daß Sie Militärdienst leisten.“

Kortschagin zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Er riß sein Pferd an den Zügeln, Gussews feste Hand hielt ihn aber zurück. Einige Minuten lang kämpften in Pawel zwei Gefühle: Kränkung und Selbstbeherrschung. Pawel Kortschagin war jedoch nicht mehr jener Rotarmist, der ohne Bedenken von einem Truppenteil zum anderen hinüberwandern konnte. Er war Kriegskommissar eines Bataillons, und dieses Bataillon stand hinter ihm. Was für ein Beispiel an Disziplin würde er durch sein Benehmen den Jungen geben? Hatte er doch sein Bataillon nicht für diesen Laffen erzogen! Er nahm seine Füße aus den Steigbügeln, saß ab und schritt, einen jähen Schmerz in den Gelenken unterdrückend, zum rechten Flügel.

Einige Tage lang herrschte außergewöhnlich schönes Wetter. Die Manöver gingen ihrem Ende entgegen. Am fünften Tage wurden sie in der Umgebung von Schepetowka durchgeführt, wo sie auch ihren Abschluß finden sollten. Das Beresdower Bataillon erhielt den Auftrag, den Bahnhof vom Dorfe Klimentowitschi her zu nehmen.

Kortschagin, der die Gegend ausgezeichnet kannte, zeigte Gussew alle Anmarschwege. Das Bataillon wurde in zwei Gruppen geteilt, fiel in einem weit ausholenden Umgehungsmanöver, das vom Gegner unbemerkt blieb, diesem in den Rücken und erstürmte unter Hurrarufen den Bahnhof. Laut Gutachten des Schiedsrichters war diese Operation glänzend durchgeführt worden. Der Bahnhof blieb in den Händen der Beresdower, und das ihn verteidigende Bataillon, dem der Verlust von fünfzig Prozent seines Mannschaftsbestandes gebucht wurde, mußte sich in den Wald zurückziehen.

Kortschagin, der das Kommando über die eine Bataillonshälfte übernommen hatte, stand mitten auf der Straße mit dem Kommandeur und dem Politleiter der dritten Kompanie und erteilte Befehle über die Aufstellung der Schützenlinie.

„Genosse Kommissar“, rief ihm ein herbeieilender Rotarmist zu, „der Bataillonskommandeur läßt fragen, ob die Bahnübergänge mit MG-Schützen besetzt sind. Gleich wird eine Kommission eintreffen“, berichtete er ganz außer Atem.

Pawel ging sofort mit den Kommandeuren zum Bahnübergang.

Dort war schon der ganze Regimentsstab versammelt. Man gratulierte Gussew zu der gelungenen Operation. Die Vertreter des geschlagenen Bataillons traten verlegen von einem Fuß auf den anderen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich zu rechtfertigen.

„Das ist nicht mein Verdienst. Kortschagin stammt aus dieser Gegend und hat uns geführt.“

Der Stabschef ritt dicht an Pawel heran und sagte spöttisch:

„Sie können ja fabelhaft laufen, Genosse. Und zu Pferd kamen Sie wohl aus bloßer Wichtigkeit angeritten, wie?“ Er wollte noch etwas hinzufügen, aber Kortschagins Blick brachte ihn zum Schweigen. Als der Stab davongeritten war, erkundigte sich Kortschagin leise bei Gussew:

„Weißt du, wie der heißt?“

Gussew klopfte ihm auf die Schulter.

„Ach laß das, schenk doch diesem Gecken keine Aufmerksamkeit. Tschushanin heißt er, ein ehemaliger Fähnrich, glaube ich.“

Kortschagin war an diesem Tage immer wieder bemüht, sich zu entsinnen, woher er diesen Namen kannte, aber er kam nicht darauf.

Die Manöver waren zu Ende. Das Bataillon, das die Bewertung „Ausgezeichnet“ erhalten hatte, marschierte nach Beresdow zurück. Kortschagin, der völlig erschöpft war, blieb zwei Tage bei seiner Mutter. Das Pferd ließ er Artjom zur Pflege. Zu dieser Zeit schlief Pawel jedesmal zwölf Stunden täglich hintereinander, am dritten Tag suchte er Artjom im Depot auf. Hier im verräucherten Gebäude fühlte er sich zu Hause. Gierig sog er den Kohlendunst ein. Alles hier zog ihn unwiderstehlich an, alles, was ihm früher so nah und vertraut, womit einst seine Kindheit und Jugend verbunden gewesen. Es war ihm, als habe er irgend etwas Teures verloren. Wie viele Monate schon hatte er das Pfeifen der Lokomotiven nicht mehr gehört. Und wie der Seemann nach langer Trennung jedesmal beim Anblick des tiefblauen endlosen Meeres wieder in Erregung gerät, so schlug jetzt auch dem ehemaligen Heizer und Monteur inmitten der ihm so vertrauten Umgebung das Herz rascher. Lange konnte er diese Empfindung

nicht überwinden. Mit dem Bruder sprach er wenig. Auf Artjoms Stirn bemerkte er eine neue tiefe Furche. Artjom arbeitete jetzt am Schmiedefeuer. Daheim war unterdessen ein zweites Kind angekommen. Sein Leben schien schwer zu sein. Artjom sprach darüber kein Wort, doch es war auch ohne Worte klar.

Ein, zwei Stunden arbeiteten sie miteinander; dann trennten sie sich. Am Bahnübergang hielt Pawel sein Pferd an und blickte lange nach dem Bahnhof zurück. Unvermittelt gab er dem Rappen die Sporen und jagte den Waldweg entlang.

Die Waldwege waren jetzt ungefährlich. Es gab keine Überfälle mehr. Die Bolschewiki hatten mit den kleinen und großen Banditen aufgeräumt und ihre Nester ausgehoben. In den Dörfern des Bezirks war das Leben wieder ruhiger geworden.

Gegen Mittag traf Kortschagin in Beresdow ein. Am Eingang des Bezirkskomitees kam ihm Lida Polewych freudig entgegen.

„Endlich bist du wieder da! Wir haben schon Sehnsucht nach dir gehabt."

Sie legte den Arm um seine Schultern und ging mit ihm ins Haus.

„Wo ist denn Raswalichin?" erkundigte sich Kortschagin, als er seinen Mantel ablegte.

Lida antwortete widerwillig:

„Weiß nicht, wo der steckt. Ah, jetzt entsinne ich mich! Am Morgen sagte er mir, er gehe in die Schule, um dort für dich Unterricht in Gesellschaftskunde zu geben. ‚Das ist überhaupt meine Aufgabe', sagte er, ‚und nicht die Kortschagins.' "

Diese Neuigkeit berührte Pawel unangenehm. Raswalichin hatte ihm niemals besonders gefallen. Was wird dieser Kerl nur in der Schule anstellen? dachte er mißvergnügt.

„Nur gut. Erzähle mir, was bei euch los ist, warst du in Gruschonka? Wie geht es den Jungen dort?"

Lida berichtete ihm alles. Kortschagin legte sich auf den Diwan und streckte die müden Beine aus.

„Die Rakitina ist vorgestern als Kandidat in die Partei aufgenommen worden. Das wird unsere Poddubzer Zelle noch mehr festigen. Sie ist ein feiner Kerl und gefällt mir sehr. Siehst du, auch bei der Lehrerschaft beginnt jetzt ein beachtlicher Umschwung. Einige von ihnen gehen ganz zu uns über." –

An manchen Abenden saßen in Lissizyns Zimmer drei Menschen bis spät in die Nacht um den großen Tisch herum. Es waren Lissizyn, Kortschagin und der neue Sekretär des Bezirks-Parteikomitees, Lytschikow.

Die Schlafzimmertür war geschlossen. Anjutka und Lissizyns Frau schliefen schon längst. Die drei jedoch saßen über ein kleines Buch gebeugt: „Russische Geschichte" von Pokrowski. Sie fanden nur in der Nacht Zeit zum Lernen.

Die Abende, an denen Pawel nicht in den Dörfern zu tun hatte, verbrachte er bei Lissizyns und mußte jedesmal betrübt feststellen, daß Lytschikow und Nikolai ihn schon wieder überholt hatten.

Aus Poddubzy kam die Hiobsbotschaft, Grischa Chorowodko sei nachts von Unbekannten ermordet worden. Ungeachtet der Schmerzen in seinen Füßen, eilte Kortschagin auf diese Nachricht hin zum Pferdestall des Exekutivkomitees. In fieberhafter Hast sattelte er ein Pferd und sprengte, die Flanken des Tieres mit der geflochtenen Peitsche striegelnd, in Richtung der Grenze davon.

In dem geräumigen Hause des Dorfsowjets lag Grischa, von Tannengrün umgeben und mit der Fahne des Dorfsowjets bedeckt. Bis zum Eintreffen der Behörde hatte man niemanden an ihn herangelassen. Ein Rotarmist der Grenztruppen und ein Jungkommunist hielten Ehrenwache. Kortschagin betrat den Raum, näherte sich dem Tisch und schlug das Fahnentuch zurück.

Wachsbleich, mit weitgeöffneten Augen, aus denen noch die Todesqual starrte, lag Grischa mit zur Seite geneigtem Kopfe da. Der von einem scharfen Gegenstand zerschmetterte Hinterkopf war mit einem Tannenzweig bedeckt.

Wessen Hand erschlug diesen Jüngling, den einzigen Sohn der Witwe Chorowodko, die schon ihren Mann, einen Mühlenarbeiter, der Mitglied des Komitees der Dorfarmut gewesen war, in der Revolution verloren hatte?

Die Nachricht von der Ermordung ihres Sohnes hatte der alten Frau die Besinnung geraubt. Nachbarinnen waren herbeigeeilt und hatten sich um die Ohnmächtige bemüht. Und der Sohn lag mit stummen Lippen und wahrte das Geheimnis seines Todes.

Grischas Tod brachte das ganze Dorf in Aufruhr. Es erwies sich, daß der junge Sekretär der Komsomolzen und Beschützer der Landarbeiter im Dorfe mehr Freunde als Feinde gehabt hatte.

Erschüttert von diesem Todesfall, saß Rakitina weinend in ihrem Zimmer und hob nicht einmal den Kopf, als Kortschagin eintrat.

„Was meinst du, Genossin Rakitina, wer hat ihn ermordet?" fragte Kortschagin mit dumpfer Stimme und ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen.

„Wer denn anders als diese Müllerbande! Grischa war ja diesen Schmugglern ein Dorn im Auge."

An Grischas Begräbnis nahmen die Einwohner zweier Dörfer teil. Kortschagin traf mit seinem ganzen Bataillon ein, und auch die gesamte Jugendorganisation des Bezirkes erschien, um ihrem Genossen die letzte Ehre zu erweisen. Gawrilow ließ zweihundertfünfzig Grenzarmisten auf dem Platze des Dorfsowjets Aufstellung nehmen. Unter den wehmütigen Klängen des Trauermarsches wurde der rot geschmückte Sarg hinausgetragen und auf dem Platz aufgestellt, wo neben den Gräbern der gefallenen Bolschewiki, der Partisanen des Bürgerkrieges, ein frisches Grab ausgehoben worden war.

Grischas Tod schloß die Reihen derer, für die er sich immer eingesetzt hatte, nur noch fester zusammen. Die Landarbeiterjugend und die arme Bauernschaft gelobten der Zelle ihre Unterstützung, und alle, die voller Zorn an Grischas Grab sprachen, forderten den Tod der Mörder, verlangten, daß man sie ausfindig machen und hier auf dem Dorfplatz neben seinem Grabe richten solle, damit jedermann das Antlitz des Feindes sehen könne.

Drei Salven erdröhnten, und das frische Grab wurde mit Tannenzweigen geschmückt.

Am selben Abend noch wurde Genossin Rakitina zum neuen Sekretär der Zelle gewählt.

Von dem Grenzposten der GPU erhielt Kortschagin die Mitteilung, daß man dort den Mördern auf die Spur gekommen sei.

Eine Woche später wurde im Theater des Ortes die zweite Tagung des Bezirkssowjets eröffnet. Ernst und feierlich begann Lissizyn sein Referat.

„Genossen, voller Genugtuung kann ich euch berichten, daß wir alle im vergangenen Jahr eine große Arbeit durchgeführt haben. Wir haben die Sowjetmacht in unserem Bezirk gefestigt, das Banditenunwesen mit der Wurzel ausgerottet und die Schmuggelei unterbunden. Die Organisationen der Dorfarmut haben sich gut entwickelt. Die Jugendorganisation ist um

das Zehnfache gewachsen, und auch die Parteiorganisation hat sich verstärkt. Das jüngste Verbrechen der Kulaken in Poddubzy, deren Opfer unser Genosse Chorowodko geworden ist, wurde von uns aufgedeckt. Die Mörder – der Müller und sein Schwiegersohn – sind verhaftet und werden in den nächsten Tagen durch das Gouvernementsgericht zur Verantwortung gezogen. Zahlreiche Delegationen aus den Dörfern haben dem Präsidium die Forderung übermittelt, sich durch einen speziellen Beschluß dafür einzusetzen, daß diesen Banditen und Terroristen gegenüber unbedingt das höchste Strafmaß angewandt wird."

Der Saal dröhnte von Zurufen:

„Wir unterstützen diesen Antrag. Tod den Feinden der Sowjetmacht!"

In einer Seitentür erschien Lida Polewych. Sie winkte Pawel zu sich.

Im Korridor überreichte ihm Lida ein Kuvert mit der Aufschrift „Eilig". Er öffnete den Umschlag.

An das Bezirkskomitee des Kommunistischen Jugendverbandes Beresdow, Kopie an das Bezirkskomitee der Partei. Laut Beschluß der Leitung des Gouvernementskomitees wird Genosse Kortschagin aus dem Bezirk abberufen und dem Gouvernementskomitee für eine verantwortliche Arbeit im Jugendverband zur Verfügung gestellt.

Kortschagin nahm Abschied von dem Bezirk, in dem er ein Jahr lang gearbeitet hatte. Auf der letzten Sitzung des Bezirks-Parteikomitees wurden zwei Fragen behandelt: erstens die Aufnahme des Parteikandidaten Genossen Kortschagin in die Partei, und zweitens die Bestätigung seiner Charakteristik und seine Befreiung von der Arbeit als Sekretär des Bezirks-Jugendkomitees.

Lissizyn und Lida drückten Pawel fest und herzlich die Hand. Freundschaftlich umarmten sie einander, und als Pawels Pferd vom Hof in die Straße einbog, feuerten ein Dutzend Pistolen Salutschüsse in die Luft.

FÜNFTES KAPITEL

Laut rasselnd kroch die Straßenbahn mühsam die steile Funduklejewskaja-Straße hinauf. Beim Operntheater machte sie halt. Eine Gruppe junger Leute stieg aus, und die Straßenbahn rasselte weiter bergan.

Pankratow trieb die Säumigen an:

„Los, Jungens, wir kommen schon zu spät."

Okunew holte ihn erst knapp vor dem Theatereingang ein.

„Kannst du dich noch daran erinnern, Genka, vor drei Jahren sind wir genauso hierhergekommen. Damals fand Dubawa mit der ehemaligen Gruppe der ‚Arbeiteropposition' zu uns zurück. Ein schöner Abend war das. Und heute werden wir wieder mit Dubawa zu kämpfen haben."

Pankratow gab Okunew erst im Saal Antwort, nachdem sie den am Eingange postierten Kontrolleuren ihre Mandate vorgewiesen hatten:

„Ja, die alte Geschichte mit Dubawa wiederholt sich von neuem und an demselben Ort."

Sie wurden zur Ruhe ermahnt und waren gezwungen, sich auf die nächstgelegenen freien Plätze zu begeben. Die Abendsitzung der Konferenz war bereits eröffnet. Auf der Tribüne stand eine Frau.

„Wir sind gerade im richtigen Moment gekommen. Setz dich und hör zu, was dein Frauchen zu sagen hat", flüsterte Pankratow und stieß Okunew mit dem Ellbogen an.

„... Es stimmt, wir haben viele Kräfte in der Diskussion vertan, doch dafür hat unsere Jugend, die sich an der Aussprache beteiligte, so manches gelernt. Wir stellen mit großer Genugtuung die Tatsache fest, daß die Trotzki-Anhänger in unserer Organisation ganz offensichtlich aufs Haupt geschlagen wurden. Sie können sich nicht beschweren, daß wir ihnen keine



Möglichkeit gegeben haben, sich auszusprechen, ihre Meinung frei zu äußern. Nein, es kam sogar umgekehrt: Die Handlungsfreiheit, die wir ihnen eingeräumt haben, hat ihrerseits zu einer großen Reihe grober Verstöße gegen die Parteidisziplin geführt."

Talja war aufgeregt, eine Haarsträhne fiel ihr ins Gesicht und störte sie beim Sprechen. Mit einem Ruck warf sie den Kopf zurück.

„Wir haben hier viele Genossen aus den Bezirken angehört, und alle erzählten uns von den Methoden, die die Trotzkisten anwenden. Auf unserer Konferenz sind sie in ziemlich großer Anzahl vertreten. Die Be-

zirke haben ihnen bewußt Mandate eingeräumt, damit sie hier auf der Stadt-Parteikonferenz noch einmal ihre Meinung äußern können. Es ist nicht unsere Schuld, wenn nur wenige von ihnen auftreten. Ihr völliger Bankrott in den Bezirken und Zellen hat sie ein wenig belehrt. Es ist nicht so einfach, auf dieser Tribüne das zu wiederholen, was sie noch gestern vertreten haben."

Talja wurde von einer scharfen Stimme unterbrochen, die aus der rechten Ecke des Parterres kam:

„Wir werden schon noch auftreten!"

Talja Lagutina wandte sich um:

„Nun, was denn, Dubawa? Tritt doch auf und sag, was du zu sagen hast. Wir werden dich anhören", schlug sie vor.

Dubawa blickte sie herausfordernd an und verzog nervös den Mund.

„Es kommt die Zeit – da werden wir schon unsere Meinung sagen!" schrie er und erinnerte sich an die gestrige schwere Niederlage, die er in seinem Bezirk, in dem ihn jeder kannte, erlitten hatte.

Im Saale begann man zu murren. Pankratow konnte sich nicht mehr beherrschen und rief:

„Was, ihr wollt noch einmal an unserer Partei rütteln?"

Dubawa erkannte seine Stimme. Er wandte jedoch nicht einmal den Kopf, biß sich nur krampfhaft auf die Lippen und starrte zu Boden.

Talja fuhr fort:

„Als krasses Beispiel, wie die Trotzkisten die Parteidisziplin verletzen, kann Dubawa dienen. Er ist einer unserer alten Komsomolfunktionäre. Viele kennen ihn, besonders die Arsenalarbeiter. Dubawa ist Student der Charkower Kommunistischen Universität. Wir wissen jedoch alle, daß er sich genauso wie Schkolenko schon fast drei Wochen hier aufhält. Was haben die beiden gerade jetzt, mitten im Semester, hier zu suchen? Es gibt nicht einen einzigen Bezirk in der Stadt, in dem sie nicht aufgetreten wären. Es ist wahr, daß Schkolenko in den letzten Tagen etwas nüchterner zu werden beginnt. Wer hat sie aber hierhergeschickt? Außer ihnen gibt es noch eine ganze Reihe anderer Trotzkisten aus verschiedenen Organisationen. Alle haben sie hier einmal gearbeitet und sind jetzt hergekommen, das Feuer des innerparteilichen Kampfes zu entfachen. Ist ihre Parteiorganisation über ihren Aufenthaltsort informiert? Natürlich nicht."

Die Konferenz erwartete von den Trotzkisten ein öffentliches Bekenntnis ihrer Fehler. Talja versuchte sie zum Eingeständnis dieser Fehler zu

bewegen und sprach zu ihnen, als stände sie nicht auf der Rednertribüne, sondern führe eine kameradschaftliche Aussprache mit ihnen.

„Könnt ihr euch noch daran erinnern? Vor drei Jahren fand Dubawa in diesem selben Theater mit der ehemaligen Gruppe der ‚Arbeiteropposition' zu uns zurück. Erinnert ihr euch noch seiner Worte: ‚Niemals werden wir das Banner der Partei beflecken.' Kaum sind drei Jahre vergangen, und Dubawa hat es befleckt. Ja, ich behaupte – er hat es befleckt. Denn seine Worte ‚Wir werden schon unsere Meinung sagen' beweisen, daß er und seine trotzkistischen Gesinnungsgenossen noch weiterzugehen gedenken."

Von den hinteren Plätzen ließ sich eine Stimme hören:

„Soll doch mal Tufta vom Barometer erzählen, er ist bei ihnen so was wie ein Meteorologe."

Erregte Stimmen wurden laut: „Genug der Kindereien!"

„Antworten sollen sie uns, ob sie den Kampf gegen die Partei einstellen wollen oder nicht?"

„Sie sollen uns sagen, wer die parteifeindliche Erklärung verfaßt hat!"

Die Erregung steigerte sich immer mehr. Lange schwang der Vorsitzende die Glocke.

Taljas Worte verhallten im Stimmengewirr. Doch der Sturm legte sich bald, und ihre Stimme drang wieder durch.

„Wir erhalten Briefe von unseren Genossen aus entlegenen Bezirken. Sie gehen mit uns, und das feuert uns noch mehr an. Gestattet mir, einen Auszug aus einem dieser Briefe zu verlesen. Der Brief ist von Olga Jurenewa. Viele von euch kennen sie. Sie ist jetzt Leiterin der Organisationsabteilung eines Kreis-Jugendkomitees."

Talja zog aus einem Stoß Papiere ein Blatt heraus, überflog es und las vor:

„Die praktische Arbeit wird vernachlässigt. Die ganze Jugendleitung ist bereits den vierten Tag in den Bezirken. Die Trotzkisten haben den Kampf mit außergewöhnlicher Schärfe begonnen. Gestern kam es zu einem Vorfall, über den die ganze Organisation empört ist. Die Oppositionszellen, die in der Stadt in keiner einzigen Zelle die Mehrheit erhalten konnten, entschlossen sich, in der Zelle des Kreis-Kriegskommissariats, zu der auch die Kommunisten der Kreis-Plankommission und der Gewerkschaft der Bildungsarbeiter gehören, mit vereinigten Kräften eine Schlacht zu liefern. Die Zelle zählt zweiundvierzig Mann, es hatten sich dort aber alle Trotzkisten eingefunden. Noch niemals haben wir derart parteifeindliche Reden

wie auf dieser Versammlung zu hören bekommen. Einer von den Kriegskommissariatsleuten meldete sich und erklärte wortwörtlich: ‚Wenn der Parteiapparat nicht nachgibt, werden wir ihn mit Gewalt zerschlagen.' Diese Erklärung wurde von den Oppositionellen mit Beifall aufgenommen. Da trat Kortschagin auf und sagte: ‚Wie konntet ihr als Parteimitglieder diesem Faschisten Beifall klatschen?' Man ließ Kortschagin nicht aussprechen, polterte mit den Stühlen und brüllte. Die Zellenmitglieder, empört über dieses pöbelhafte Benehmen, forderten, daß man Kortschagin anhöre. Als jedoch Pawel von neuem zu sprechen begann, wurde abermals Obstruktion getrieben. Pawel rief ihnen zu: ‚So sieht also eure Demokratie aus! Und doch werde ich sprechen!' Da packten ihn einige und versuchten ihn von der Tribüne zu zerren. Nun ging etwas Ungeheuerliches vor sich. Pawel wehrte sich und sprach weiter, sie schleppten ihn jedoch von der Bühne, öffneten eine Seitentür und warfen ihn die Treppe hinunter, und irgendein Schuft schlug ihm das Gesicht blutig. Fast die ganze Zelle verließ die Versammlung. Dieser Vorfall hat vielen die Augen geöffnet..."

Talja verließ die Tribüne.

Segal arbeitete bereits zwei Monate als Agitpropleiter des Gouvernements-Parteikomitees. Jetzt saß er im Präsidium neben Tokarew und lauschte aufmerksam den Reden der Delegierten der Stadt-Parteikonferenz. Vorläufig sprachen fast ausschließlich junge Genossen, die noch Mitglieder des Jugendverbandes waren.

Wie sie in diesen Jahren gewachsen sind, dachte Segal.

„Den Oppositionellen ist der Boden unter den Füßen schon heiß geworden", sagte er zu Tokarew, „und dabei haben wir noch nicht einmal die schwere Artillerie auffahren lassen. Jetzt schlägt selbst die Jugend die Trotzkisten kurz und klein."

Auf die Tribüne sprang Tufta. Im Saale wurde sein Erscheinen mit mißbilligenden Rufen und einem kurzen Heiterkeitsausbruch begrüßt. Tufta wandte sich dem Präsidium zu und wollte schon gegen einen derartigen Empfang Protest erheben, doch es herrschte bereits wieder Ruhe.

„Hier hat mich jemand einen Meteorologen genannt. Da kann man gleich sehen, Genossen von der Mehrheit, wie ihr euch über meine politischen Anschauungen lustig macht!" rief er in einem Atemzuge aus.

Allgemeines Gelächter folgte seinen Worten. Tufta wies entrüstet auf den Saal.

„Wie ihr auch lachen mögt, ich wiederhole nochmals, daß die Jugend ein Barometer ist. Lenin hat einige Male darüber geschrieben."

Sofort wurde es still im Saal.

„Was hat er geschrieben?" rief man ihm entgegen.

Tufta wurde lebhafter.

„Als der Oktoberaufstand vorbereitet wurde, gab Lenin die Weisung, die kampfbereite Arbeiterjugend zu sammeln, sie zu bewaffnen und zusammen mit den Matrosen an die verantwortlichen Stellen zu werfen. Soll ich euch Lenins Worte vorlesen? Ich habe alle Zitate katalogisiert."

Tufta griff nach seiner Aktenmappe.

„Wir kennen das!"

„Und was hat Lenin über die Einheit geschrieben?"

„Und über die Parteidisziplin?"

„Und wo hat Lenin die Jugend der alten Garde entgegengestellt?"

Tufta verlor den Faden und ging zu einem anderen Thema über:

„Die Genossin Lagutina hat hier einen Brief der Genossin Jurenewa verlesen. Wir können für Zwischenfälle, die während einer Diskussion vorkommen, keine Verantwortung übernehmen."

Zwetajew, der neben Schkolenko saß, flüsterte mit verhaltener Wut:

„Der leistet uns ja einen schönen Bärendienst!"

Schkolenko antwortete ebenso leise:

„Ja, dieser Esel wird uns noch endgültig hereinlegen."

Tuftas hohe, durchdringende Stimme kreischte weiter.

„Wenn ihr eine Fraktion der Mehrheit organisiert, so haben wir das Recht, eine Fraktion der Minderheit zu organisieren."

Unten brach ein Sturm los. Tufta wurde von einem Hagel entrüsteter Zwischenrufe überschüttet:

„Was soll das heißen? Wollt ihr etwa wieder Bolschewiki und Menschewiki haben?"

„Die Kommunistische Partei ist kein Parlament!"

„Die legen sich für alle ins Zeug, von Mjasnikow bis Martow!"

Tufta gestikulierte herum, als wollte er schwimmen, und sprudelte in seinem Eifer drauflos:

„Ja, wir verlangen Freiheit der Gruppierungen. Wie sollen wir Andersdenkenden denn sonst für unsere Anschauungen gegen eine so organisierte und geschlossen auftretende, disziplinierte Mehrheit kämpfen?"

Im Saale wuchs der Lärm. Pankratow erhob sich und rief:

„Laßt ihn aussprechen. Es ist ganz nützlich, das zu wissen. Tufta quatscht das aus, was andere verschweigen."

Es trat wieder Ruhe ein.

Tufta begriff, daß er zu weit gegangen war. Das hätte man jetzt wohl doch nicht sagen dürfen. Sein Gedankengang brach jäh ab, und er warf den Zuhörern zum Schluß seiner Diskussionsrede noch eine Flut von Worten entgegen:

„Ihr könnt uns natürlich ausschließen und uns in die Ecke drängen. Das geht jetzt schon los. Mich hat man bereits aus dem Gouvernements-Jugendkomitee hinausgeworfen. Macht nichts, bald wird sich zeigen, wer im Recht war." Er sprang von der Tribüne in den Saal hinunter.

Dubawa erhielt von Zwetajew einen Zettel.

„Dmitri, tritt du jetzt auf. Das kann die Sache zwar nicht retten, unsere Niederlage ist hier besiegelt. Man muß jedoch Tuftas Worte abschwächen. Er ist ja ein Dummkopf und Schwätzer."

Dubawa bat ums Wort, und es wurde ihm auch sofort erteilt.

Als er auf die Bühne stieg, trat im Saal atemlose Stille ein. Aus diesem vor jeder Diskussionsrede üblichen Schweigen wehte Dubawa Kälte der Entfremdung entgegen. Er sprach lange nicht mehr so hitzig, wie er in den Zellen gesprochen hatte. Sein Eifer war von Tag zu Tag abgeebbt, und jetzt glich er einem mit Wasser gelöschten Lagerfeuer, aus dem ätzender Dunst in die Höhe steigt. Dieser Dunst bestand aus dem krankhaften Ehrgeiz, der durch die unverhüllte Niederlage und die derbe Abfuhr, die ihm seine alten Freunde erteilt hatten, verletzt worden war, und dem hartnäckigen Widerwillen, seine Fehler einzugestehen. Er entschloß sich, alles darauf ankommen zu lassen, obwohl er wußte, daß dies die Kluft zwischen ihm und der Mehrheit nur noch vertiefen würde. Er sprach mit dumpfer, aber deutlicher Stimme:

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen und durch Zwischenfälle zu stören. Ich will unseren Standpunkt eingehend darlegen, obwohl ich im voraus weiß, daß dies vergebens ist: Ihr seid hier die Mehrheit."

Als er seine Ausführungen schloß, war es, als sei im Saal eine Bombe explodiert. Ein Sturm von Rufen hallte Dubawa entgegen. Wie Peitschenschläge trafen Dmitri die zornigen Ausrufe:

„Schande!"

„Nieder mit den Spaltern!"

„Genug! Genug Schmutz aufgewirbelt!"

Unter spöttischem Gelächter verließ Dmitri die Tribüne, und dieses Gelächter kränkte ihn zu Tode. Hätte man empört geschrien und getobt, so hätte ihn das befriedigt. Man lachte ihn jedoch aus wie einen Künstler, der eine falsche Note anstimmt und dabei aus dem Takt gerät.

„Das Wort hat Schkolenko", erklärte der Vorsitzende.

Michail erhob sich.

„Ich verzichte aufs Wort."

Von den hinteren Reihen ertönte Pankratows Baß:

„Und ich bitte darum!"

Am Klang der Stimme erkannte Dubawa die seelische Verfassung Pankratows. So sprach der Hafenarbeiter, wenn ihn jemand schwer beleidigt hatte. Dubawa begleitete die hohe, etwas nach vorn gebeugte Gestalt Ignats, der eilig zur Tribüne schritt, mit finsterem Blick und spürte eine bedrückende Unruhe in sich aufsteigen. Er wußte, was Ignat sagen würde. Er erinnerte sich an die gestrige Begegnung mit seinen alten Freunden in Solomenka, bei der die Jungen ihn in freundschaftlichem Gespräch zu beeinflussen suchten, seine Verbindung mit der Opposition abzubrechen. Zwetajew und Schkolenko waren mit ihm gewesen. Sie hatten sich bei Tokarew versammelt. Dort waren Ignat, Okunew, Talja, Wolynzew, die Seljonowa, Starowerow und Artjuchin beisammen gewesen. Dubawa war den Versuchen gegenüber, die Einheit wiederherzustellen, stumm und taub geblieben. Als die Diskussion ihren Höhepunkt erreicht hatte, ging er mit Zwetajew weg und brachte damit offen zum Ausdruck, daß er nicht gewillt war, die Fehlerhaftigkeit seines Standpunkts einzugestehen. Schkolenko war geblieben. Und jetzt weigerte er sich aufzutreten.

Dieser schlappschwänzige Intellektuelle! Sie haben ihn bearbeitet, klar, dachte Dubawa boshaft.

In diesem erbitterten Kampf hatte er alle seine Freunde verloren. Auf der Kommunistischen Universität war seine alte Freundschaft mit Sharki in die Brüche gegangen, als dieser auf der Komiteesitzung scharf gegen die Trotzkisten auftrat. Später, als sich die Meinungsverschiedenheiten noch mehr zuspitzten, hörte Dmitri auf, mit Sharki zu sprechen. Einige Male war er in seiner Wohnung Sharki – bei Anna – begegnet. Anna Borchardt und Dubawa waren schon seit einem Jahr verheiratet, hatten jedoch getrennte Zimmer. Dubawa erblickte die Ursache für die Verschlechterung seiner ohnehin gespannten Beziehungen zu Anna, die seine Ansichten nicht teilte, in Sharkis immer häufiger werdenden Besuchen bei ihr. Das war keine

Eifersucht, aber Annas Freundschaft mit Sharki, mit dem er nichts mehr zu tun haben wollte, brachte ihn auf. Er sagte dies Anna. Es kam zu einer großen Auseinandersetzung, und ihr Verhältnis zueinander wurde noch schlechter. Auch war er hierher gefahren, ohne ihr ein Wort davon zu sagen.

Der rasche Lauf seiner Gedanken wurde durch Ignats Stimme unterbrochen, der gerade zu reden begann.

„Genossen!" kam es hart von Pankratows Lippen. Er stand jetzt direkt an der Rampe. „Genossen! Neun Tage lang haben wir uns die Reden der Oppositionellen angehört. Ich sage ganz offen: Sie sind nicht wie Kampfgefährten, wie revolutionäre Kämpfer, wie unsere Genossen und Klassenbrüder aufgetreten – ihr Auftreten war äußerst feindlich, unversöhnlich, boshaft und verleumderisch. Ja, Genossen, verleumderisch! Uns Bolschewiki versuchte man als Anhänger eines Knüppelregimes in der Partei darzustellen, als Menschen, die die Interessen ihrer Klasse und der Revolution verraten. Den besten, den bewährtesten Vortrupp unserer Partei, die ruhmreiche, alte bolschewistische Garde, diejenigen, die die Kommunistische Partei geschmiedet und erzogen haben, diejenigen, die in den Gefängnissen der zaristischen Despotie geschmachtet, die – mit Genossen Lenin an der Spitze – den unerbittlichen Kampf gegen den internationalen Menschewismus und gegen Trotzki geführt haben, diese Genossen versuchte man als Vertreter des Parteibürokratismus hinzustellen. Wer anders als der Feind kann solche Worte aussprechen? Sind denn etwa die Partei und ihr Apparat nicht ein einheitliches Ganzes? Woran erinnert dieses Auftreten? Wie muß man diejenigen nennen, die junge Rotarmisten gegen ihre Kommandeure und Kommissare, gegen den Stab aufhetzen, und dies alles in einem Moment, da die Truppe von Feinden umgeben ist! Wie denken sich denn das die Trotzkisten eigentlich? Wenn ich heute noch Schlosser bin, so zählen sie mich zu den ‚Anständigen', wenn ich aber morgen Sekretär des Komitees werde, dann bin ich bereits ein ‚Bürokrat' und ‚Apparatschik'. Ist es nicht eigenartig, Genossen, daß es gerade unter den Oppositionellen, die so scharf gegen den Bürokratismus auftreten und die die Demokratie verteidigen, solche Leute wie Tufta gibt, der vor kurzem wegen Bürokratismus von seiner Arbeit abgesetzt worden ist; wie Zwetajew, der von den Leuten aus Solomenka wegen seines Herumkommandierens und der Unterdrükkung jeder Kritik im Podolsker Bezirk dreimal seines Postens enthoben wurde? Ist es doch Tatsache, daß sich im Kampfe gegen die Partei alles

vereinigt, was von der Partei gemaßregelt wurde. Über Trotzkis ‚Bolschewismus' mögen die alten Bolschewiki hier sprechen. Es ist notwendig, daß die Jugend Trotzkis hartnäckigen Kampf gegen die Bolschewiki kennenlernt, sein ständiges Überlaufen von einem Lager ins andere. Der Kampf gegen die Opposition hat unsere Reihen nur fester zusammengeschmiedet, hat unsere Jugend ideologisch gefestigt. Die bolschewistische Partei und der Kommunistische Jugendverband wurden im Kampf gegen die kleinbürgerlichen Strömungen gestählt. Die hysterischen Panikmacher von der Opposition prophezeien uns wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch. Unser Morgen wird beweisen, was diese Prophezeiungen wert sind. Sie verlangen, daß wir unsere Alten, wie zum Beispiel Tokarew oder Segal, an die Werkbank zurückschicken, und an ihre Stelle ein so schwankendes Element wie Dubawa setzen, der den Kampf gegen die Partei als Heldentum darzustellen versucht. Nein, Genossen, auf so was lassen wir uns nicht ein. Die Alten werden langsam abgelöst, jedoch nicht von denen, die bei jeder Schwierigkeit wütend gegen die Linie der Partei ankämpfen. Die Einheit unserer großen Partei lassen wir nicht zerstören. Niemals wird die alte und junge Garde gespalten werden. Im unversöhnlichen Kampf gegen die kleinbürgerlichen Strömungen schreiten wir unter dem Banner Lenins zum Sieg!"

Pankratow verließ die Tribüne unter stürmischem Applaus.

Am nächsten Tag versammelten sich bei Tufta ungefähr zehn Mann. Dubawa erklärte:

„Ich fahre heute mit Schkolenko nach Charkow. Hier haben wir nichts mehr zu suchen. Bemüht euch, Kontakt zu halten. Wir können nichts anderes tun als abwarten, wie sich die Ereignisse weiter gestalten werden. Zweifellos wird uns die Allrussische Konferenz verurteilen, mir scheint jedoch, daß wir vorläufig noch keine Repressalien zu erwarten haben. Die Mehrheit will uns nochmals in unserer praktischen Arbeit prüfen. Jetzt den Kampf offen, besonders nach dieser Konferenz, weiterzuführen – das bedeutet, aus der Partei fliegen, und das liegt nicht in unserem Interesse. Schwer auszudrücken, was kommen wird. Wir haben einander, glaube ich, nichts weiter zu sagen." Dubawa stand auf, um zu gehen.

Auch Starowero, ein hagerer Bursche mit dünnen Lippen, erhob sich.

„Ich verstehe dich nicht", sagte er lispelnd und ein wenig stotternd. „Sollen denn die Konferenzbeschlüsse für uns nicht bindend sein?"

Zwetajew unterbrach ihn schroff:

„Formell sind sie natürlich bindend, sonst wird man dir das Parteibuch wegnehmen. Wir wollen jedoch erst mal sehen, woher der Wind weht, und gehen daher jetzt auseinander."

Tufta rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Düster und bleich, mit dunklen Ringen unter den übernächtigen Augen, saß Schkolenko am Fenster und kaute an den Fingernägeln. Bei Zwetajews letzten Worten unterbrach er seine nervöse Beschäftigung und wandte sich an die Versammelten:

„Ich bin gegen derartige Manöver", sagte er plötzlich gereizt und dumpf. „Ich bin der Ansicht, daß die Beschlüsse der Konferenz für uns bindend sind. Wir haben unsere Überzeugung vertreten, müssen uns jedoch den Konferenzbeschlüssen fügen."

Starowerow nickte ihm beistimmend zu.

„Ich bin derselben Meinung", sagte er lispelnd.

Dubawa maß Schkolenko mit gehässigem Blick und zischte mit betontem Spott durch die Zähne: „Dir schlägt überhaupt niemand etwas vor. Dir bleibt noch immer die Möglichkeit, auf der Gouvernementskonferenz in Reue zu machen."

Schkolenko sprang auf.

„Was ist das für ein Ton, Dmitri! Ich sage dir ganz offen, mich stoßen deine Worte ab und zwingen mich, meine gestern eingenommene Stellung zu überprüfen!"

Dubawa wehrte mit den Händen ab.

„Dir bleibt nur eins übrig. Geh und tue Buße, bevor es zu spät ist."

Dubawa gab allen die Hand zum Abschied und ging davon.

Kurz darauf verabschiedeten sich auch Schkolenko und Starowerow.

Mit Eiseskälte hielt das Jahr 1924 seinen Einzug. Im Januar wütete grimmiger Frost, und in der zweiten Monatshälfte brausten Stürme über das schneebedeckte Land hinweg.

Auf den südwestlichen Eisenbahnlinien waren die Gleise vom Schnee verweht. Die Menschen kämpften gegen das entfesselte Element. Schneebagger krallten sich mit stählernen Schaufeln in die Berge von Schnee ein und bahnten den Zügen ihren Weg. Frost und Schneegestöber zerrissen die vereisten Telegraphendrähte. Von den zwölf Linien arbeiteten nur noch drei: die indoeuropäische und zwei direkte Leitungen.

Im Telegraphenraum des Bahnhofs Schepetowka I führten die drei Morseapparate ein unaufhörliches, nur dem geübten Ohr verständliches Gespräch.

Die Telegraphistinnen waren jung, und die Länge des von ihnen seit ihrem Dienstantritt abgezogenen Bandes betrug höchstens zwanzig Kilometer, während der Alte, ihr Kollege, bereits das dritte Kilometerhundert begonnen hatte. Er las die Bänder nicht wie sie, mit gerunzelter Stirn mühsam die schwierigen Buchstaben zu Sätzen aneinanderreihend, er schrieb ein Wort nach dem anderen auf ein Formular, indem er nur das Klopfen des Apparates abhörte. Da fing er die Worte auf: „An alle, alle, alle!"

Während der Telegraphist notierte, überlegte er: Wahrscheinlich wieder so ein Rundschreiben über den Kampf gegen Schneeverwehungen. Draußen wirbelte der Schnee, der Wind warf ihn ballenweise immer wieder gegen das Fenster. Dem Telgraphisten schien es, als habe jemand an die Scheibe geklopft. Er wandte den Kopf, und sein Blick wurde unwillkürlich von der Schönheit der Eisblumen gebannt. Niemals hätte Menschenhand diese feingravierten eigenartigen Blätter und Stengel formen können.

Durch den Anblick der Eisblumen abgelenkt, horchte er nicht mehr auf den Apparat und nahm dann, als er die Augen wieder vom Fenster losgerissen hatte, das Band, um die versäumten Worte nachzulesen.

Der Apparat meldete:

„Am 21. Januar, sechs Uhr fünfzig Minuten ..."

Rasch notierte der Telegraphist das Gelesene. Dann ließ er das Band fallen und lauschte, den Kopf auf die Hand gestützt.

„Gestern ... starb in Gorki ..." Der Telegraphist schrieb langsam mit. Wie viele freudige und tragische Nachrichten hatte er schon in seinem Leben vernommen. Als erster erfuhr er von fremdem Kummer und fremdem Glück. Seit langem hatte er aufgehört, sich in den Sinn der kurzen abgerissenen Sätze hineinzudenken. Er fing sie rein akustisch auf und hielt sie dann mechanisch auf dem Papier fest, ohne ihren Inhalt zu beachten.

Eben ist da jemand gestorben, und man teilt es jemandem mit. Der Telegraphist hatte die Anschrift: „An alle, alle, alle!" schon längst vergessen. Der Apparat klopfte weiter. „W-l-a-d-i-m-i-r I-l-j-i-t-s-c-h" übersetzte der alte Telegraphist das Klopfen der Hämmerchen in Buchstaben. Er saß ruhig, ein wenig müde da. Irgendwo ist da ein Wladimir Iljitsch gestorben, für irgendwen schreibt er heute diese tragischen Worte auf, irgendwer wird vor Verzweiflung und Kummer schluchzen. Ihm aber

ist das alles fremd – er ist nur ein abseits stehender Zeuge. Der Apparat klopft Punkte und Striche, und wiederum Punkte und Striche. Er hat aus den bekannten Tönen schon den ersten Buchstaben zusammengesetzt und ihn aufs Papier übertragen. Es war der Buchstabe L. Danach trug er den zweiten Buchstaben E ein, daneben setzte er sorgfältig ein N, wobei er zweimal den Mittelstrich zwischen den beiden Linien zeichnete, dem fügte er sofort ein I hinzu und fing dann schon automatisch das letzte N auf.

Der Telegraphenapparat klopfte jetzt eine Pause, und für den Bruchteil einer Sekunde blieb der Blick des Mannes an dem von ihm geschriebenen Wort haften:

„LENIN."

Der Apparat klopfte weiter. Aber der an dem bekannten Namen haftengebliebene Gedanke kehrte wieder zu ihm zurück. Der Telegraphist schaute nochmals auf das letzte Wort – „LENIN". Wie? Lenin? Die Linse seines Auges erfaßte plötzlich den gesamten Inhalt des Telegramms. Einige Sekunden lang betrachtete der Telegraphist das Blatt, und zum ersten Male während seiner zweiunddreißigjährigen Tätigkeit traute er seinen Übertragungen nicht.

Dreimal überflog er hastig die Zeilen. Hartnäckig wiederholten sich jedoch dieselben Worte: „... starb Wladimir Iljitsch Lenin." Der Alte sprang auf, hob den spiralförmigen Streifen in die Höhe und bohrte seinen Blick in die Schriftzeichen. Der zwei Meter lange Streifen bestätigte, was er nicht glauben wollte. Er wandte sein totenbleiches Gesicht den Kolleginnen zu, und diese vernahmen seinen erschrockenen Aufschrei:

„Lenin ist gestorben!"

Die Nachricht von diesem unersetzlichen Verlust verließ das Telegraphenamt durch die geöffnete Tür und raste mit der Schnelligkeit eines Sturmwindes über den Bahnhof, wirbelte wie Schneegestöber über Gleise und Weichen hinweg und drang mit dem eisigen Zugwind durch die halbgeöffneten eisenbeschlagenen Tore des Depots.

In der Werkstatt stand über der ersten Reparaturgrube eine Lokomotive, die bei der Brigade für leichte Ausbesserungen instand gesetzt wurde. Der alte Politowski war selbst in die Grube unter seine Lokomotive gekrochen und zeigte den Schlossern die reparaturbedürftigen Stellen. Sachar Brusshak bog gemeinsam mit Artjom das verbogene Räderwerk zurecht. Er hielt das Gitter auf den Amboß, um es Artjoms Hammerschlägen auszusetzen.

Sachar war in den letzten Jahren stark gealtert. Das Leben hatte ihm eine tiefe Furche in die Stirn gegraben, die Schläfen waren ergraut, sein Rücken war gebeugt, und die tief eingefallenen Augen blickten kummervoll.

Im hellen Spalt der Tür tauchte ein Mensch auf, der dann im Dämmerlicht der Werkstatt wieder verschwand. Sein erster Ruf wurde von Hammerschlägen übertönt, doch als er zu den Leuten an der Lokomotive kam, blieb Artjom mit erhobenem Hammer stehen.

„Genossen! Lenin ist gestorben!"

Der Hammer sank langsam nieder, lautlos ließ ihn Artjom zu Boden gleiten.

„Was hast du gesagt?"

Krampfhaft krallte sich seine Hand in den Halbpelz des Menschen ein, der die Hiobsbotschaft überbracht hatte.

Jener aber, mit der schneebedeckten Jacke, rang nach Atem und wiederholte mit gebrochener, dumpfer Stimme:

„Ja, Genossen, Lenin ist gestorben."

Und jetzt, da der Mann gedämpft sprach, begann Artjom die grausame Wahrheit zu begreifen. Er sah ihn an und erkannte den Parteisekretär.

Die Arbeiter krochen aus der Grube und vernahmen schweigend die Botschaft vom Tode des Mannes, dessen Name in der ganzen Welt bekannt war.

Am Tor heulte eine Lokomotive auf. Alle zuckten zusammen... Vom anderen Ende des Bahnhofs antwortete eine zweite, eine dritte... Zu ihren mächtigen und alarmierenden Rufen gesellte sich die Sirene des Kraftwerks, hoch und durchdringend wie der Flug von Schrapnellen, und wurde noch von den hellen Pfiffen der prächtigen Schnellzuglokomotive „S" übertroffen, die zur Abfahrt des nach Kiew gehenden Zuges bereitstand.

Der GPU-Mitarbeiter fuhr verblüfft zusammen, als der polnische Lokomotivführer der Linie Schepetowka–Warschau, der den Grund der Alarmsignale erfahren hatte, kurz aufhorchte, dann ebenfalls das Kettchen nach unten zog und das Dampfventil öffnete. Er wußte, daß er dieses Signal zum letzten Male gab, daß er nie mehr eine Lokomotive bedienen werde. Seine Hand hielt jedoch die Kette fest, und das Pfeifen seiner Lokomotive ließ die erschrockenen polnischen Kuriere und Diplomaten von ihren weichen Coupésitzen auffahren.



Im Depot sammelten sich die Menschen; durch alle Tore strömten sie herbei. Als das große Gebäude überfüllt war, erklangen aus dem traurigen Schweigen die ersten Worte.

Es sprach der Sekretär des Kreis-Parteikomitees von Schepetowka, Scharabin, ein alter Bolschewik.

„Genossen! Der Führer des Weltproletariats, Genosse Lenin, ist nicht mehr. Die Partei hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. Es starb der Schöpfer der bolschewistischen Partei, der Mann, der die Partei zur Unversöhnlichkeit ihren Feinden gegenüber erzogen hat ... Der Tod des Führers der Partei und der Arbeiterklasse ruft die besten Söhne des Proletariats in unsere Reihen ..."

Ein Trauermarsch ertönte. Hunderte entblößten die Häupter, und Artjom, der schon seit fünfzehn Jahren nicht mehr geweint hatte, spürte,



daß ihm ein Schluchzen die Kehle zuschnürte, und seine mächtigen Schultern bebten.

Die Wände des Eisenbahnerklubs schienen dem Andrang der Menschenmassen nicht standhalten zu können. Draußen herrschte bittere Kälte. Die zwei mächtigen Tannen am Eingang standen im Schneeornat und mit Eiszapfen behängt. Im Saal war es jedoch heiß und schwül, vom rotglühenden Ofen und vom Atem der sechshundert Menschen, die an der Trauersitzung der Parteiorganisation teilnahmen.

Heute war der Saal nicht von dem üblichen Lärm erfüllt. Tiefe Trauer dämpfte alle Stimmen. Die Leute sprachen nur flüsternd miteinander, und in den vielen hundert Augenpaaren lag traurige Besorgnis. Es war, als hätte sich hier die Mannschaft eines Schiffes versammelt, dem Wind und Wellen plötzlich seinen erprobten Steuermann entrissen hatten.

Geräuschlos nahmen die Mitglieder des Parteikomitees ihre Plätze am Tisch des Präsidiums ein. Der stämmige Sirotenko nahm behutsam die Glocke, ließ sie kurz ertönen und stellte sie wieder auf ihren Platz. Allmählich trat im Saal drückende Stille ein.

Gleich nach der Ansprache erhob sich der Parteisekretär Sirotenko. Das, was er berichtete, setzte niemanden von den Anwesenden in Erstaunen, obwohl es für eine Trauerkundgebung ungewöhnlich war. Sirotenko sagte:

„Siebenunddreißig Arbeiter bitten die auf der Sitzung Anwesenden, ein Gesuch zu erörtern, das sie alle unterzeichnet haben." Und er verlas:

„An das Eisenbahnerkollektiv der Kommunistischen Partei der Bolschewiki, Bahnhof Schepetowka, Südwestliche Eisenbahnlinie.

Der Tod Lenins hat uns in die Reihen der bolschewistischen Partei gerufen. Wir bitten darum, uns nach Prüfung des Antrags auf der heutigen Sitzung in die Partei Lenins aufzunehmen."

Den kurzen Worten folgten zwei lange Reihen Unterschriften. Sirotenko las sie vor und machte nach dem Namen eine kurze Pause, damit sich die Anwesenden den ihnen bekannten Namen einprägten:

„Politowski, Stanislaw Sigmundowitsch, Lokomotivführer, sechsunddreißig Jahre berufstätig."

Durch den Saal ging beifälliges Gemurmel.

„Kortschagin, Artjom Andrejewitsch, Schlosser, siebzehn Jahre berufstätig."

„Brusshak, Sachar Filippowitsch, Lokomotivführer, einundzwanzig Jahre berufstätig."

Das Stimmengemurmel wuchs an. Der Mann am Präsidiumstisch verlas immer weitere Namen; es waren die der vorbildlichsten, besten Eisenbahnarbeiter.

Ganz still wurde es im Saal, als der erste derer, die das Gesuch unterschrieben hatten, zum Präsidiumstisch trat. Nicht ohne Erregung erzählte nun der alte Politowski den Versammelten die Geschichte seines Lebens.

„... Was kann ich euch da viel sagen, Genossen? Ihr wißt ja selbst, wie das Leben eines Arbeiters in früheren Zeiten verlief. Die reinste Fronarbeit, und das Alter verbrachte er in Hunger und Elend. Nun, ich bekenne, als die Revolution kam, fühlte ich mich schon als alter Mann. Die Sorge um die Familie lastete schwer auf mir, und ich übersah den Weg in die Partei. Obwohl ich niemals dem Feind Beistand geleistet habe, nahm ich doch nur selten selber am Kampfe teil. Im Jahre 1905 war ich Mitglied des Streikkomitees in den Warschauer Depotwerkstätten, und da habe ich zu den Bolschewiki gehalten. Jung war ich noch und ein Hitzkopf. Aber wozu die Vergangenheit ausgraben! Der Tod Iljitschs hat mich mitten ins Herz getroffen. Wir haben unseren Freund und Wohltäter für immer verloren, und da hab' ich kein Recht, an mein Alter zu denken! ... Vielleicht wird ein anderer das besser ausdrücken können als ich, ich bin eben kein Redner. Eins möchte ich nur noch sagen: einen anderen Weg als den der Bolschewiki gibt es für mich nicht."

Das graue Haupt des Lokomotivführers beugte sich trotzig vor, und seine Augen unter den grauen Brauen blickten fest und klar in den Saal, aus dem die Entscheidung kommen sollte.

Keine einzige Hand erhob sich, um gegen die Aufnahme dieses kleinen grauhaarigen Mannes in die Partei etwas einzuwenden, und es enthielt sich niemand der Stimme, als die Parteileitung die Parteilosen um ihre Stellungnahme befragte ... Politowski verließ die Rednertribüne als Mitglied der Kommunistischen Partei.

Jedem im Saal war es klar, daß jetzt etwas Ungewöhnliches geschah. Dort, wo soeben noch der Lokomotivführer gestanden hatte, sah man bereits die kräftige Gestalt Artjoms. Der Schlosser schien nicht recht zu wissen, was er mit seinen langen Händen anfangen sollte, und so drückte und quetschte er seine Pelzmütze zusammen. Die an den Borten schon abgeschabte Schafpelzjacke stand offen. Die graue Feldbluse, die am Kragen von zwei Messingknöpfen zusammengehalten wurde, gab dem Schlosser ein feierliches Aussehen. Artjom blickte in den Saal und bemerkte plötzlich das vertraute Gesicht einer Frau: Zwischen ihren Kolleginnen aus der Schneiderwerkstätte saß Galina, die Tochter des Steinmetzen. Sie lächelte ihm ermunternd zu. Aus diesem Lächeln las er Zustimmung und noch etwas Unausgesprochenes, was sich in ihren Mundwinkeln verbarg.

„Erzähle deinen Lebenslauf, Artjom!" sagte Sirotenko.

Mühsam begann der ältere Kortschagin seine Erzählung, denn er war es nicht gewohnt, auf großen Versammlungen zu sprechen. Erst jetzt spürte er, daß er all das, was sich in seinem Leben zugetragen hatte, nicht in Worte zu kleiden vermochte. Nur mühselig reihten sich die Sätze aneinander, und seine Erregung machte ihm das Reden noch schwerer. Noch nie hatte er etwas Ähnliches empfunden. Es war ihm völlig klar, daß sein Leben jetzt an einem Wendepunkt stand, daß er im Begriff war, den letzten Schritt zu tun, um seinem harten, kärglichen Dasein Inhalt und Sinn zu geben.

„Wir waren vier Kinder zu Hause", begann Artjom.

Im Saal herrschte Stille. Sechshundert Menschen lauschten gespannt dem stämmigen Arbeiter mit der Adlernase und den Augen, die unter dichten dunklen Brauen versteckt lagen.

„Die Mutter arbeitete als Köchin bei den Herrschaften. An meinen Vater kann ich mich kaum erinnern. Er lebte nicht gut mit meiner Mutter. Goß mehr hinter die Binde als nötig war. Wir waren immer mit der Mutter beisammen. Es ging über ihre Kraft, so viele Münder zu stopfen. Die Herrschaften zahlten ihr im Monat vier Rubel samt Kost, und dafür mußte sie vom frühen Morgen bis spät in die Nacht schuften. Ich hatte das Glück, zwei Winter lang die Schule besuchen zu dürfen. Man brachte mir dort das Lesen und Schreiben bei. Als ich jedoch neun Jahre alt war, blieb der Mutter nichts anderes übrig, als mich in eine Schlosserwerkstatt in die Lehre zu geben. Drei Jahre lang arbeitete ich ohne Lohn für die bloße Kost. Der Besitzer der Werkstatt war ein Deutscher, er hieß Förster. Zuerst wollte er mich nicht nehmen, weil ich noch so jung war. Ich war aber ein kräftiger Bursche, und die Mutter machte mich um zwei Jahre älter. Drei Jahre war ich bei diesem Deutschen. Das Handwerk konnte ich bei ihm nicht erlernen. Ich mußte den ganzen Tag in der Hauswirtschaft helfen, überall hinlaufen, ihm Schnaps bringen. Er soff bis zur Bewußtlosigkeit... Man jagte mich auch nach Kohle und Eisen... Die Hausfrau machte mich zu ihrem Diener: Töpfe mußte ich für sie schleppen und Kartoffeln schälen. Jeder hatte es darauf abgesehen, mich mit Fußtritten zu traktieren, oft ganz ohne jeden Grund – einfach so, aus Gewohnheit. Tat ich der Hausfrau irgend etwas nicht recht – die Trunksucht ihres Mannes hatte sie verbittert –, so haute sie mir einfach eine runter. Und wenn ich mich auch von ihr losmachte und auf die Straße lief, wohin sollte ich denn gehen, bei wem mich beschweren? Die Mutter wohnte vierzig Werst entfernt, und auch bei ihr war kein Unterkommen... In der Werkstatt war es nicht besser. Der Bruder des Meisters führte dort das große Wort. Dieser Halunke liebte es, sich über mich lustig zu machen. ‚Gib mir diese Scheibe dort', sagte er zu mir und zeigte in eine Ecke, wo sich die Schmiedeesse befand. Ich ging hin, griff mit der Hand danach: Er hatte sie jedoch soeben erst geschmiedet und aus der Esse geholt. Auf dem Boden sah sie schwarz aus – faßte man sie aber an, so verbrannte man sich die Finger bis auf die Knochen. Ich schrie vor Schmerz, er aber grinste und hatte noch seine Freude daran. Diese Quälereien konnte ich nicht mehr ertragen und lief

zur Mutter. Aber sie wußte nicht, was sie mit mir anfangen sollte, und brachte mich zu dem Deutschen zurück. Brachte mich zurück und weinte dabei während des ganzen Weges. Im dritten Lehrjahr begannen sie mir etwas vom Schlosserhandwerk beizubringen, aber die Prügelei hörte nicht auf. Ich lief wieder davon, diesmal nach Starakonstantinow. In dieser Stadt arbeitete ich in einer Fleischerei und wusch dort anderthalb Jahre lang die Tierdärme. Unser Unternehmer verspielte seine ganze Habe, blieb uns den Lohn für mehr als vier Monate schuldig und ging dann auf und davon. So kam ich aus dieser Spelunke heraus. Ich setzte mich in den Zug, stieg in Shmerinka aus und begab mich auf Arbeitssuche. Zu meinem Glück fand sich ein Depotarbeiter, der Mitleid mit mir hatte und mir half. Als er erfuhr, daß ich etwas von der Schlosserei verstand, gab er mich für seinen Neffen aus und setzte sich für mich bei seinem Chef ein. Meiner Größe nach schätzte man mich auf siebzehn Jahre, und so wurde ich Schlossergehilfe. Und hier in Schepetowka arbeite ich schon seit neun Jahren. Das ist alles über meine Vergangenheit, und mein jetziges Leben kennt ihr ja."

Artjom fuhr sich mit der Mütze über die Stirn und atmete tief auf. Es galt noch, das Wichtigste zu sagen, was ihm am allerschwersten fiel. Ja, das Allerschwerste, und er mußte es sagen, bevor man ihn danach fragte. Er runzelte die dichten Brauen und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Man kann mich fragen, warum ich bis jetzt noch nicht Bolschewik geworden bin, schon damals, als die Revolution ausbrach. Was soll ich darauf antworten? Nun, bis zum Altwerden hat's noch Zeit, und ich habe eben erst heute den richtigen Weg gefunden. Wozu soll ich das verhehlen? Wir haben diesen Weg übersehen, schon im Jahre 1918 hätten wir ihn einschlagen sollen, als wir gegen die Deutschen streikten. Der Matrose Shuchrai hat oftmals mit uns darüber gesprochen. Erst 1920 ergriff ich das Gewehr. Nachdem dann das Durcheinander zu Ende war und wir die Weißen ins Schwarze Meer getrieben hatten, kehrten wir zurück. Da fing es an... die Familie, Kinder... Ich hab' mich in die häuslichen Sorgen vergraben. Jetzt aber, da unser Genosse Lenin von uns gegangen ist und die Partei ihren Ruf erschallen ließ, hab' ich über mein ganzes Leben nachgedacht und hab' gefunden, was da nicht stimmt. Es genügt nicht, die Sowjetmacht zu verteidigen, wir müssen alle zusammen wie eine große Familie an Lenins Stelle treten, damit unsere Sowjetmacht wie eine eherne Festung dasteht. Wir müssen Bolschewiki werden – es ist ja unsere Partei!"

Einfach, aber mit großer Aufrichtigkeit, verlegen über die für ihn ungewöhnlichen Worte, beendete der Schlosser seine Rede. Es war ihm plötzlich, als hätte er eine drückende Last von sich geworfen, er richtete sich in seiner ganzen Größe auf und wartete auf die Fragen.

„Vielleicht möchte jemand eine Frage stellen?“ unterbrach Sirotenko die eingetretene Stille.

In die Menschenreihen kam Bewegung, aber niemand ergriff sogleich das Wort. Ein pechschwarzer Heizer, der direkt von der Lokomotive zur Versammlung gekommen war, rief entschlossen:

„Was gibt's da viel zu fragen? Kennen wir ihn denn etwa nicht? Bestätigt ihn und basta!“

Der Schmied Giljaka, untersetzt, von Hitze und Anstrengung ganz rot im Gesicht, stieß heiser hervor:

„So einer kommt nicht unter die Räder, er wird ein standhafter Genosse sein. Laß abstimmen, Sirotenko!“

In den hinteren Reihen, in denen die Komsomolzen saßen, erhob sich einer, der im Halbdunkel nicht zu erkennen war, und fragte:

„Soll Genosse Kortschagin sagen, warum er sich auf dem Lande niedergelassen hat, und ob ihn nicht die Bauernwirtschaft der proletarischen Psychologie entfremdet.“

Im Saal ließ sich ein leises, unzufriedenes Gemurmel vernehmen, und irgend jemand protestierte: „Drück dich einfacher aus! Gerade der richtige Ort zum Phrasendreschen ...“

Aber Artjom beantwortete die Frage schon:

„Laßt nur, Genossen. Der Junge hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich habe mich aufs Land verkrochen. Das stimmt. Aber mein Arbeitergewissen habe ich noch immer behalten. Und von heute an ist es mit dem Landleben aus. Ich ziehe mit meiner Familie in die Nähe des Depots, das wird richtig sein. Denn dort auf dem Lande fühle ich mich nicht in meinem Element.“

Und als Artjom die Hände sah, die wie ein Wald emporragten, erbebte sein Herz aufs neue. Dann schritt er, ohne seinen Körper zu spüren, erhobenen Hauptes auf seinen Platz.

Hinter ihm tönte Sirotenkos Stimme:

„Einstimmig.“

Sachar Brusshak stand als dritter vor dem Präsidiumstisch. Der wortkarge alte Gehilfe Politowskis, der inzwischen schon lange selber Lokomotivführer geworden war, schloß die Erzählung über sein Arbeitsleben mit den leise gesprochenen, jedoch allen verständlichen Worten:

„Ich habe die Pflicht, für meine Kinder das Werk zu Ende zu führen. Nicht deshalb sind sie zugrunde gegangen, damit ich mich in meinem Schmerz vergrabe. Nach ihrem Tod bin ich nicht für sie eingesprungen. Aber der Tod Lenins hat mir die Augen geöffnet. Über meine Vergangenheit fragt mich nicht. Unser wirkliches Leben beginnt erst jetzt.“

Von Erinnerungen überwältigt, blickte Sachar düster, mit gerunzelten Brauen vor sich hin. Als jedoch die Anwesenden einstimmig seine Aufnahme in die Partei beschlossen, hellte sich sein Gesicht auf, und der graue Kopf hob sich zuversichtlich.

Bis spät in die Nacht wurde im Depot Heerschau gehalten. Nur die Besten derer, die sich zum Lenin-Aufgebot gemeldet hatten, jene, die man gut kannte und die sich ihr Leben lang bewährt hatten, wurden in die Partei aufgenommen.

Durch Lenins Tod wurden Hunderttausende Arbeiter Bolschewiki. Die Partei blieb auch nach dem Ableben Lenins so unerschütterlich wie ein Baum, dessen Wurzelwerk tief in der Erde verwachsen ist. Er wird nicht verkümmern, sägt man ihm auch die Spitze ab.

Vor dem Eingang zum Konzertsaal des Hotels standen zwei junge Menschen. Der eine, ein langer junger Mann mit einem Zwicker, trug eine rote Binde mit der Aufschrift „Kommandant".

„Tagt hier die ukrainische Delegation?" erkundigte sich Rita.

Der Lange antwortete streng offiziell:

„Ja, und Sie wünschen?"

„Ich möchte zur Tagung."

Der Lange versperrte ihr den Weg. Er musterte Rita und sagte:

„Ihr Mandat, bitte. Nur Delegierte mit beschließender und beratender Stimme sind zugelassen."

Rita entnahm ihrer Handtasche eine Karte mit Goldaufdruck. Der Lange las: „Mitglied des Zentralkomitees." Sofort erwiderte er höflich in freundschaftlichem Ton: „Bitte, treten Sie ein, dort links sind noch Plätze frei."

Rita ging die Stuhlreihen entlang, und als sie den ersten freien Platz gewahrte, setzte sie sich. Die Delegiertenberatung schien zu Ende zu gehen. Rita lauschte den Ausführungen des Vorsitzenden. Die Stimme kam ihr bekannt vor.

„Somit, Genossen, sind die Vertreter der Delegationen in den Seniorenkonvent des Allrussischen Kongresses und in den Delegiertenrat gewählt. Die Sitzung beginnt in zwei Stunden. Gestatten Sie mir, noch einmal die Liste der zum Kongreß eingetroffenen Delegierten nachzuprüfen."

Rita erkannte Akim. Er war es, der eilig die Namen verlas. Als Antwort erhoben sich Hände mit roten oder weißen Mandatskarten.

Rita lauschte gespannt.

Das ist ein bekannter Name: „Pankratow".

Sie spähte nach der erhobenen Hand. Es gelang ihr jedoch nicht, unter den Sitzenden das vertraute Gesicht des Hafenarbeiters ausfindig zu machen. Ein Name folgte dem anderen. Und wieder wurde ein ihr bekannter Genosse genannt, „Okunew", und gleich darauf „Sharki".

Ritas Augen suchten Sharki. Er saß unweit, die eine Gesichtshälfte ihr zugewandt. Ja, da ist sein von mir fast vergessenes Profil! ... Zweifellos – Wanja. Schon mehrere Jahre hatte sie ihn nicht gesehen.

Es folgten weitere Namen. Und einer ließ sie plötzlich zusammenfahren: „Kortschagin."

Irgendwo ganz vorn erhob sich eine Hand, tauchte wieder unter, und – sonderbar –, Rita Ustinowitsch hatte den quälenden Wunsch, den Namensvetter ihres verstorbenen Freundes zu sehen. Unverwandt blickte sie dorthin, wo sich die Hand erhoben hatte, aber alle Köpfe schienen einander zu gleichen. Rita stand auf und ging durch den Seitengang zu den vordersten Reihen. Da verstummte Akim. Sofort entstand ein Gescharre mit den Stühlen. Die Delegierten unterhielten sich laut miteinander, und überall schallte es von jugendlichem Lachen. Mit Mühe überschrie Akim den Lärm:

„Nicht zu spät kommen! Punkt sieben Uhr ... Großes Theater!"

Alle drängten dem Ausgang zu.

Rita begriff, daß sie in diesem Menschenstrom keinen von denen finden würde, deren Namen sie soeben vernommen hatte. Jetzt galt es, Akim nicht aus den Augen zu verlieren und durch ihn die übrigen zu finden. Sie ließ die letzte Delegiertengruppe vorüber und ging auf Akim zu.

„Nun, Kortschagin, alter Junge, fahren wir also auch!" vernahm sie hinter ihrem Rücken, und eine ihr so bekannte, so vertraute Stimme erwiderte:

„Gut, gehen wir!"

Rita wandte blitzschnell den Kopf.

Vor ihr stand ein hochgewachsener, braungebrannter junger Mann in blauen Reithosen und einer feldgrauen Soldatenbluse, die in der Taille mit einem schmalen kaukasischen Riemen umgürtet war.

Mit weitaufgerissenen Augen starrte ihn Rita an, und erst als ein Paar Arme sie herzlich umschlangen und eine bewegte Stimme leise „Rita" zu ihr sagte, begriff sie, daß dies wirklich Pawel Kortschagin war.

„Du lebst?"

Diese Worte sagten ihm alles. Sie wußte nicht, daß die Nachricht von seinem Tode auf einem Irrtum beruhte.

Der Saal war jetzt leer. Durch das weitgeöffnete Fenster drang der Lärm der Twersliaja, dieser mächtigen Verkehrsader der Stadt. Von einer nahen Uhr dröhnten laut sechs Schläge. Und den beiden schien es, als seien sie sich jetzt erst, vor wenigen Minuten, begegnet. Die rasch vorrückenden Zeiger der Uhr riefen jedoch zum Großen Theater. Rita blickte Pawel nochmals an, als sie über die breite Treppe dem Ausgange zuschritten. Er war einen halben Kopf größer als sie, sonst war er jedoch immer noch der alte, nur männlicher und zurückhaltender war er geworden.

„Ich habe dich ja gar nicht gefragt, wo du eigentlich arbeitest."

„Ich bin Sekretär eines Kreis-Jugendkomitees oder, wie Dubawa wohl sagen würde, ein ‚Amtsschimmel' ", und Pawel lächelte.

„Hast du ihn irgendwo gesehen?"

„Ja, und diese Begegnung hat auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht."

Sie gingen auf die Straße hinaus. Hupende Autos jagten dahin. Überall zahllose Menschen, ein Gewirr von Stimmen. Auf dem Weg zum Großen Theater wechselten sie nur wenige Worte miteinander. Beide beschäftigte der gleiche Gedanke.

Die Eingänge waren von einem ungestüm brausenden und brandenden Menschenmeer umlagert. Alle strebten dem riesigen Gebäude zu und versuchten in das von Rotarmisten bewachte Theater einzudringen. Die unerbittlichen Rotarmisten gewährten jedoch nur den Delegierten Einlaß, die stolz ihr Mandat vorwiesen und so die Kette der Posten durchschritten.

Die Menge, die das Theater umwogte, bestand aus Komsomolzen, denen es nicht gelungen war, eine Besucherkarte zu bekommen, die aber trotzdem versuchten – koste es, was es wolle –, der Eröffnung des Kongresses beizuwohnen. Einige besonders gewandte Komsomolzen drängelten sich mitten in die Delegiertengruppen hinein und zeigten ebenfalls irgendein rotes Papierchen vor, das ein Mandat vorstellen sollte. Manche von ihnen hatten so die Möglichkeit, bis an den Eingang zu kommen; einige schlüpften sogar durch die Türen hindurch. Hier aber landeten sie in den Armen des diensthabenden Zentralkomiteemitgliedes oder des Kommandanten, der die Gäste auf die Ränge und die Delegierten ins Parkett wies und von dem sie, zum größten Vergnügen der übrigen draußengebliebenen „kartenlosen Gesellschaft", wieder hinausexpediert wurden.

Nur etwa der zwanzigste Teil derer, die an dem Kongreß teilzunehmen wünschten, fanden im Theater Platz.

Mit großer Mühe gelangten Rita und Pawel zur Tür. Immer mehr Delegierte strömten herbei, wurden von Straßenbahnen und Autos herangebracht. Den Rotarmisten, die ebenfalls Komsomolzen waren, fiel es immer schwerer, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Man drückte sie an die Wand, und dicht bei der Tür erschollen laute Rufe:

„Los, vorwärts, Jungens, gebt nicht nach!"

„Los, Bruderherz, dräng nur nach vorn, wir werden's schon schaffen!"

„Lo-os! Lo-os! Feste . . .!"

Zusammen mit Kortschagin und Rita stürmte ein kleiner flinker Bursche, mit dem Abzeichen des Kommunistischen Jugendverbandes auf der Brust, wie ein Wirbelwind durch die Tür. Er lief an dem Kommandanten vorüber und rannte Hals über Kopf ins Foyer. Einen Augenblick – und er war im Strom der Delegierten untergetaucht.

„Wir wollen uns hierher setzen", sagte Rita, als sie das Parkett betraten, und zeigte auf zwei Sessel in den hinteren Reihen. Sie nahmen Platz.

„Ich möchte, daß du mir eine Frage beantwortest", sagte Rita. „Obwohl die Sache schon längst veraltet ist, denke ich doch, daß du es mir jetzt erklären wirst: Weshalb hast du damals unseren Unterricht und unsere Freundschaft abgebrochen?"

Von der ersten Minute ihres Wiedersehens an hatte Pawel diese Frage erwartet. Und dennoch verwirrte sie ihn.

Ihre Augen begegneten einander, und Pawel begriff: Sie weiß alles.

„Ich glaube, Rita, daß du es selber weißt. Das war vor drei Jahren, und jetzt kann ich mich dafür nur verurteilen. Kortschagin hat in seinem Leben überhaupt nicht wenige große und kleine Fehler gemacht, und einer davon war der, von dem du jetzt sprichst."

Rita lächelte.

„Das war ein gutes Vorwort. Ich möchte jedoch eine Antwort haben."

Pawel sagte leise:

„Daran bin nicht nur ich schuld, sondern auch der Roman ‚Stechfliege' und seine revolutionäre Romantik. Bücher, in denen in lebendiger Weise mutige, geistig hochstehende und willensstarke Revolutionäre geschildert werden, die tapfer und selbstlos unserer Sache ergeben sind, hinterließen in mir stets einen außerordentlich starken Eindruck und riefen in mir den Wunsch wach, ihnen nachzueifern. Da habe ich auch mein Gefühl für dich nach dem Beispiel dieses Romans unterdrückt. Jetzt kommt mir das lächerlich vor, mehr noch, beklagenswert."





„Und jetzt wird die ‚Stechfliege' also anders bewertet?"

„Nein, Rita, im Prinzip nicht. Ich bin nur gegen die überflüssige Tragik des qualvollen Herumexperimentierens mit der eigenen Willenskraft. Ich bin jedoch für das Grundsätzliche in der ‚Stechfliege': für das Mutige, für die grenzenlose Standhaftigkeit, die für diesen Typ eines Menschen, der zu leiden versteht, ohne es immerfort zur Schau zu tragen. Ich bin für diesen Typ eines Revolutionärs, für den das Persönliche gegenüber der Allgemeinheit völlig in den Hintergrund tritt."

„Es ist aber doch bedauerlich, Pawel, daß dieses Gespräch drei Jahre später stattfindet, als es hätte stattfinden sollen", sagte Rita nachdenklich.

„Bedauerst du das deshalb, Rita, weil ich für dich sowieso niemals mehr als ein Genosse hätte sein können?"

„Nein, Pawel, du hättest auch mehr werden können."

„Das kann man noch gutmachen."

„Nein, jetzt ist es ein wenig zu spät, Genosse ‚Stechfliege'." Rita lächelte über ihren Scherz und fügte erklärend hinzu: „Ich habe ein Töchterchen. Es hat einen Vater, der auch mir ein sehr guter Freund ist. Wir drei halten fest zusammen, und das Trio ist vorerst noch unzertrennlich."

Ihre Finger berührten Pawels Hand. Es war eine Geste der Besorgnis um ihn. Sie begriff jedoch sofort, daß diese Bedenken überflüssig waren. Pawel war in diesen drei Jahren nicht nur körperlich, sondern auch geistig gewachsen. Sie verstand, daß er jetzt traurig war – das verriet der Ausdruck seiner Augen –, jedoch ohne Pose, aufrichtig und schlicht sagte er:

„Trotz allem bleibt mir noch unvergleichlich mehr, als ich soeben verloren habe."

Pawel und Rita erhoben sich. Es war Zeit, sich näher zur Bühne zu begeben. Sie gingen zu den Sesselreihen, wo sich die ukrainischen Delegierten niedergelassen hatten. Das Orchester spielte. Überall hingen riesige

rote Transparente, und die flammenden Buchstaben riefen ihnen zu: „Die Zukunft gehört uns!“ Tausende von Menschen füllten das Parkett, die Logen und Ränge, und diese Tausende verschmolzen hier zu einem einzigen mächtigen Motor nie erlahmender Energie. Das riesige Theatergebäude hatte in seinen Wänden die Blüte der jungen Garde des mächtigen Proletariergeschlechts aufgenommen. Tausende Augenpaare – und in jedem dieser Augenpaare sprühten und spiegelten sich die Worte wider, die über dem schweren Vorhang geschrieben standen:

„Die Zukunft gehört uns!“

Der Ansturm der Menschen nahm noch immer kein Ende. Nur wenige Minuten – dann öffnete sich der schwere Samtvorhang langsam, und der Sekretär des Zentralkomitees begann, selbst bewegt von dem feierlichen Augenblick:

„Der Sechste Kongreß des Kommunistischen Jugendverbandes der Sowjetunion ist hiermit eröffnet.“

Noch nie in seinem Leben hatte Kortschagin tiefer und klarer die Größe und Macht der Revolution empfunden, noch nie hatte ihn ein größerer Stolz, eine hellere Freude erfüllt als hier, auf dieser Siegesfeier der jungen Garde des Bolschewismus, der auch er als Kämpfer und Erbauer angehörte.

Der Kongreß nahm seine Teilnehmer von früh bis spät in Anspruch, und erst auf einer der letzten Sitzungen begegneten sich Pawel und Rita wieder. Er fand sie im Kreis ukrainischer Delegierter.

„Morgen, nach Schluß des Kongresses, fahr' ich gleich ab“, sagte sie. „Ich weiß nicht, ob es uns noch gelingen wird, vor der Abreise miteinander zu reden. Deshalb habe ich heute für dich zwei Hefte mit meinen Notizen, die die Vergangenheit betreffen, und einen kurzen Brief herausgesucht. Wenn du das gelesen hast, schicke es mir per Post zurück. Aus diesen Aufzeichnungen wirst du alles erfahren, was ich dir nicht erzählt habe.“

Er drückte ihr die Hand und schaute sie lange an, als wollte er sich ihre Züge fest einprägen.

Sie trafen sich, wie verabredet, am nächsten Tag vor dem Haupteingang, und Rita übergab ihm eine Rolle und ein geschlossenes Kuvert. Die beiden verabschiedeten sich zurückhaltend, denn ringsum standen Menschen. Aus Ritas verschleierten Augen strömte ihm jedoch große Wärme und auch ein wenig Kummer entgegen.

Kurz darauf trugen die Züge sie in verschiedene Richtungen davon.

Die Ukrainer waren in mehreren Eisenbahnwagen untergebracht. Kortschagin fuhr gemeinsam mit den Kiewer Genossen. Am Abend, als schon alle ruhten und neben ihm Okunew schnarchte, rückte Kortschagin näher zum Licht und öffnete den Brief:

Pawluscha, Lieber!

Ich hätte Dir das alles persönlich sagen können, aber so ist es besser. Ich wünsche nur eins: daß das, worüber wir vor Beginn des Kongresses gesprochen haben, keine schmerzende Wunde in Deinem Leben hinterläßt. Ich weiß, Du bist willensstark, deshalb glaube ich Deinen Worten. Ich habe keine formale Einstellung zum Leben, und ich denke, daß man in persönlichen Beziehungen manchmal auch eine Ausnahme machen kann, natürlich nur sehr selten, wenn es sich um starke, tiefe Gefühle handelt. Du hättest das verdient. Ich habe jedoch den im ersten Augenblick in mir aufgekommenen Wunsch, unserer Jugend zu geben, was ihr gebührt, unterdrückt. Ich fühlte, daß uns dies nicht viel Freude bringen würde. Pawel, man darf nicht so hart gegen sich selber sein. Unser Leben ist nicht nur von Kampf erfüllt, sondern auch von dem freudigen Glück eines starken Gefühls. Was Dein sonstiges Leben betrifft, ich meine seinen eigentlichen Inhalt, so bin ich da nicht im geringsten besorgt. Ich drücke Dir herzlich die Hand.

Rita

In Gedanken versunken, zerriß Pawel den Brief. Er streckte die Hand zum Fenster hinaus und spürte, wie der Wind seinen Fingern die Papierschnitzel entriß und davontrug. Bis zum Morgen waren beide Hefte durchgelesen, wieder eingewickelt und verschnürt.

In Charkow verließ ein Teil der Ukrainer den Zug, darunter Okunew, Pankratow und Kortschagin. Nikolai fuhr nach Kiew, um Talja abzuholen, die bei Anna geblieben war. Pankratow, der Mitglied des Zentralkomitees des Jugendverbandes der Ukraine geworden war, hatte dort ebenfalls Verschiedenes zu erledigen. Kortschagin entschloß sich, mit ihnen nach Kiew zu fahren und bei dieser Gelegenheit die Freunde aufzusuchen. In Kiew ging er zum Postschalter des Bahnhofs, um Rita die Hefte zurückzuschicken. Als er sich dann nach den Genossen umsah, war jedoch keiner mehr da. Die Straßenbahn brachte ihn zu dem Haus, in dem Anna und Dubawa wohnten. Pawel stieg zum ersten Stock hinauf und klopfte an die

Tür links, die zu Annas Zimmer führte. Das Klopfen blieb unbeantwortet. Es war noch früh am Morgen, und Anna konnte unmöglich bereits zur Arbeit gegangen sein. Wahrscheinlich schläft sie noch, dachte er. Nebenan wurde die Tür geöffnet, und Dubawa trat verschlafen heraus. Sein Gesicht war fahl, mit dunklen Ringen unter den Augen, und ein scharfer Zwiebelgeruch, vermischt mit Branntwein, strömte von ihm aus. Durch die halbgeöffnete Tür bemerkte Kortschagin auf dem Bett eine korpulente Frau, vielmehr nur ihr dickes nacktes Bein und die Schultern.

Dubawa, der Pawels Blick bemerkt hatte, stieß mit dem Fuß die Tür zu.

„Wohin willst du, zur Genossin Borchardt?“ fragte er heiser und blickte dabei in irgendeine Ecke. „Sie wohnt nicht mehr hier. Weißt du das denn nicht?“

Kortschagin schaute ihn mit finsterem Blick prüfend an.

„Das wußte ich nicht. Wo ist sie denn hingezogen?“ fragte er.

Dubawa wurde plötzlich zornig.

„Das interessiert mich nicht.“ Er rülpste und fügte mit unterdrücktem Groll hinzu: „Willst sie wohl trösten kommen? Da bist du gerade der Rechte. Der Platz ist frei, bitte sehr! Um so mehr, da du keinen Korb zu befürchten hast. Hat sie mir doch des öfteren gesagt, daß du ihr gefällst oder wie das sonst noch bei den Weibern heißt. Nimm die Gelegenheit beim Schopf! Da hast du gleich eine Gemeinschaft von Leib und Seele.“

Pawel spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß, beherrschte sich aber und sagte leise:

„Wohin bist du nur geraten! Ich hätte nie erwartet, daß du so tief sinken würdest. Du warst doch früher gar kein schlechter Kerl. Wie kann man so auf den Hund kommen?“

Dubawa lehnte sich an die Wand. Ihm war anscheinend kalt geworden, da er mit nackten Füßen auf dem Zementboden stand. Ihn fröstelte. Die Tür ging auf, und in ihrem Rahmen erschien eine verschlafene Frau mit aufgedunsenem Gesicht.

„Schatz, komm doch rein, wozu stehst du da herum...?“

Dubawa ließ sie nicht zu Ende sprechen, er schlug die Tür zu und stemmte sich mit dem Körper dagegen.

„Ein vielversprechender Anfang...“, sagte Pawel. „Mit wem hast du dich denn da eingelassen, und wohin soll das alles führen?“

Dubawa schien der Unterredung überdrüssig zu sein und schrie:

„Ihr werdet mir noch vorschreiben, mit wem ich ins Bett gehen soll! Laß deine Moralpredigten! Scher dich dorthin, woher du gekommen bist! Geh nur und erzähl allen, daß Dubawa säuft und mit Straßenmädchen schläft.“

Pawel ging auf ihn zu und sagte aufgeregt:

„Dmitri, schmeiß dieses Weib raus. Ich will noch einmal, zum letztenmal, mit dir sprechen...“

Dubawas Gesicht verfinsterte sich. Er drehte sich um und ging ins Zimmer.

„Ach, du Dreckkerl!“ zischte Kortschagin und stieg langsam die Treppe hinunter.

Zwei Jahre waren vergangen. Unbekümmert verstrichen Tage und Monate. Und das stürmische, vielseitige Leben gab diesen, dem äußeren Anschein nach so eintönigen Tagen immer neuen Inhalt, so daß das Heute nur selten dem Gestern glich. Hundertsechzig Millionen, ein großes Volk, das zum erstenmal in der Geschichte Herr seines unermeßlichen Landes und seiner unerschöpflichen Reichtümer geworden war, baute in heldenhafter und angespannter Arbeit die vom Krieg zerstörte Volkswirtschaft wieder auf. Das Land erstarkte, es gewann frische Kraft – nirgends mehr waren die rauchlosen Schlote der vor kurzem noch leblosen und in ihrer Verlassenheit finster dreinschauenden Betriebe zu sehen.

Kortschagin hatte diese zwei Jahre in rastloser Arbeit verbracht. Er nahm es nicht einmal wahr, wie schnell sie verflogen. Ein geruhsames Leben zu führen, sich frühmorgens gähnend zu recken und sich abends pünktlich zehn Uhr schlafen zu legen, das entsprach nicht seiner Art. Er hatte es eilig zu leben. Und er eilte nicht nur selbst, er trieb auch die anderen zur Eile an.

Zum Schlafen blieb nur wenig Zeit. Meist waren die Fenster seines Zimmers bis spät in die Nacht erleuchtet, und drinnen saßen über den Tisch gebeugte Menschen und studierten. In den zwei Jahren hatten sie den dritten Band des „Kapitals“ durchgearbeitet. Der komplizierte Mechanismus der kapitalistischen Ausbeutung wurde ihnen allmählich klar und verständlich.

In der Stadt, in der Kortschagin arbeitete, tauchte plötzlich Raswalichin auf. Er wurde vom Gouvernementskomitee geschickt, mit dem Vorschlag, ihn als Sekretär eines Bezirks-Jugendkomitees einzusetzen. Pawel war gerade unterwegs, und in seiner Abwesenheit hatte die Jugendleitung

Raswalichin in einen der Bezirke kommandiert. Als Kortschagin nach seiner Rückkehr davon erfuhr, verlor er kein Wort darüber.

Nach einem Monat jedoch erschien Pawel plötzlich in Raswalichins Bezirk. Es lag nicht so viel schwarz auf weiß gegen Raswalichin vor, aber es handelte sich im allgemeinen um Saufereien, Bevorzugung von Kriechern und Schmeichlern und Zurücksetzung von guten Genossen. Kortschagin setzte den Fall auf die Tagesordnung des Jugendkomitees, und als sich die anderen für die Erteilung einer strengen Rüge aussprachen, erklärte er unvermittelt:

„Mein Vorschlag ist: Ausschluß, ohne Recht auf Wiederaufnahme."

Pawels Vorschlag setzte alle in Erstaunen, es schien ihnen zu hart. Kortschagin jedoch wiederholte:

„Ausschließen muß man den Halunken. Diesem Gymnasiasten wurde Gelegenheit geboten, ein Mensch zu werden. Er hat sich eben einfach in unsere Reihen eingeschlichen." Und Pawel erzählte von Beresdow.

Raswalichin schrie: „Ich protestiere entschieden gegen den Vorschlag Kortschagins. Er hetzt gegen mich aus persönlichen Motiven. Da kann sich ja jeder ausdenken, was ihm paßt. Soll doch Kortschagin Beweise, Dokumente, Tatsachenmaterial vorweisen! Ich könnte da auch plötzlich erklären, er habe sich mit Schmuggelei befaßt, aber wird man ihn etwa deshalb gleich aus dem Komsomol ausschließen? Nein, soll er doch ein Dokument vorlegen!"

„Warte nur ab. Du kriegst schon dein Dokument!" erwiderte ihm Kortschagin.

Raswalichin verließ das Zimmer. Nach einer halben Stunde setzte Kortschagin die Annahme folgender Resolution durch: „Als fremdes Element ist Raswalichin aus den Reihen des Komsomol auszuschließen."

Im Sommer gingen die Genossen einer nach dem anderen auf Urlaub. Diejenigen, um deren Gesundheit es schlecht stand, fuhren ans Meer. Alle sehnten sich nach Erholung, und Kortschagin ließ seine Kameraden fahren, verschaffte ihnen Sanatoriumsplätze und materielle Hilfe. Bleich und abgespannt, jedoch freudig erregt reisten sie ab. Ihre Arbeit lastete jetzt auf Pawels Schultern, er aber bewältigte sie gleich einem braven Arbeitspferd, das geduldig den schweren Karren bergauf zieht. Die Genossen kehrten dann braungebrannt, lebenslustig, voller Energie wieder zurück, und andere traten ihren Urlaub an. So fehlte den ganzen Sommer hindurch

immer irgend jemand. Das Leben jedoch ging unaufhaltsam seinen geregelten Gang, und Kortschagins Fernsein von der Arbeit, auch nur für einen Tag, war undenkbar.

So verging der Sommer. Herbst und Winter liebte Pawel nicht; sie brachten ihm viele körperliche Leiden.

Diesen Sommer hatte Pawel mit besonderer Ungeduld erwartet. Es war für ihn qualvoll, sich einzugestehen, daß seine Kräfte von Jahr zu Jahr schwanden. Nur zwei Wege blieben ihm offen: entweder zuzugeben, daß er nicht imstande war, die Mühen angespannter Arbeit zu ertragen, daß er ein Invalide war – oder auf seinem Posten auszuharren, solange die Kräfte reichten.

Er wählte jedoch den zweiten Weg.

Eines Tages, auf einer Sitzung des Kreis-Parteikomitees, setzte sich der alte Doktor Bartelik, ein ehemaliger Illegaler, jetzt Leiter des Kreisgesundheitsamts, zu ihm.

„Du siehst nicht besonders gut aus, Genosse Kortschagin. Hast du dich von der Ärztekommission untersuchen lassen? Wie steht es denn mit deiner Gesundheit? Warst wohl nicht dort – oder hab' ich das nur vergessen? Mußt dich aber mal untersuchen lassen, Freundchen. Komm am Donnerstagabend."

Pawel ging nicht zur Kommission – er hatte zu tun. Bartelik hatte ihn aber nicht vergessen und schleppte ihn eines Tages doch mit. Als Ergebnis einer eingehenden ärztlichen Untersuchung, an der Bartelik als Nervenarzt beteiligt war, wurde folgendes schriftlich festgestellt:

„Die Ärztekommission hält einen sofortigen Urlaub mit längerer Erholung auf der Krim sowie weitere eingehende Behandlung für unbedingt notwendig, andernfalls sind schwere Folgen unausbleiblich."

Dieser Feststellung ging eine lange Aufzählung verschiedener Krankheiten in lateinischer Sprache voran, woraus Kortschagin nur das eine entnehmen konnte, daß nicht die Beschwerden in den Füßen sein Hauptleiden war, sondern eine schwere Störung des zentralen Nervensystems.

Bartelik ließ den Kommissionsbeschluß vom Parteikomitee bestätigen, und niemand hatte etwas gegen Kortschagins unverzügliche Beurlaubung einzuwenden. Pawel selbst schlug jedoch vor, seine Abreise bis zur Rückkehr Sbitnews, des Leiters der Orgabteilung des Kreis-Jugendkomitees, hinauszuschieben, da er das Komitee nicht ohne Leitung lassen wollte. Man erklärte sich damit einverstanden, obwohl Bartelik dagegen war.

In drei Wochen sollte also Pawel zum erstenmal in seinem Leben auf Urlaub gehen. Der Schein für einen Sanatoriumsaufenthalt in Jewpatoria lag bereits in seiner Schublade.

In diesen Tagen arbeitete Kortschagin besonders intensiv. Er führte eine Plenarsitzung des Kreis-Jugendkomitees durch und bemühte sich, ohne seine Kräfte zu schonen, alles in Ordnung zu bringen, um dann ruhigen Herzens abfahren zu können.

Und gerade am Vorabend seiner Abfahrt ans Meer, das er noch niemals in seinem Leben gesehen hatte, ereignete sich dann ganz unerwartet diese widerliche, abstoßende Szene.

Pawel hatte sich nach der Arbeitszeit ins Zimmer der Agitpropabteilung der Partei begeben und setzte sich in Erwartung einer Beratung, die dort stattfinden sollte, auf den Sims eines geöffneten Fensters, das von einem Bücherschrank verdeckt war. Als er eintrat, war das Zimmer leer. Bald darauf kamen einige Leute, die Pawel jedoch wegen des Schrankes nicht sehen konnten. Nur die Stimme Failos, des Leiters der Kreisabteilung für Volkswirtschaft, erkannte er, eines schönen, hochgewachsenen Mannes mit militärischem Auftreten. Oft war Pawel zu Ohren gekommen, daß Failo ein Trinker sei und jedem hübschen Mädchen nachlaufe.

Failo war ein ehemaliger Partisan. Mit selbstzufriedenem Lächeln erzählte er bei jeder Gelegenheit, wie er den Machno-Leuten die Köpfe abgeschlagen hatte, jeden Tag einem ganzen Dutzend.

Kortschagin konnte ihn nicht ausstehen. Einmal kam eine Komsomolzin zu Pawel und erzählte ihm, bitterlich weinend, Failo habe ihr versprochen, sie zu heiraten. Nachdem er jedoch eine Woche lang mit ihr gelebt hatte, habe er sie verlassen, ja sogar aufgehört, sie zu grüßen. Vor der Kontrollkommission gelang es Failo, sich herauszureden, denn das Mädchen hatte keine Beweise. Pawel aber glaubte ihr. Nun horchte Kortschagin auf. Die im Zimmer Anwesenden hatten ihn nicht bemerkt.

„Nun, Failo, wie steht's mit deinen Erfolgen? Was hast du wieder angestellt?"

Diese Frage stellte Gribow, einer von Failos Freunden, ein Mensch des gleichen Schlages. Aus unerfindlichen Gründen arbeitete Gribow als Propagandist, obwohl er äußerst unwissend und beschränkt, kurz, ein Dummkopf war. Er tat sich indes mit seinem Propagandistentitel wichtig und brachte ihn bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit aufs Tapet.

„Kannst mir gratulieren. Gestern hatte ich es mit der Korotajewa. Du hast zwar gesagt, daß bei ihr nichts zu machen ist, aber wenn ich mal eine aufs Korn nehme, mein Lieber, dann kannst du schon sicher sein ...", und Failo machte noch eine schmutzige Bemerkung.

Kortschagin lief ein nervöses Kribbeln über den Rücken – ein Zeichen höchster Gereiztheit. Korotajewa war die Leiterin der Frauenabteilung des Kreis-Parteikomitees. Sie war gleichzeitig mit Pawel in die Stadt gekommen, und er hatte sich mit dieser sympathischen Genossin angefreundet, die aufmerksam und teilnahmsvoll zu jeder Frau und überhaupt zu jedem war, der von ihr Rat und Hilfe erhoffte.

Unter den Mitarbeitern des Komitees genoß die Korotajewa große Achtung. Sie war unverheiratet, und Failo sprach zweifellos von ihr.

„Und lügst du auch nicht, Failo? Das sieht ihr doch gar nicht ähnlich."

„Ich und lügen! Für wen hältst du mich denn eigentlich? Ich bin noch mit ganz anderen fertig geworden. Man muß es nur richtig anpacken. Jede verlangt ihre eigene Behandlung. Die eine gibt gleich am ersten Tag nach, aber die taugen meist nicht viel, einer anderen muß man erst einen ganzen Monat lang nachlaufen. Man muß sich eben in ihrer Psyche auskennen. Ja, mein Lieber, das ist eine ganze Wissenschaft, aber in diesem Fach bin ich ein Meister. Hahahaha ...!"

Failo schwoll der Kamm vor Selbstzufriedenheit, und das Häufchen Zuhörer spornte ihn an weiterzuerzählen. Sie waren begierig, Einzelheiten zu erfahren.

Kortschagin stand auf, ballte die Fäuste und spürte, wie sein Herz erregt klopfte.

„Die Korotajewa einfach so auf den ersten Anhieb zu bekommen, daran war gar nicht zu denken. Laufen lassen wollte ich sie aber auch nicht, um so weniger, als ich mit Gribow um ein Dutzend Flaschen Portwein gewettet hatte. So legte ich mich also ins Zeug. Ich besuchte sie ein-, zweimal, merkte aber, daß sie mich scheel ansah. Man schwatzt da so verschiedenes über mich – vielleicht ist ihr was zu Ohren gekommen ... Mit einem Wort: in den Flanken ein richtiger Mißerfolg. Da mußte also ein Umgehungsmanöver herhalten. Haha! – ‚Verstehst du', sage ich zu ihr, ‚da habe ich nun gekämpft, unzählige Feinde habe ich zu Brei zermalmt, habe mich in der Welt herumgetrieben, nicht wenig Kummer erlebt, habe so manches durchmachen müssen, aber eine Frau, eine richtige Lebensgefährtin, habe ich nicht gefunden. So lebe ich denn wie ein obdachloser Hund, ohne Zärtlich-

keit, ohne Liebe...' Und so weiter und so fort, immer dieselbe Leier. Mit einem Wort, ich packte sie immerzu an ihren schwachen Seiten. Viel habe ich mich mit ihr abplagen müssen. Eine Zeitlang wollte ich schon die Sache fahrenlassen und mit der ganzen Komödie Schluß machen. Hol sie der Teufel! Aber nun war das für mich schon eine prinzipielle Sache geworden. Aus prinzipiellen Gründen mußte ich durchhalten... Schließlich habe ich sie doch kirre gemacht, und meine Geduld hat sich gelohnt: bin statt auf ein Weib auf eine Jungfrau gestoßen. Haha! Ach, zum Totlachen!"

Und Failo setzte seine abscheuliche Erzählung fort.

Kortschagin konnte sich später nur schwer entsinnen, wie es gekommen war, daß er plötzlich vor Failo stand.

„Du Schweinehund!" schrie Pawel wütend.

„Wer ist ein Schweinehund, ich oder du, der fremde Gespräche belauscht?"

Anscheinend hatte Pawel noch irgend etwas geantwortet, denn Failo packte ihn plötzlich an der Brust.

„Beleidigen willst du mich auch noch?" schrie der angetrunkene Failo und versetzte Kortschagin einen Faustschlag.

Kortschagin griff nach einem Holzschemel und streckte Failo mit einem Schlag nieder. Pawel hatte keine Waffe bei sich, und nur dieser Umstand rettete Failo das Leben.

Diese Angelegenheit aber hatte zur Folge, daß Pawel an dem Tag, an dem er nach der Krim fahren sollte, vor dem Parteigericht stand.

Im Stadttheater war die gesamte Parteiorganisation versammelt. Der Vorfall in der Agitpropabteilung hatte allgemeines Aufsehen erregt, und das Gerichtsverfahren entwickelte sich zu einer heftigen Diskussion über Fragen des persönlichen Lebens. Die Probleme der neuen Lebensformen, der persönlichen Beziehungen und der Partei-Ethik drängten die zu behandelnde Sache in den Hintergrund. Der Vorfall wurde zu einem Signal. Failo benahm sich vor dem Parteigericht geradezu herausfordernd. Er lächelte frech und erklärte, daß er seine Angelegenheit dem Volksgericht übergeben und daß für seinen zerschlagenen Kopf Kortschagin noch mit Zwangsarbeit büßen werde. Die Beantwortung der an ihn gestellten Fragen lehnte er kategorisch ab.

„Ihr wollt eure Zungen auf meine Kosten wetzen? Da seid ihr auf dem Holzweg! Ihr könnt mir ja schließlich anhängen, was ihr wollt. Und wenn mich die Weiber jetzt attackieren, so geschieht das, weil ich ihnen keine

Beachtung schenke. Die ganze Sache ist keinen Pfifferling wert. Wäre das im Jahre 1918 geschehen, dann hätte ich mit diesem Idioten Kortschagin auf andere Art abgerechnet. Aber jetzt wird man hier auch ohne mich auskommen können."

Und wütend verließ er den Raum.

Als Kortschagin vom Vorsitzenden ersucht wurde, über die Angelegenheit zu berichten, sprach Pawel ruhig. Man spürte jedoch, daß er sich nur mühsam beherrschte.

„Der Vorfall, um den es sich hier handelt, hat sich nur deshalb so abgespielt, weil ich mich nicht in der Hand hatte. Die Zeit ist schon längst vorbei, da ich mehr von meiner Faust als von meinem Kopf Gebrauch machte. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ehe ich mich besann, hatte Failo eins auf den Schädel bekommen. Seit Jahren ist das der einzige Fall, wo der Partisan in mir durchgegangen ist. Ich verurteile mein Handeln, obwohl der Schlag eigentlich völlig angebracht war. Solche Leute wie Failo sind abstoßende Erscheinungen in unserem kommunistischen Leben. Ich kann es nicht begreifen und werde mich niemals damit abfinden können, daß ein Revolutionär, ein Kommunist, zugleich eine niederträchtige Bestie und ein Schuft sein kann. Dieser Vorfall hat uns dazu gebracht, die Fragen des persönlichen Lebens auf die Tagesordnung zu stellen, und das ist das einzig Positive an der ganzen Geschichte."

Die überwiegende Mehrheit des Parteikollektivs stimmte für Failos Ausschluß aus der Partei. Gribow wurde wegen falscher Aussagen eine strenge Rüge mit Verwarnung ausgesprochen. Die übrigen, die an der Unterhaltung beteiligt gewesen waren, gestanden, wie sich alles zugetragen hatte. Ihnen wurde ein Verweis erteilt.

Bartelik berichtete über Pawels Nervenzustand, und die Versammelten protestierten stürmisch, als das Parteigericht den Vorschlag machte, Kortschagin eine Rüge zu erteilen. Der Vorschlag wurde zurückgezogen und Pawel rehabilitiert.

Einige Tage später brachte der Zug Pawel nach Charkow. Auf seine beharrliche Bitte hatte sich das Kreiskomitee der Partei damit einverstanden erklärt, ihn dem Zentralkomitee des Kommunistischen Jugendverbandes der Ukraine zur Verfügung zu stellen. Man gab ihm eine gute Charakteristik mit, und er reiste ab. Einer der Sekretäre des ZK war Akim. Pawel ging zu ihm und erzählte ihm alles.

Akim las die Charakteristik. Nach den Worten „der Partei getreu ergeben“ stand weiter: „... ist diszipliniert, nur in äußerst seltenen Fällen jähzornig, kann dabei sogar seine Selbstbeherrschung verlieren. Schuld daran ist eine schwere Störung des Nervensystems.“

„Hat man sich's doch nicht verkneifen können, das in deine Charakteristik einzutragen, Pawluscha. Aber sei darüber nicht betrübt, so etwas kommt sogar bei gesunden Menschen vor. Fahr nach dem Süden und erhole dich ordentlich. Wenn du zurückkehrst, werden wir schon besprechen, wo du arbeiten wirst.“

Und Akim drückte ihm fest die Hand.

Das Sanatorium des Zentralkomitees „Kommunar“. Üppige Rosenbeete, in der Sonne glitzernde Springbrunnen, weinumrankte Gebäude mitten im Garten. Menschen in weißen Kitteln und in Badeanzügen. Eine junge Ärztin trägt die Namen der Kurgäste ein. Ein geräumiges Zimmer im Eckgebäude, blendendweiße Betten, Sauberkeit und Ruhe, die durch nichts gestört wird. Vom Bade erfrischt und umgekleidet, ging Kortschagin ans Meer.

Überall, wohin das Auge reichte, Meer, nichts als Meer. Majestätisch und friedlich, blauschwarz wie polierter Marmor lag es da. Irgendwo im fernen himmelblauen Dunst verloren sich seine Grenzen. Wie blitzende Feuerfunken spiegelte sich die strahlende Sonne in den Wellen. Am Horizont zeichneten sich im Morgennebel die hohen Bergmassive ab. Die Brust sog die belebend frische Brise ein, und das Auge konnte sich nicht von der erhabenen Stille des blauen Meeres trennen.

Liebkosend benetzte eine leichte Welle den goldenen Meeressand und Pawels Füße.

SIEBENTES KAPITEL

Neben dem Sanatorium des Zentralkomitees lag der große Park der Poliklinik. Durch diesen Park mußten die Kurgäste aus dem Sanatorium „Kommunar“ gehen, wenn sie vom Meer zurückkehrten. Hier, abseits, im Schatten der dichten Platane an der hohen Kalksteinwand, war Pawels Lieblingsplatz. Nur selten kam jemand vorüber. Von diesem Winkel aus konnte man in der Ferne das lebhafte Auf und Ab der Menschen in den Alleen und Wegen des Gartens beobachten und am Abend der Musik lauschen, ohne in das aufregende Getriebe des großen Kurorts hineingerissen zu werden.

Auch heute war Kortschagin dorthin gegangen. Er ließ sich behaglich in einem Schaukelstuhl nieder und schlummerte ein, vom Baden und von der Hitze erschlafft. Sein Frottierhandtuch und der Roman „Meuterei“ von Furmanow lagen neben ihm auf einem Stuhl. In den ersten Tagen seines Aufenthalts im Sanatorium war Pawel in einem äußerst nervösen Zustand und litt ununterbrochen an Kopfschmerzen. Die Professoren dokterten immer noch an seiner komplizierten und äußerst seltenen Krankheit herum. Das häufige Abhören und Abklopfen wurde Pawel zuwider und ermüdete ihn. Die leitende Ärztin, die den seltsamen Namen Jerusalimtschik trug, eine sympathische Parteigenossin, konnte ihren Patienten jedesmal nur mit Mühe ausfindig machen und redete ihm geduldig zu, mit ihr diesen oder jenen Facharzt aufzusuchen.

„Mein Ehrenwort, ich halte das nicht mehr aus“, sagte Pawel. „Fünfmal am Tag muß man ein und dasselbe erzählen. ‚War Ihre Großmutter nicht geisteskrank? Hat Ihr Urgroßvater nicht an Rheumatismus gelitten?‘ Verdammt noch mal, woher soll ich denn wissen, woran der gelitten hat, ich habe ihn überhaupt niemals zu Gesicht bekommen. Dabei versucht mir noch

jeder zuzureden, ich solle bekennen, daß ich einmal Gonorrhöe oder noch was Schlimmeres gehabt habe. Und ich würde ihnen, offen gestanden, dafür am liebsten jedesmal eins auf den Schädel geben. Laßt mich doch ausruhen! Denn wenn man mich die ganzen anderthalb Monate studieren wird, werde ich noch gemeingefährlich."

Die Jerusalimtschik lachte und gab scherzhafte Antworten. Nach wenigen Minuten faßte sie ihn unter und führte ihn, während sie irgend etwas Interessantes erzählte, zum Chirurgen.

Heute war keine Untersuchung vorgesehen, und erst in einer Stunde sollte zu Mittag gegessen werden. Pawel vernahm im Halbschlaf Schritte. Er hatte die Augen geschlossen. Man wird denken, daß ich schlafe, und weggehen. Seine Hoffnung wurde jedoch zerstört, es knarrte ein Schaukelstuhl, irgend jemand ließ sich darauf nieder. Der feine Parfümgeruch verriet, daß eine Frau neben ihm saß. Er öffnete die Augen. Das erste, was er sah, waren ein blendendweißes Kleid und sonngebräunte Füße in Saffiansandalen, dann ein Bubikopf, zwei große Augen und eine Reihe scharfer weißer Zähne, wie bei einem Mäuschen. Sie lächelte verlegen.

„Entschuldigen Sie, ich habe Sie wohl gestört?"

Kortschagin schwieg. Das war nicht sehr höflich, jedoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß seine Nachbarin verschwinden werde.

„Gehört das Buch Ihnen?"

Sie blätterte in dem Roman.

„Ja."

Einige Minuten Schweigen.

„Sagen Sie, Genosse, sind Sie aus dem Sanatorium des ZK?"

Kortschagin machte eine ungeduldige Bewegung. Was hat sie bloß hier zu suchen? Das nennt sich nun Ausruhen. Gleich wird sie noch fragen, was mir fehlt. Ich will lieber weggehen. Unfreundlich antwortete er: „Nein."

„Ich glaube, daß ich Sie dort gesehen habe."

Pawel hatte sich bereits erhoben, als er hinter sich eine tiefe weibliche Stimme vernahm.

„Dora, wohin hast du dich denn da verkrochen?"

Auf den Rand des Schaukelstuhls ließ sich eine üppige, sonnverbrannte Blondine im Strandkostüm nieder. Mit flüchtigem Blick streifte sie Kortschagin.

„Ich muß Sie schon irgendwo gesehen haben, Genosse. Arbeiten Sie nicht zufällig in Charkow?"

„Ja, in Charkow."

„Und wo arbeiten Sie dort?"

Kortschagin wollte diesen ermüdenden Fragereien ein Ende machen.

„Bei der Müllabfuhr!"

Unwillkürlich zuckte er unter ihrem Gelächter zusammen.

„Man kann nicht behaupten, daß Sie sehr höflich sind, Genosse."

So begann ihre Freundschaft, und Dora Rodkina, Mitglied des Stadtkomitees der Charkower Parteiorganisation, erinnerte sich noch oft an diesen drolligen Anfang ihrer Bekanntschaft.

Im Garten des Sanatoriums „Talassa", den Kortschagin wegen des Nachmittagskonzerts aufgesucht hatte, traf er unerwartet Sharki.

Und, so sonderbar dies auch war, ein Foxtrott führte sie zusammen.

Nach einer korpulenten Sängerin, die toll gestikulierend „Die Nacht lodert im Entzücken der Wollust" vorgetragen hatte, sprang ein Pärchen auf die Bühne. Er – mit rotem Zylinder, halbnackt, mit irgendwelchen bunten Schnallen an den Hüften und blendendweißem Vorhemd und Krawatte. Mit einem Wort, die lächerliche Parodie auf einen Wilden. Sie – eine hübsche Person mit viel Stoff umwickelt. Unter dem begeisterten Gegröle der dicken NÖP-Leute, die hinter den Sesseln und Liegestühlen der Sanatoriumsgäste standen, hopste dieses Pärchen auf der Bühne im Foxtrott hin und her. Einen widerwärtigeren Anblick konnte man sich kaum vorstellen. Der feiste Kerl mit seinem lächerlichen Zylinder und die Frau wanden sich dicht aneinandergeschmiegt in unzüchtigen Bewegungen. Hinter Pawels Rücken prusteten fette Fleischmassen. Kortschagin schickte sich eben zum Gehen an, als sich in der vordersten Reihe, direkt vor der Tribüne, jemand erhob und wütend schrie:

„Zum Teufel noch mal! Was soll diese Prostitution? Schluß damit!"

Pawel erkannte Sharki.

Der Klavierspieler brach jäh ab. Die Geige kreischte noch einmal auf und verstummte. Das Pärchen auf der Bühne stand erstarrt. Die Leute hinter den Stühlen zischten wütend:

„Unerhörte Frechheit, die Vorstellung zu stören!"

„Ganz Europa tanzt!"

„Empörend!"

Doch aus einer Gruppe der „Kommunar"-Leute ertönte plötzlich ein schriller Pfiff. Es war Sergej Shbanow, der Sekretär des Tscherepowezker

Bezirks-Jugendkomitees, der beschlossen hatte, der Sache ein Ende zu machen. Andere unterstützten ihn, und das Pärchen verschwand im Nu von der Bildfläche.

Der geschwätzige Conférencier, der wie ein geschniegelter Lakai aussah, gab dem Publikum bekannt, daß die Truppe abreisen würde.

„Ab durch die Mitte, auf unsere Bitte! Sage deiner Lieben, nach Moskau hat's dich getrieben!“ sang unter großem Gelächter ein junger Bursche im Krankenkittel.

Kortschagin fand Sharki in den ersten Reihen. Lange saßen sie in Pawels Zimmer beieinander. Wanja war Agitpropleiter eines Kreis-Parteikomitees.

„Weißt du schon, ich bin verheiratet. Bald werde ich einen Sohn oder eine Tochter haben“, sagte Sharki.

„Oho, wer ist denn deine Frau?“ wunderte sich Kortschagin.

Sharki zog eine Photographie aus der Tasche und zeigte sie Pawel.

„Erkennst du sie?“

Auf der Photographie waren er und Anna Borchardt abgebildet.

„Und wo steckt Dubawa?“ fragte Pawel noch verwunderter.

„Dubawa ist in Moskau. Er hat nach seinem Ausschluß aus der Partei die Kommunistische Universität verlassen und besucht jetzt die Moskauer Technische Hochschule. Gerüchten zufolge soll er wieder in die Partei aufgenommen sein. Doch ganz zu Unrecht! Von ihm geht Zersetzung aus ... Weißt du, was Ignat treibt? Er ist jetzt stellvertretender Direktor einer Werft. Von den anderen habe ich wenig gehört. Wir sind ja in alle Himmelsrichtungen zerstreut worden, arbeiten in den verschiedenen Ecken unseres Landes. Doch wie schön ist es, einem alten Freund zu begegnen und vergangener Tage zu gedenken“, sagte Sharki.

Dora kam mit noch einigen Kurgästen ins Zimmer. Ein hochgewachsener Genosse aus Tambow schloß die Tür. Dora warf einen Blick auf Sharkis Orden und erkundigte sich bei Pawel:

„Ist dein Besucher Parteimitglied? Wo arbeitet er?“

Ohne zu wissen, worum es sich handelte, gab Kortschagin kurz über Sharki Auskunft.

„Dann kann er hierbleiben. Soeben sind Genossen aus Moskau eingetroffen. Sie werden uns über die letzten Ereignisse in der Partei berichten. Wir haben beschlossen, bei dir zu einer Art geschlossener Sitzung zusammenzukommen“, erklärte Dora.

Fast alle Anwesenden, mit Ausnahme von Pawel und Sharki, waren alte Bolschewiki. Bartaschew, ein Mitglied der Moskauer Kontrollkommission, berichtete über die neue Opposition, die von Trotzki, Sinowjew und Kamenew geführt wurde.

„In einer so gespannten Situation müssen wir an Ort und Stelle sein“, schloß Bartaschew. „Ich reise morgen ab.“

Drei Tage nach dieser Sitzung verließen die Patienten vorzeitig das Sanatorium. Auch Pawel reiste ab, ohne das Ende seines Urlaubs abzuwarten.

Im Zentralkomitee des Jugendverbandes hielt man ihn nicht lange auf. Er wurde zum Sekretär des Kreis-Jugendkomitees in einem Industriegebiet ernannt, und schon nach einer Woche sprach er zum erstenmal vor den städtischen Funktionären.

An einem späten Herbsttag raste das Auto des Kreis-Parteikomitees, in dem Kortschagin mit noch zwei anderen Funktionären nach einem weit entlegenen Bezirk fuhr, in einen Graben und überschlug sich. Alle Insassen wurden verletzt. Kortschagin trug eine Quetschung des rechten Knies davon. Wenige Tage nach diesem Unfall brachte man ihn in die Charkower Chirurgische Klinik. Nach einer Untersuchung des geschwollenen Knies und nach verschiedenen Röntgenaufnahmen sprach sich das Ärztekonsilium für eine sofortige Operation aus.

Kortschagin gab seine Zustimmung.

„Also morgen früh“, sagte der dicke Professor, der Leiter des Konsiliums, und erhob sich. Ihm folgten die anderen.

Ein kleines, helles Einzelzimmer. Tadellose Sauberkeit und ein längst vergessener eigentümlicher Lazarettgeruch. Kortschagin blickt um sich. Ein Nachttisch mit schneeweißem Deckchen, ein weißer Schemel – das war alles.

Die Schwester brachte das Abendbrot.

Pawel wollte nicht essen. Im Bett halb aufgerichtet, schrieb er Briefe. Der Schmerz im Bein erschwerte das Denken. Das Essen widerte ihn an.

Als der vierte Brief geschrieben war, öffnete sich behutsam die Tür des Krankenzimmers. Kortschagin gewahrte eine junge Frau in weißem Kittel und mit weißer Haube an seinem Bett.

In der abendlichen Dämmerung unterschied er feingezeichnete Brauen und große Augen, die schwarz zu sein schienen. In der einen Hand hielt sie eine Aktenmappe, in der anderen – ein Blatt Papier und einen Bleistift.

„Ich bin Ihr Arzt", sagte sie. „Habe heute Dienst und werde jetzt gleich ein kleines Verhör veranstalten. Und Sie werden – wohl oder übel – alles über sich erzählen müssen."

Sie lächelte freundlich, und dieses Lächeln machte das „Verhör" weniger unangenehm. Eine ganze Stunde lang erzählte Kortschagin sowohl von sich als auch von seiner Urgroßmutter.

Die Menschen im Operationssaal trugen Gazemasken.

Vernickelte chirurgische Instrumente blinkten. Ein schmaler Tisch, darunter eine riesige Schüssel. Als sich Kortschagin hingelegt hatte, war der Professor gerade mit dem Händewaschen fertig.

Hinter Pawel beeilte man sich mit den Vorbereitungen für die Operation. Kortschagin schaute um sich. Die Schwester legte die Lanzetten und Pinzetten zurecht. Die ihn behandelnde Ärztin, Bashanowa, löste den Verband vom Bein.

„Schauen Sie nicht hin, Genosse Kortschagin, das ist nicht gut für die Nerven", sagte sie leise.

„Von wessen Nerven sprechen Sie, Doktor?" Kortschagin lächelte spöttisch.

Nach wenigen Minuten bedeckte eine dichte Maske sein Gesicht, und der Professor sagte: „Seien Sie ganz ruhig. Sie bekommen gleich Chloroform. Atmen Sie tief durch die Nase und zählen Sie."

Unter der Maske ließ sich eine gedämpfte, ruhige Stimme vernehmen: „Gut. Ich bitte schon im voraus um Entschuldigung, wenn ich nicht ganz salonfähige Ausdrücke von mir geben sollte."

Der Professor konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

Die ersten Chloroformtropfen verbreiteten einen widerlich stickigen Geruch.

Kortschagin lag auf dem Operationstisch, atmete tief, und bemüht, deutlich zu sprechen, fing er an zu zählen. So begann der erste Akt seiner Tragödie.

Artjom riß den Briefumschlag auf. Von einer ihm selbst unerklärlichen Erregung erfaßt, faltete er den Brief auseinander, überflog hastig die ersten Zeilen und las ihn, ohne aufzublicken, bis zum Ende.

Artjom! Wir schreiben einander viel zu selten. Einmal, höchstens zweimal im Jahr! Es kommt ja auch nicht auf die Zahl an. Du schreibst, daß Du mit Deiner Familie aus Schepetowka nach dem Kasatinsker Depot übergesiedelt bist, um die Wurzeln auszureißen. Ich kann das verstehen, diese Wurzeln – das ist die rückständige, kleinbürgerliche Denkweise Deiner Frau Stjoscha, das sind ihre Verwandten und alles Drum und Dran. Menschen vom Schlage Stjoschas sind schwer umzuformen. Ich fürchte sogar, daß Dir das nie gelingen wird. Du schreibst, „es ist schwer, noch im Alter zu lernen", jedoch geht's bei Dir anscheinend ganz gut vorwärts. Du hast nicht recht, Dich so hartnäckig zu weigern, den Betrieb zu verlassen, um als Vorsitzender des Stadtsowjets zu arbeiten. Du hast doch mit um die Macht gekämpft. So nimm also auch daran teil. Gleich morgen mußt Du mit der Arbeit im Stadtsowjet beginnen!

Jetzt von mir. Es gehen da sonderbare Dinge vor sich. Ich mußte oft Krankenhäuser aufsuchen, wurde bereits zweimal operiert, habe dabei nicht wenig Blut und Kräfte verloren, und niemand kann mir sagen, wann das alles endlich aufhören wird.

Ich habe meine Arbeit aufgegeben und eine neue Beschäftigung gefunden, nämlich „krank" zu spielen. Ich habe nicht wenig ausgestanden, und nun kann ich als Resultat das rechte Knie nicht bewegen, habe einige Nähte am Körper, und dazu kommt die letzte ärztliche Entdeckung, daß mir der Stoß, den ich vor sieben Jahren ins Rückgrat bekommen habe, noch schwer zu schaffen machen wird. Ich bin bereit, alles zu ertragen, um nur wieder meinen Platz in den Kampfreihen einnehmen zu können.

Es gibt für mich nichts Schrecklicheres, als ausscheiden zu müssen. Ich wage es kaum, daran auch nur zu denken. Deshalb bin ich zu allem bereit. Es winkt jedoch keine Besserung, und die Wolken am Horizont ziehen sich immer dichter zusammen. Sobald ich mich nach der ersten Operation ein wenig erholt hatte, bin ich sogleich zur Arbeit zurückgekehrt, wurde jedoch bald darauf wieder hierhergebracht. Soeben habe ich eine Überweisung ins Sanatorium „Mainak" in Jewpatoria bekommen. In einigen Tagen fahre ich. Sei nicht traurig, Artjom. Ich bin ja nicht umzubringen. In mir steckt Leben genug für drei. Werde schon noch was schaffen, Brüderchen. Achte auf Deine Gesundheit, mute Dir nicht zuviel zu. Die Wiederherstellung der Gesundheit kommt dann der Partei teuer zu stehen. Mit den Jahren haben wir Erfahrung und Wissen gesammelt, so manches gelernt, und das alles nicht dazu, um dann in Lazaretten herumzulungern.

Ich drücke Dir fest die Hand. Pawel

Um die gleiche Zeit, als Artjom, die dichten Brauen runzelnd, den Brief des Bruders las, verabschiedete sich Pawel im Krankenhaus von der Ärztin Bashanowa. Sie reichte ihm die Hand und fragte:

„Sie fahren morgen auf die Krim? Wo wollen Sie den Rest des Tages verbringen?"

Kortschagin antwortete:

„Gleich kommt die Genossin Rodkina. Bis morgen werde ich im Kreise ihrer Familie sein, und dann begleitet sie mich zum Bahnhof."

Bashanowa kannte Dora, die Pawel häufig besucht hatte.

„Können Sie sich noch unseres Gesprächs entsinnen, Genosse Kortschagin, als Sie mir versprachen, vor Ihrer Abreise meinen Vater aufzusuchen? Ich habe ihm von Ihrem Gesundheitszustand ausführlich erzählt und möchte gern, daß er Sie untersucht. Heute abend könnte man das machen."

Kortschagin erklärte sich sofort einverstanden.

An demselben Abend wurde Pawel von Irina Wassiljewna in das geräumige Kabinett ihres Vaters geführt.

In Anwesenheit seiner Tochter untersuchte der berühmte Chirurg Kortschagin aufmerksam. Irina hatte sämtliche Röntgenaufnahmen und Analysen aus der Klinik mitgebracht. Pawel entging die plötzliche Blässe nicht, die eine Bemerkung ihres Vaters in lateinischer Sprache auf Irinas Gesicht hervorgerufen hatte. Kortschagin betrachtete den großen kahlen Kopf des Professors und versuchte irgend etwas in seinen durchdringenden Augen zu lesen. Bashanow war jedoch nichts anzumerken.

Als sich Pawel angezogen hatte, verabschiedete sich der Chirurg höflich von ihm; er fuhr zu einer Sitzung und beauftragte die Tochter, Pawel seine Diagnose mitzuteilen.

Kortschagin legte sich in dem mit auserlesenem Geschmack eingerichteten Zimmer Irina Wassiljewnas auf den Diwan und wartete, bis sie zu sprechen beginnen würde. Sie wußte jedoch nicht, wie sie anfangen, wie sie ihm den Befund beibringen sollte. Es fiel ihr sehr schwer. Der Vater hatte ihr erklärt, daß die Wissenschaft vorläufig nicht imstande sei, das Zerstörungswerk eines in Pawels Organismus vor sich gehenden Entzündungsprozesses aufzuhalten. Er war gegen jeden chirurgischen Eingriff. „Diesen jungen Menschen erwartet die Tragödie einer völligen Lähmung, und wir sind machtlos dagegen."

Als Arzt und Freund fand Irina es nicht ratsam, ihm dies zu sagen, und teilte ihm vorsichtig nur einen kleinen Teil der Wahrheit mit: „Ich bin fest

davon überzeugt, Genosse Kortschagin, daß die Moorbäder in Jewpatoria eine Änderung hervorrufen werden und daß Sie im Herbst wieder arbeitsfähig sind."

Während sie dies sagte, übersah sie völlig, daß sie die ganze Zeit zwei aufmerksame Augen beobachteten.

„Aus Ihren Worten, vielmehr aus dem, was Sie nicht aussprechen, erkenne ich den ganzen Ernst meines Zustandes. Können Sie sich noch daran erinnern, daß ich Sie darum gebeten habe, mit mir immer offen zu sprechen? Vor mir braucht man nichts zu verbergen. Ich werde nicht in Ohnmacht fallen und gedenke mich auch nicht umzubringen. Ich möchte aber im voraus wissen, was mich erwartet", erklärte Pawel.

Die Ärztin versuchte jedoch, ihn mit scherzhaften Worten abzulenken. So erfuhr Pawel an diesem Abend nicht die Wahrheit über das, was ihn erwartete. Als sie sich verabschiedeten, sagte sie leise:

„Vergessen Sie nie, daß ich viel für sie übrig habe, Genosse Kortschagin. In Ihrem Leben kann noch so manches passieren. Wenn Sie meine Hilfe oder meinen Rat brauchen, so benachrichtigen Sie mich. Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht."

Sie schaute ihm durchs Fenster nach und sah, wie sich die hohe, auf einen Stock gestützte Gestalt in der Lederjacke mühsam zu einer Droschke schleppte.

Und wieder war er in Jewpatoria. Südliche Hitze. Lärmende, sonnverbrannte Menschen mit goldgestickten runden Tatarenmützen auf den Köpfen. In zehn Minuten brachte das Auto die Fahrgäste zu einem zweistöckigen grauen Kalksteingebäude, dem Sanatorium „Mainak".

Der diensthabende Arzt wies die Angekommenen in ihre Zimmer.

„Von wem haben Sie Ihre Einweisung, Genosse?" fragte er Kortschagin und machte vor dem Zimmer Nr. 11 halt.

„Vom ZK der KP (B) der Ukraine."

„Dann werden wir Sie hier beim Genossen Ebner unterbringen. Er ist ein Deutscher und hat um einen russischen Nachbarn gebeten", erklärte ihm der Arzt. Er klopfte an die Tür, und aus dem Zimmer rief eine Stimme in schlechtem Russisch: „Herein!"

Kortschagin stellte seinen Koffer im Zimmer ab und wandte sich einem hellblonden Mann mit schönen, lebhaften blauen Augen zu, der auf dem Bett lag. Der Deutsche begrüßte ihn mit gutmütigem Lächeln:

„Guten Morgen, Genosse. Ich wollte eigentlich ‚Sdrastwuj' sagen", verbesserte er sich und streckte Pawel seine durchsichtige Hand mit den langen schmalen Fingern entgegen.

In wenigen Minuten saß Pawel an seinem Bett, und bald darauf waren sie in ein lebhaftes Gespräch vertieft, das in jener „internationalen" Sprache geführt wurde, in der die Worte nur eine untergeordnete Rolle spielen und der unverstandene Satz durch Erraten, durch Gesten und Mimik – überhaupt durch alle Mittel des ungeschriebenen Esperanto ergänzt wird. Pawel wußte bald, daß Adam Ebner ein deutscher Arbeiter war.

Während des Hamburger Aufstandes von 1923 hatte eine Kugel Ebner an der Hüfte verletzt. Jetzt war die alte Wunde wieder aufgebrochen und fesselte ihn ans Bett. Trotz großer Schmerzen hielt er sich tapfer und gewann dadurch Pawels Achtung.

Einen besseren Nachbarn hätte sich Pawel kaum wünschen können. Das war keiner, der vom Morgen bis zum Abend über seine Krankheiten redete und jammerte. Man konnte im Gegenteil, war man mit ihm zusammen, sein eigenes Mißgeschick vergessen.

Es ist nur schade, daß ich keine blasse Ahnung von der deutschen Sprache habe, dachte Pawel.

In einer Gartenecke standen einige Schaukelstühle, ein Tisch aus Bambusrohr und zwei Krankenwagen. Hier verbrachten die fünf, die von den Kranken den Spitznamen „Exekutivkomitee der Komintern" erhalten hatten, nach der Heilbehandlung den ganzen Tag.

Auf dem einen Wagen lag Ebner und auf dem anderen Pawel Kortschagin. Die Ärzte hatten ihm das Gehen verboten. Die drei übrigen waren: der schwerfällige Este Weimann, ein Mitarbeiter des Handelskommissariats der Krimrepublik, die Lettin Martha Laurin, eine braunäugige junge Frau mit dem Gesicht eines achtzehnjährigen Mädchens, und der Sibirier Ledenew, ein großer kräftiger Mann mit ergrauten Schläfen. Tatsächlich waren hier fünf Nationalitäten vertreten: ein Deutscher, ein Este, eine Lettin, ein Russe und ein Ukrainer. Martha und Weimann beherrschten die deutsche Sprache und übersetzten für Ebner. Pawel und Ebner hatte das Zusammenleben einander nähergebracht. Martha und Weimann hatten sich mit Ebner durch die deutschen Sprachkenntnisse und Ledenew mit Kortschagin durch das Schachspiel angefreundet.

Bis zur Ankunft von Innokenti Pawlowitsch Ledenew war Kortschagin „Schachmeister" des Sanatoriums gewesen. Er hatte sich diesen Titel nach einem hartnäckigen Kampf mit Weimann erobert. Weimann wurde besiegt, und das brachte den phlegmatischen Esten aus dem Gleichgewicht. Lange konnte er Kortschagin diese Niederlage nicht verzeihen. Bald jedoch tauchte im Sanatorium ein hochgewachsener älterer Mann auf, der für seine fünfzig Jahre ungewöhnlich jung aussah; er machte Kortschagin den Vorschlag, mit ihm eine Partie zu spielen. Ohne Gefahr zu wittern, eröffnete Kortschagin die Partie mit einem Damengambit, woraufhin Ledenew mit den mittleren Bauern losrückte. Als „Schachmeister" war Pawel verpflichtet, mit jedem neu eingetroffenen Schachspieler zu spielen. Jedesmal versammelte sich dabei eine große Schar von Zuschauern. Schon beim neunten Zug erkannte Kortschagin die Gefahr der sicher vorrückenden Bauern Ledenews und begriff, daß er es mit einem gefährlichen Gegner zu tun hatte. Ganz zu Unrecht war er an dieses Spiel so leichtsinnig herangegangen.

Nach dreistündigem Kampf war Pawel gezwungen, sich trotz aller Bemühungen und Anstrengungen zu ergeben. Er erkannte seine Niederlage weit früher als alle anderen, die ihn umstanden. Er schaute seinen Partner an, und Ledenew erwiderte diesen Blick mit einem gutmütigen väterlichen Lächeln. Es war klar, daß er ebenfalls Pawels Niederlage kommen sah. Der aufgeregte Estländer, der unverhohlen Kortschagins Niederlage herbeisehnte, hatte noch nichts bemerkt.

„Ich pflege immer bis zum letzten Bauern auszuharren", sagte Pawel, und als Antwort nickte Ledenew zustimmend auf die ihm allein verständlichen Worte.

Im Laufe von fünf Tagen spielte Kortschagin zehn Partien mit Ledenew, von denen er sieben verlor, zwei gewann und eine unentschieden gestaltete.

Weimann triumphierte:

„Ach, ich danke Ihnen, Genosse Ledenew! Sie haben es ihm ordentlich gegeben! Das hat er verdient! Uns alte Schachspieler hat er alle reingelegt und ist selbst bei einem alten reingefallen. Hahaha! ... 's ist nicht angenehm zu verlieren, was?" neckte er seinen besiegten Sieger.

Kortschagin war nicht mehr „Schachmeister". An Stelle dieser Spielerehre fand er jedoch in Innokenti Pawlowitsch einen Menschen, der ihm in der Folge lieb und teuer wurde. Kortschagins Schachniederlage war kein Zufall. Er kannte die Strategie des Schachspiels nur oberflächlich. Seine

Niederlage hatte ihm ein Meister beigebracht, der in die Geheimnisse des Schachspiels eingeweiht war.

Kortschagin und Ledenew hatten ein gemeinsames Datum in ihrem Leben: Kortschagin war in demselben Jahr zur Welt gekommen, in dem Ledenew in die Partei eintrat. Der eine war der typische Vertreter der alten und der andere der der jungen bolschewistischen Garde. Der eine verfügte über große politische Erfahrung und Lebensweisheit, hatte viele Jahre in der Illegalität und in den zaristischen Gefängnissen verbracht und dann verantwortliche Arbeit im Staatsapparat geleistet; der andere hatte jugendliches Feuer und nur acht Kampfjahre hinter sich, die jedoch imstande gewesen wären, mehr als ein Leben zu verbrennen. Und alle beide – der Alte wie der Junge – hatten heiße Herzen und eine untergrabene Gesundheit.

Die Tage eilten dahin.

Am Abend verwandelte sich das gemeinsame Zimmer Ebners und Kortschagins in einen Klub. Hier erfuhr man sämtliche politische Neuigkeiten. Die Abende im Zimmer Nr. 11 verliefen äußerst lebhaft. Oft versuchte Weimann irgendwelche saftigen Witze zu erzählen, denn er war ein großer Liebhaber von Witzen, geriet jedoch sofort in ein doppeltes Kreuzfeuer von Martha und Kortschagin. Martha verstand es, ihn mit feinem, ironischem Spott zurechtzuweisen. Wenn dies jedoch nicht half, mischte sich Kortschagin ein.

„Weimann, wäre es nicht angebracht, erst einmal anzufragen, ob uns deine ‚Geistreichelei' überhaupt gefällt...?" begann Martha, und Pawel unterstützte sie in erregtem Ton: „Ich verstehe absolut nicht, wie sich das bei dir zusammenreimt..."

Weimann schob die wulstige Unterlippe vor, und seine schmalen Äuglein huschten spöttisch über die Gesichter der Anwesenden.

„Es wird wohl bei der Hauptverwaltung für politische Aufklärung eine Inspektion für Moral eingeführt werden müssen. Ich werde ihr Kortschagin als Oberinspektor empfehlen. Martha kann ich noch verstehen. Sie macht eben in ihrer Eigenschaft als Frau Opposition, aber Kortschagin will sich als Tugendengel aufspielen, so eine Art Komsomolsäugling... Und außerdem kann ich es überhaupt nicht leiden, wenn das Ei die Henne belehren will."

Nach einer solchen erregten Auseinandersetzung über kommunistische Ethik wurde die Frage der anzüglichen Witze eines Tages prinzipiell erörtert. Martha übersetzte Ebner die Standpunkte der Streitenden.

„Erotische Witze taugen nicht viel", erklärte Adam. „Ich teile Pawels Standpunkt."

Weimann blieb nichts anderes übrig als nachzugeben. Er versuchte sich scherzend aus der Affäre zu ziehen und gab in Zukunft keine Witze mehr zum besten.

Kortschagin hielt Martha für eine Komsomolzin. Ihrem Aussehen nach schätzte er sie auf neunzehn Jahre. Wie groß war jedoch sein Erstaunen, als er eines Tages aus einem Gespräch mit ihr erfuhr, daß sie seit 1917 Parteimitglied, einunddreißig Jahre alt war und zu den aktivsten Funktionären der lettischen Kommunistischen Partei gehört hatte. 1918 war sie von den Weißen zum Tode durch Erschießen verurteilt, aber kurz darauf auf dem Weg des Austausches, gemeinsam mit anderen Genossen, nach der Sowjetunion gebracht worden. Zur Zeit arbeitete sie in der „Prawda" und studierte gleichzeitig auf einer Hochschule. Auf welche Weise sie sich miteinander befreundet hatten, konnte sich Kortschagin nicht mehr entsinnen. Aber die kleine Lettin, die Ebner häufig besuchte, wurde bald ein festes Glied der Fünfergruppe. Der Genosse Eglitt, der viele Jahre illegal in der Partei gearbeitet hatte, ebenfalls Lette, neckte sie verschmitzt: „Marthchen, was soll nun aus dem armen Osol in Moskau werden? Das geht doch nicht!"

Jeden Morgen, eine Minute vor dem Glockenzeichen, hörte man im Sanatorium einen Hahn krähen. Ebner war es, der den Hahnenschrei so naturgetreu nachzuahmen verstand. Alle Bemühungen des Personals, den auf unerklärliche Weise in das Sanatorium hineingeratenen Hahn ausfindig zu machen, waren vergebens. Ebner machte das großen Spaß.

Gegen Ende des Monats begann sich Kortschagins Befinden zu verschlechtern. Die Ärzte verordneten ihm Bettruhe. Ebner war sehr traurig darüber, denn er hatte diesen jungen Bolschewiken, dessen Gesundheit so früh zerrüttet und der doch niemals mißgestimmt war, sondern stets vor Lebensfreude und Energie übersprudelte, aufrichtig liebgewonnen. Als er von Martha hörte, daß die Ärzte Kortschagin eine tragische Zukunft prophezeiten, war er sehr aufgeregt.

Bis zur Abfahrt aus dem Sanatorium mußte Kortschagin das Bett hüten, aber es gelang ihm, seine Leiden vor seiner Umgebung zu verbergen. Nur Martha erriet an der ungewöhnlichen Blässe seines Gesichts, was er durchlitt. Eine Woche vor seiner Abreise erhielt Pawel einen Brief vom ukrainischen Zentralkomitee, in dem ihm die Genossen mitteilten, daß sie seinen

Urlaub um zwei Monate verlängert hätten, da nach dem Befund der Sanatoriumsärzte an eine Rückkehr zur Arbeit bei seinem augenblicklichen Gesundheitszustand nicht zu denken sei. Gleichzeitig mit dem Brief schickten ihm die Genossen Geld.

Pawel nahm diesen ersten Schlag entgegen, wie er einstmals Shuchrais Schläge beim Boxunterricht entgegenzunehmen pflegte; damals wurde er auch zu Boden geworfen, war aber immer wieder auf die Beine gesprungen.

Unerwartet erhielt er eines Tages einen Brief von seiner Mutter. Sie schrieb ihm, daß in einer Hafenstadt, unweit von Jewpatoria, ihre Jugendfreundin Albina Kützam lebe, die sie schon fünfzehn Jahre nicht gesehen hatte. Sie bitte ihn sehr darum, diese Freundin aufzusuchen. Dieser Brief sollte eine große Rolle in Pawels Leben spielen.

Eine Woche später begleiteten ihn die Freunde aus dem Sanatorium zur Landungsstelle. Beim Abschied umarmte Ebner seinen Leidensgefährten Pawel herzlich und küßte ihn wie einen Bruder. Martha war jedoch verschwunden, und Pawel reiste ab, ohne sich von ihr verabschiedet zu haben.

Am nächsten Tag brachte ihn eine Droschke von der Anlegestelle zu einem Häuschen, das in einem nicht sehr großen Garten stand. Pawel bat seinen Begleiter, sich zu erkundigen, ob hier die Familie Kützam wohne.

Die Familie Kützam bestand aus fünf Personen: der Mutter Albina Kützam, einer älteren, ein wenig korpulenten Frau mit schwermütigen schwarzen Augen und einem Gesicht, das Spuren ehemaliger Schönheit aufwies, ihren zwei Töchtern, Lolja und Taja, dem Söhnchen Loljas und dem alten Kützam, einem unangenehmen Dickwanst, der wie ein Eber aussah.

Der Alte arbeitete in einem Konsumladen, die jüngere Tochter, Taja, war als ungelernte Arbeiterin tätig, die ältere, Lolja, eine Stenotypistin, hatte sich kürzlich von ihrem Mann, einem Säufer und Tunichtgut, getrennt und war im Augenblick arbeitslos. Sie war tagsüber zu Hause, sorgte für ihr Söhnchen und half der Mutter in der Wirtschaft. Außer den Töchtern hatte Mutter Kützam noch einen Sohn, George, der sich jedoch in Leningrad aufhielt.

Kortschagin wurde von der Familie Kützam herzlich aufgenommen. Nur der Alte warf dem Gast einen mißgünstigen, lauernden Blick zu.

Geduldig erzählte Pawel der Mutter alles, was er aus der Familienchronik der Kortschagins wußte, und erkundigte sich auch nach ihrem Leben.

Lolja war zweiundzwanzig Jahre alt. Die kurzhaarige schlichte Brünette mit dem breiten, offenen Gesicht freundete sich rasch mit Pawel an und

weihte ihn gern in alle Familiengeheimnisse ein. Kortschagin erfuhr, daß der Alte die ganze Familie tyrannisiere, jede Initiative und die geringste Willensäußerung unterdrücke. Beschränkt, engherzig, kleinlich und nörglerisch, hielt er die Familie in ständigem Schrecken und zog sich damit die tiefe Feindschaft der Kinder und den Haß seiner Frau zu, die bereits fünfundzwanzig Jahre lang gegen seinen Despotismus ankämpfte. Die Töchter standen stets auf seiten der Mutter, aber diese unaufhörlichen Familienstreitigkeiten vergällten ihnen das Leben. So vergingen die Tage – eine Kette von unendlich vielen kleinen und großen Kränkungen.

Das zweite Unglück der Familie war George. Nach Loljas Schilderungen war er ein typischer Geck, ein hochnäsiger Aufschneider, der es liebte, gut zu essen, sich schick zu kleiden und oft einen hinter die Binde zu gießen. Nach Beendigung der Neunjahresschule hatte George, der Liebling der Mutter, Geld für eine Reise nach Moskau verlangt.

„Ich fahre auf die Universität. Mag Lolja ihren Ring verkaufen und du deine Sachen. Ich brauche Geld, woher ihr es nehmt, ist mir egal.“

George wußte sehr gut, daß ihm die Mutter nichts abschlagen konnte, und nutzte ihre Schwäche auf gewissenlose Weise aus. Den Schwestern gegenüber verhielt er sich geringschätzig und hochmütig, betrachtete sie von oben herab. Alles Geld, das Frau Kützam vom Alten herausholen konnte, und alles, was Taja verdiente, schickte die Mutter dem Sohn. Und George lebte, nachdem er mit Glanz durchs Examen gefallen war, sorglos bei seinem Onkel und terrorisierte die Mutter mit Telegrammen, in denen er Geld verlangte.

Taja, die jüngere Tochter, bekam Kortschagin erst am späten Abend zu sehen. Flüsternd teilte ihr die Mutter im Hausflur die Ankunft des Gastes mit. Taja begrüßte Pawel, reichte ihm verlegen die Hand und errötete bis in die Spitzen ihrer kleinen Ohren vor dem unbekannten jungen Mann. Pawel gab ihre kräftige, abgearbeitete Hand nicht gleich frei.

Taja war achtzehn Jahre alt. Sie war keine Schönheit, aber ihre großen braunen Augen, die feinen mongolisch geschlitzten Brauen, die schöne Linie der Nase und die frischen, eigensinnigen Lippen verliehen ihr einen eigenen Reiz. Die gestreifte Arbeitsbluse spannte sich über ihren jungen festen Brüsten.

Die Schwestern bewohnten zwei winzige Zimmer. In Tajas Zimmer standen eine schmale eiserne Bettstelle und eine Kommode, die allerhand Nippsachen und ein kleiner Spiegel zierten. An der Wand hingen etwa drei

Dutzend Karten und Photographien. Das Fensterbrett schmückten zwei Blumentöpfe mit blutroten Geranien und rosa Astern. Die Mullgardine war durch ein hellblaues Band zusammengerafft.

„Taja gestattet ungern Vertretern des männlichen Geschlechts, ihr Zimmer zu betreten. Mit Ihnen macht sie jedoch eine Ausnahme, wie sie sehen", verulkte Lolja die Schwester.

Am nächsten Tag saß die Familie in den Räumen der Eltern zum Tee beisammen. Taja war in ihrem Zimmer und lauschte von dort aus dem allgemeinen Gespräch. Der alte Kützam rührte angelegentlich in seinem Teeglas und blickte ärgerlich über die Brillengläser hinweg auf den vor ihm sitzenden Gast.

„Ich verurteile die heutigen Familiengesetze", sagte er. „Fällt's dir gerade ein, heiratest du, und paßt dir was nicht, ist gleich die Scheidung da. Man macht eben, was man will."

Der Alte verschluckte sich und mußte husten. Wieder zu Atem gekommen, zeigte er auf Lolja.

„Hat ihren Schatz genommen, ohne zu fragen, und hat ihn stehenlassen, ohne zu fragen. Und nun kannst du die Tochter und noch das Kind von dem da durchfüttern. Sauerei!"

Lolja errötete tiefgekränkt und suchte ihre Tränen vor Pawel zu verbergen.

„Und was meinen Sie? Hätte sie vielleicht mit diesem Parasiten weiter zusammenleben sollen?" fragte Pawel, ohne seine vor Aufregung blitzenden Augen von dem Alten abzuwenden.

„Sie hätte sich's überlegen müssen, bevor sie ihn genommen hat."

Albina mischte sich ins Gespräch. Mit Mühe hielt sie ihre Empörung zurück und sagte schroff:

„Hör mal, Alter, wozu erwähnst du in Anwesenheit eines fremden Menschen solche Dinge? Man kann ja auch von irgend etwas anderem sprechen und nicht gerade darüber."

Der Alte wandte sich ihr zu: „Ich weiß, was ich zu reden habe! Seit wann ist es üblich, mir Vorhaltungen zu machen?"

In der Nacht dachte Pawel viel über die Familie Kützam nach. Er war hier zufällig hereingeschneit und nahm unwillkürlich an einem Familiendrama teil. Er überlegte, wie er der Mutter und den Töchtern aus dieser Versklavung heraushelfen könnte. Jedoch sein eigenes Leben hinderte ihn, frei zu handeln; vor ihm selbst standen neue und ungelöste Fragen. In

diesem Augenblick war es schwerer denn je, irgendwelche entscheidende Schritte zu unternehmen.

Es gab nur einen Ausweg: Die Familie mußte sich trennen – Mutter und Töchter mußten endgültig vom Alten weggehen. Das war jedoch nicht so einfach. Pawel war nicht imstande, sich diesem Familienproblem zu widmen. Nach wenigen Tagen sollte er abfahren und würde diesen Menschen vielleicht nie wieder begegnen. Sollte man nicht vielleicht besser alles seinen Gang gehen lassen und lieber keinen Staub in diesem niedrigen und engen Häuschen aufwirbeln? Die widerwärtige Art des Alten ließ ihm jedoch keine Ruhe. Pawel entwarf verschiedene Pläne, doch erschienen sie ihm alle undurchführbar.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als Pawel aus der Stadt zurückkehrte, war Taja allein zu Hause. Die anderen waren zum Besuch bei Verwandten.

Pawel ging zu ihr ins Zimmer und ließ sich müde auf einen Stuhl fallen.

„Warum gehen Sie nirgends hin und zerstreuen sich ein wenig?" fragte er sie.

„Ich habe keine Lust, irgendwohin zu gehen", antwortete sie leise.

Er erinnerte sich an seine nächtlichen Pläne und beschloß, Taja um ihre Meinung zu fragen.

Schnell, damit ihn niemand störe, ging er auf sein Ziel los:

„Hör mal, Taja, wir wollen miteinander per ‚du' reden – wozu diese chinesischen Zeremonien? Ich reise bald ab. Wir haben uns in einer ungünstigen Zeit kennengelernt, in einer Zeit, in der ich selbst in die Klemme geraten bin, sonst würden wir die Sache anders anpacken. Wäre das vor einem Jahr geschehen, so hätte ich euch einfach von hier weggeholt. Für solche Hände wie deine und Loljas findet sich immer und überall Arbeit. Von eurem Vater müßt ihr euch trennen, der läßt sich nicht überzeugen. Aber vorerst ist dieser Plan undurchführbar. Ich weiß selbst noch nicht, was aus mir werden wird, und darum stehe ich, sozusagen, ohne Waffen da. Was muß man also jetzt tun? Ich werde meine Rückkehr zur Arbeit durchsetzen. Die Ärzte haben, weiß der Teufel was, über mich geschrieben, und die Genossen zwingen mich dazu, mich endlos zu kurieren. Nun, das werden wir dort schon in Ordnung bringen ... Ich werde meiner Mutter schreiben, und wir werden sehen, wie man dem Jammer ein Ende macht. Ich lasse euch trotz allem nicht im Stich. Aber eins mußt du wissen, Tajuscha, ihr werdet euer Leben von Grund auf ändern müssen, vor allem du. Hast du den Willen und die Kraft dazu?"

Taja hob den Kopf und erwiderte leise:

„Den Willen habe ich schon, ob ich jedoch die Kraft aufbringen werde – weiß ich nicht."

Die Unbestimmtheit der Antwort war Kortschagin begreiflich.

„Macht nichts, Tajuscha. Wir werden das schon schaffen, wenn nur der Wille vorhanden ist. Sag mir nur: Fühlst du dich sehr mit deiner Familie verbunden?"

Taja antwortete nicht sogleich, denn die Frage war zu unerwartet gekommen.

„Mir tut nur die Mutter sehr leid", sagte sie schließlich. „Ihr ganzes Leben lang hat der Vater sie gequält. Und jetzt holt George noch das Letzte aus ihr heraus. Sie tut mir so leid... obwohl sie mich nicht so lieb hat wie George..."

Viel sprachen sie an diesem Tag miteinander, und kurz vor der Rückkehr der anderen sagte Pawel scherzend: „Erstaunlich, daß der Alte noch keinen Versuch gemacht hat, dich unter die Haube zu bringen!"

Taja winkte erschrocken ab.

„Ich werde nie heiraten. Habe genug an Loljas Ehe. Um keinen Preis werde ich heiraten."

Pawel lächelte.

„Also ein Gelübde fürs Leben? Wenn aber der Richtige auftaucht, ein wirklich feiner Kerl, was dann?"

„Auch dann nicht. Alle sind gut, solange sie einem den Hof machen."

Pawel legte seine Hand besänftigend auf ihre Schulter.

„Gut. Man kann auch ohne Mann auskommen. Du bist aber gar zu schlecht auf die Männer zu sprechen. Ein Glück nur, daß ich dir nicht den Hof gemacht, um dich geworben habe, sonst hätte ich mich wohl gleich böse in die Nesseln gesetzt", und freundschaftlich streichelte er die Hand des verlegenen Mädchens.

„Solche wie du suchen sich ganz andere Frauen aus. Wozu brauchen die denn uns?" sagte sie leise.

Einige Tage später brachte der Zug Kortschagin nach Charkow. Taja, Lolja und Albina mit ihrer Schwester Rosa begleiteten ihn zum Bahnhof. Beim Abschied nahm ihm Albina das Versprechen ab, die Mädchen nicht im Stich zu lassen und ihnen behilflich zu sein, aus diesem Elend herauszukommen. Sie verabschiedeten sich von ihm wie von einem nahen Verwandten, und Tajas Augen standen voll Tränen. Lange noch sah er aus dem Fenster das weiße Taschentuch in Loljas Hand und Tajas gestreifte Bluse.

In Charkow übernachtete er bei seinem Freund Petja Nowikow, da er Dora nicht zur Last fallen wollte. Er ruhte sich aus und fuhr dann ins Zentralkomitee. Er wartete auf Akim.

Als der endlich gekommen war und beide allein saßen, bat Pawel, ihm sofort eine Arbeit zu geben.

Akim schüttelte ablehnend den Kopf.

„Das geht nicht, Pawel. Es liegt ein Beschluß der Ärztekommission und des Zentralkomitees der Partei vor, in dem es heißt: ‚In Anbetracht des schwer erschütterten Gesundheitszustandes ist Genosse Kortschagin in das Neuropathologische Institut zwecks Heilung zu schicken. Seine Rückkehr zur Arbeit kann nicht gestattet werden.'"

„Papier ist geduldig, Akim! Ich bitte dich – gib mir die Möglichkeit zu arbeiten! Dieses Herumwandern von einer Klinik zur anderen ist sinnlos."

Akim wollte nicht darauf eingehen.

„Wir können nicht gegen die Beschlüsse verstoßen. Versteh doch, Pawluscha, das ist doch das beste für dich."

Kortschagin bestand jedoch derart hartnäckig auf seinem Wunsch, daß Akim nicht anders konnte und schließlich nachgab.

Und schon am nächsten Tag arbeitete Kortschagin in der Spezialabteilung des Sekretariats des Zentralkomitees. Er hatte gemeint, er brauchte nur wieder anfangen zu arbeiten, und neue Kräfte würden sich einstellen. Vom ersten Tag an war es ihm jedoch klar, daß er sich geirrt hatte. Acht Stunden lang saß er ununterbrochen an seinem Schreibtisch, ohne zu essen, da es ihm schwerfiel, von der zweiten Etage in das benachbarte Restaurant zu gehen, um dort Frühstück und Mittagessen einzunehmen; oft war ihm ein Arm oder ein Bein wie abgestorben. Manchmal wurde sein ganzer Körper steif, und er fieberte. Häufig, wenn es an der Zeit war, zur Arbeit zu fahren, fehlte ihm plötzlich die Kraft, sich vom Bett zu erheben, und wenn der Anfall vorbei war, sah er mit Verzweiflung, daß er sich um eine ganze Stunde verspätet hatte. Schließlich machte man ihm wegen seiner Unpünktlichkeit Vorhaltungen, und er begriff, daß das der Anfang von dem Schrecklichsten war, das er sich vorstellen konnte – dem Ausscheiden aus den Reihen der Kämpfer.

Akim half ihm noch einmal und auch ein zweites Mal – er versetzte ihn auf eine andere Arbeitsstelle. Das Unvermeidliche trat jedoch ein. Nach

zwei Monaten mußte Pawel wieder das Bett hüten. Da erinnerte er sich an die Abschiedsworte der Ärztin Bashanowa und schrieb ihr einen Brief. Sie suchte ihn unmittelbar danach auf. Und von ihr erfuhr er das Wesentlichste – nämlich, daß er nicht unbedingt im Spital liegen müsse.

„Das heißt also, daß bei mir die Dinge so gut stehen, daß ich mich nicht einmal mehr zu kurieren brauche", versuchte er zu scherzen, was ihm jedoch mißlang.

Sobald er wieder ein wenig zu Kräften gekommen war, erschien Pawel abermals im Zentralkomitee. Diesmal war Akim jedoch unerbittlich. Auf seine kategorische Forderung, ins Krankenhaus zur Behandlung zu gehen, antwortete Kortschagin dumpf:

„Nirgends gehe ich hin. Das hat keinen Zweck. Ich habe das von kompetenter Seite erfahren. Mir bleibt nur noch übrig, eine Invalidenrente zu beziehen und von der Arbeit zurückzutreten. Aber darauf gehe ich nicht ein. Ihr könnt mich nicht von der Arbeit losreißen. Ich bin erst vierundzwanzig Jahre alt und kann mein Leben nicht als Invalide fristen, mich in Krankenhäusern herumtreiben, wo ich zudem genau weiß, daß es nutzlos ist. Gebt mir eine Arbeit, die meinen Möglichkeiten entspricht. Ich kann zu Hause arbeiten oder in irgendeinem Büro wohnen... jedoch nicht als Schreiber, der die Ein- und Ausgänge bucht. Die Arbeit muß mir zusagen, damit ich mich nicht überflüssig fühle."

Pawels Stimme war immer erregter und lauter geworden.

Akim verstand die Gefühle dieses vor kurzem noch so feurigen Burschen. Er begriff Pawels Tragödie, er wußte, daß für Kortschagin, der sein kurzes Leben der Partei gewidmet hatte, die Trennung von Kampf und Arbeit und der Übergang in die Etappe fürchterlich sein mußten, und er beschloß, alles zu tun, was in seinen Kräften stand.

„Gut, Pawel, reg dich nicht auf. Morgen haben wir Sekretariatssitzung. Ich werde diese Frage auf die Tagesordnung setzen und verspreche dir, deine Bitte zu unterstützen."

Kortschagin stand schwerfällig auf und gab ihm die Hand.

„Kannst du dir denn wirklich vorstellen, Akim, daß mich das Leben in die Ecke drängen und erdrücken kann, solange hier noch ein Herz schlägt?" Heftig zog er Akims Hand an seine Brust, und Akim spürte ein dumpfes, schnelles Herzklopfen. „Solange es da noch klopft, wird es niemandem gelingen, mich von der Partei zu trennen. Das vermag nur der Tod allein. Vergiß das nicht, mein Freund."

Akim schwieg. Er wußte, daß dies keine Phrase, sondern der Aufschrei eines schwerverwundeten Kämpfers war. Er verstand, daß solche Menschen wie Pawel nicht anders reden und empfinden können.

Nach zwei Tagen teilte ihm Akim mit, daß er die Möglichkeit habe, ihn an verantwortlicher Stelle in der Redaktion des Zentralorgans einzusetzen. Dazu sei jedoch notwendig, daß man seine literarischen Fähigkeiten prüfe.

Pawel wurde vom Redaktionskollegium zuvorkommend empfangen. Die stellvertretende Chefredakteurin, eine alte Illegale, Mitglied des Präsidiums der Zentralen Kontrollkommission der Ukraine, richtete einige Fragen an ihn:

„Welche Bildungsanstalten haben Sie absolviert, Genosse?"

„Drei Jahre Volksschule."

„Und Parteischulen haben Sie keine besucht?"

„Nein."

„Nun, das macht nichts, es kommt vor, daß einer auch ohne das ein guter Journalist wird. Genosse Akim hat uns von Ihnen erzählt. Wir können Ihnen Arbeit geben, die Sie nicht unbedingt hier in der Redaktion machen müssen, sondern zu Hause, überhaupt unter geeigneten Arbeitsbedingungen, die aber erst geschaffen werden müssen. Für diese Arbeit sind jedoch eingehende Kenntnisse erforderlich, besonders auf dem Gebiet der Literatur und der Sprache."

Pawel ahnte eine Niederlage. In einem halbstündigen Gespräch wurden seine lückenhaften Kenntnisse festgestellt, und in einem Artikel, den er geschrieben hatte, unterstrich die Genossin mit Rotstift mehr als drei Dutzend stilistische Unrichtigkeiten und nicht wenig orthographische Fehler.

„Genosse Kortschagin! Sie sind sehr begabt. Wenn Sie sich tüchtig weiterbilden, können Sie literarischer Mitarbeiter werden, augenblicklich schreiben Sie jedoch noch mangelhaft. Aus Ihrem Artikel ist ersichtlich, daß Sie die russische Sprache nur ungenügend beherrschen. Das ist nicht erstaunlich. Sie haben keine Zeit gehabt zu lernen. Wir können Sie leider nicht verwenden. Ich wiederhole jedoch nochmals, daß Sie bedeutende Anlagen haben. Wenn man Ihren Artikel bearbeitet, ohne den Inhalt zu ändern, wird er vorzüglich sein. Wir brauchen jedoch Leute, die fremde Artikel bearbeiten können."

Auf den Stock gestützt, erhob sich Kortschagin. Seine rechte Braue zuckte krampfhaft.

„Nun ja, Sie haben recht. Was bin ich schon für ein Literat? Ich war ein guter Heizer, kein schlechter Monteur, ich konnte reiten, verstand es, die Komsomolzen anzufeuern, aber für Ihren Frontabschnitt bin ich nicht der geeignete Mann."

Er verabschiedete sich und ging.

An der Korridorecke wäre er fast umgefallen. Eine fremde Frau, mit einer Aktenmappe unterm Arm, fing ihn auf.

„Was haben Sie, Genosse? Sie sehen ja furchtbar blaß aus."

Nach einigen Sekunden kam Kortschagin wieder zu sich. Dann machte er sich sanft von der Frau los und humpelte, auf den Stock gestützt, davon.

Von diesem Tag an ging es mit Kortschagin bergab. An Arbeit war nicht mehr zu denken. Immer häufiger mußte er das Bett hüten. Das Zentralkomitee befreite ihn von jeder Tätigkeit und ersuchte die Sozialversicherung, ihm eine Rente auszuschreiben. Diese Rente erhielt er zusammen mit der Invalidenkarte. Das Zentralkomitee gab ihm Geld, seine Personaldokumente und die Erlaubnis, zu fahren, wohin er wolle. Von Martha kam ein Brief. Sie lud ihn ein, sie zu besuchen und etwas auszuruhen. Pawel hatte ohnehin die Absicht gehabt, nach Moskau zu fahren, in der leisen Hoffnung, sein Glück im ZK der KPdSU (B) zu finden, das heißt, Arbeit zu bekommen, die keine Bewegung erforderte. Jedoch auch in Moskau machte man ihm den Vorschlag, sich kurieren zu lassen. Man wollte ihn in einem guten Krankenhaus unterbringen. Er lehnte ab.

Unbemerkt verstrich die Zeit, die er bei Martha und ihrer Freundin Nadja Peterson verbrachte. Tagsüber blieb er allein, denn Martha und Nadja gingen am Morgen weg und kamen erst am Abend wieder. Pawel verschlang viele Bücher, die er bei Martha fand. Häufig bekamen sie auch Besuch.

Aus der Hafenstadt trafen Briefe ein. Die Familie Kützam bat Pawel, sie zu besuchen. Das Leben dort wurde immer unerträglicher. Sie erwarteten seine Hilfe.

Und eines Morgens war Kortschagin nicht mehr in der stillen Wohnung der Gusjatnikow-Gasse zu finden. Der Zug brachte ihn nach dem Süden, ans Meer, heraus aus dem feuchtkalten, regnerischen Herbst, zu den warmen Ufern der südlichen Krim. Pawel beobachtete, wie die Telegraphenstangen an seinem Fenster vorüberglitten. Er saß da, mit gerunzelten Brauen, und grimmige Entschlossenheit sprach aus seinen dunklen Augen.

ACHTES KAPITEL

Unten, an den chaotisch aufgetürmten Steinblöcken, rauscht das Meer. Der trockene, aus der fernen Türkei kommende Seewind umweht das Gesicht. Wie ein geknickter Bogen drängt sich, durch eine Mole aus Eisenbeton vom offenen Meer getrennt, der Hafen ins Ufer hinein. Hier am Meer bricht der Gebirgskamm jäh ab. Und hoch oben auf den Berghängen haben sich die winzigen weißen Häuser der Vorstadt eingenistet.

In dem alten Park außerhalb der Stadt ist es still. Gras überwuchert die vernachlässigten Wege, und abgestorbene, vom Herbst gelbgefärbte Ahornblätter fallen langsam zu Boden.

Kortschagin war von einem Droschkenkutscher, einem alten Perser, hierhergebracht worden, der, nachdem er seinen seltsamen Gast abgesetzt hatte, sich nicht enthalten konnte zu sagen:

„Was willst du denn hier? Dämchen gibt es keine, ein Theater auch nicht. Nur Schakale treiben sich hier herum... Was du hier machen willst, verstehe ich nicht! Laß uns wieder zurückfahren, Herr Genosse!"

Kortschagin zahlte, und der Alte fuhr davon.

Öde und verlassen lag der Park da. Auf einem Felsvorsprung über dem Meere fand Pawel eine Bank. Er setzte sich und wandte sein Gesicht den schon kraftlosen Strahlen der Herbstsonne zu.

Pawel hatte diese Einöde hier aufgesucht, um über sein Leben und darüber, was weiter werden sollte, nachzudenken. Es war Zeit, die Bilanz zu ziehen und einen Entschluß zu fassen.

Seitdem er das letztemal hier gewesen war, hatten sich die Gegensätze in der Familie Kützam äußerst zugespitzt. Als der Alte von Kortschagins Ankunft erfuhr, bekam er einen Wutanfall und schlug einen Heidenlärm.

Ganz von selbst fiel die Führung des Widerstandes Kortschagin zu. Die energische Abwehr seiner Frau und der Töchter war dem Alten völlig unerwartet gekommen. Vom ersten Tag an teilte sich das Haus in zwei feindliche Lager. Die Tür zu den Räumen, in denen die Alten hausten, wurde vernagelt, und eine der kleinen Kammern war Kortschagin zur Verfügung gestellt worden. Die Miete für dieses Zimmer hatte der Alte im voraus erhalten, und er schien sich bald damit zu beruhigen, daß die Töchter, die sich von ihm abgewandt hatten, auch keine finanzielle Unterstützung mehr verlangen würden.

Albina blieb aus „diplomatischen" Erwägungen beim Alten wohnen. Zu dem Jungen schaute der Alte nicht einmal hinein, weil er dem verhaßten Kerl nicht begegnen wollte. Im Hof dagegen fauchte er wie eine Lokomotive, um zu zeigen, daß er Herr im Hause sei.

Vor seiner Anstellung im Konsumladen hatte der Alte zwei Berufe gehabt – er war Schuster und Zimmermann gewesen. In seiner Freizeit konnte er sich daher jetzt etwas hinzuverdienen und hatte sich hierfür in seinem Schuppen eine Werkstatt eingerichtet. Bald stellte er, um den Mieter zu ärgern, seine Werkstatt direkt vor dessen Fenster auf. Während er einen Nagel nach dem anderen verbissen einschlug, war er höchst befriedigt. Er wußte nur zu gut, daß dies Kortschagin beim Lesen störte.

„Warte nur, Bürschlein, ich werde dich schon von hier wegekeln...", brummelte er vor sich hin.

Weit weg, am Horizont, sah man die rauchige Spur eines Dampfschiffes wie eine dunkle Wolke am Himmel entlanggleiten. Ein Möwenschwarm schrie durchdringend auf und strich über das Meer.

Kortschagin stützte den Kopf in beide Hände und verfiel in düsteres Grübeln. Vor seinen Augen zog sein ganzes Leben vorüber, von seiner Kindheit bis in die letzten Tage hinein. Hatte er seine vierundzwanzig Jahre gut oder schlecht ausgenutzt? Wie ein unvoreingenommener Richter sichtete er in seinem Gedächtnis Jahr um Jahr, überprüfte sein ganzes Leben und stellte mit großer Genugtuung fest, daß er es gar nicht so schlecht genutzt hatte. Nicht wenige Fehler hatte er allerdings begangen, manchmal aus Dummheit oder Unreife, meist aber aus Unkenntnis. Die Hauptsache jedoch war, daß er die Tage des Kampfes nicht verschlafen, daß er im eisernen Ringen um ein neues Leben seinen Mann gestanden hatte und daß auf dem purpurroten Banner der Revolution auch einige Blutstropfen von ihm waren.

Solange seine Kräfte nicht versiegt waren, hatte er unerschütterlich in den Reihen der Kämpfer gestanden. Jetzt, da er verwundet war, konnte er die Front nicht mehr halten, und geblieben war ihm nur eins – dahinzuvegetieren in Hinterlandlazaretten. Er entsann sich: Als die roten Regimenter, einer Lawine gleich, gegen Warschau vorstießen, mähte eine Kugel einen Kämpfer nieder, der unter den Pferdehufen zusammenbrach. Die Kameraden legten dem Verwundeten eilig einen Verband an, übergaben ihn den Sanitätern und stürmten weiter, dem Feind nach. Um eines verlorenen Kämpfers willen hielt die Schwadron im Vorwärtsstürmen nicht inne. Im Kampf für die große Sache ist es so – und kann es auch gar nicht anders sein. Gewiß, es gab auch Ausnahmen. Er hatte auch schon MG-Schützen ohne Beine gesehen – diese Kämpfer auf den MG-Wagen jagten dem Feind Schrecken ein. Ihre Maschinengewehre säten Tod und Verderben. Ihrer eisernen Ausdauer und ihrer scharfen Augen wegen waren sie zum Stolz der Regimenter geworden. Aber solche Menschen gab es nur wenige.

Wie sollte Pawel jetzt handeln, jetzt, nach dem Zusammenbruch, wo keine Aussicht mehr bestand auf seine Rückkehr in die Kämpferreihen? Hatte er doch der Bashanowa das Geständnis abgerungen, daß ihm in der Zukunft noch Entsetzlicheres bevorstehe. Was blieb ihm zu tun übrig?

Diese ungelöste Frage tat sich vor ihm wie ein tiefer, gähnender Abgrund auf.

Wozu leben, wenn er das Wertvollste – die Fähigkeit zu kämpfen – verloren hatte? Womit sollte er sein Leben rechtfertigen – jetzt und in der noch freudloseren Zukunft? Womit das Leben ausfüllen? Einfach nur essen, trinken und atmen? Als ohnmächtiger Zeuge zusehen, wie die Genossen kämpfend vorwärts schreiten? Ihnen zur Last fallen? Oder sollte er mit seinem Körper, der ihn im Stich gelassen hatte, kurzen Prozeß machen? Eine Kugel ins Herz – und Schluß! Hast verstanden, nicht schlecht zu leben, also versteh es auch, rechtzeitig abzuschließen. Kann man denn einen Kämpfer verurteilen, der nicht langsam dahinsiechen will?

Seine Hand tastete in der Tasche nach dem Browning. Mit gewohnter Bewegung umklammerten die Finger den Griff. Langsam zog er die Waffe hervor.

Wer hätte gedacht, daß es einmal so kommen würde?

Die Mündung der Pistole schien ihn verächtlich anzublinzeln. Pawel legte sie aufs Knie und stieß einen wütenden Fluch aus.





Das ist phrasenhaftes Heldentum, weiter nichts, mein Lieber! Sich niederknallen – das kann ja jeder Dummkopf – immer und jederzeit. Das ist der feigste und leichteste Ausweg. Wird es schwer zu leben – so macht man Schluß. Aber hast du versucht, dieses Leben zu besiegen? Hast du denn alles getan, um dich aus diesem eisernen Ring herauszuwinden? Hast du denn schon vergessen, wie wir bei Nowograd-Wolhynsk siebzehnmal am Tag Attacke geritten und die Stadt trotz alledem schließlich eingenommen haben? Weg mit der Pistole, und niemandem ein Wort darüber! Du

mußt auch dann zu leben verstehen, wenn das Leben unerträglich wird. Trachte danach, dieses Leben nützlich zu gestalten.

Er erhob sich und ging zum Weg zurück. Ein vorüberfahrender Bergbewohner brachte ihn auf seinem Karren in die Stadt. Dort kaufte er an einer Straßenecke die Lokalzeitung. In ihr wurde eine Versammlung der Parteifunktionäre im Demjan-Bedny-Klub angekündigt. Erst spätnachts kehrte Pawel heim. Er ahnte nicht, daß die Rede, die er dort gehalten hatte, seine letzte Versammlungsrede gewesen sein sollte. –

Taja fand keinen Schlaf. Kortschagins lange Abwesenheit beunruhigte sie. Was war mit ihm geschehen? Wo konnte er stecken? Etwas Hartes, Kaltes hatte sie heute in seinen Augen gelesen, die sonst immer so voller Leben waren. Er sprach wenig von sich. Sie fühlte jedoch, daß er Schweres durchmachte.

Die Uhr im Zimmer der Mutter hatte gerade zwei geschlagen, als Taja die Gartenpforte knarren hörte. Sie warf sich eine Jacke über und ging die Tür öffnen. Lolja schlief fest und murmelte irgend etwas im Schlaf.

„Und ich war deinetwegen schon unruhig", flüsterte sie, über Pawels Heimkehr erfreut, als er den Hausflur betrat.

„Bis zu meinem Tod wird mir kein Unglück zustoßen, Tajuscha. Schläft Lolja? Weißt du, ich habe gar keine Lust zu schlafen. Ich möchte dir etwas über den heutigen Tag erzählen. Laß uns in dein Zimmer gehen, damit wir Lolja nicht aufwecken", sagte er, gleichfalls flüsternd.

Taja zögerte. Durfte sie sich nachts mit ihm unterhalten? Und wenn es die Mutter erfährt, was wird sie von ihr denken? Wie aber soll sie ihm das sagen, ohne ihn zu verletzen? Und was will er ihr sagen? Während sie noch darüber nachdachte, ging sie schon langsam auf ihr Zimmer zu.

„Es handelt sich um folgendes, Taja", begann Pawel mit gedämpfter Stimme, als sie im dunklen Zimmer einander gegenübersaßen, so dicht, daß sie seinen Atem spürte. „Mein Leben hat eine solche Wendung genommen, daß es sogar mir ein bißchen sonderbar vorkommt. Die letzten Tage waren nicht leicht für mich. Ich wußte nicht recht, wie ich weiterleben sollte. Noch niemals ist es so dunkel um mich gewesen wie in diesen Tagen. Heute habe ich jedoch mit mir selbst eine ‚Politbüro-Sitzung' abgehalten und einen sehr wichtigen Beschluß gefaßt. Wundere dich nicht, daß ich dich einweihe."

Er erzählte ihr, was er in den letzten Monaten durchgemacht, und vieles von dem, worüber er draußen im Park nachgedacht hatte.

„So steht es also mit mir. Jetzt komme ich aber zum Eigentlichen. Die großen Auseinandersetzungen mit deiner Familie haben erst begonnen. Man muß von hier weg an die frische Luft, möglichst weit weg von diesem Nest. Man muß das Leben von neuem anfangen. Da ich mich nun einmal in diesen Kleinkrieg eingemischt habe, so wollen wir ihn auch zu Ende führen. Du und ich, wir beide haben jetzt ein freudloses Leben. Ich habe mich jedoch entschlossen, es wieder auflodern zu lassen. Verstehst du, was ich meine? Willst du meine Freundin, meine Frau werden?"

Taja hatte ihn bisher mit tiefer Erregung angehört. Bei seinen letzten Worten fuhr sie jedoch vor Überraschung jäh zusammen.

„Heute verlange ich keine Antwort von dir, Taja. Überlege dir das alles noch sehr genau. Dir ist wahrscheinlich unverständlich, wie man so mit der Tür ins Haus fallen kann. Alle diese Mätzchen sind überflüssig. Ich gebe dir meine Hand, Mädel, hier hast du sie. Wenn du diesmal vertraust, dann täuschst du dich nicht. Ich habe viel von dem, was du brauchst, und umgekehrt. Ich habe meinen Entschluß bereits gefaßt: Unser Bündnis bleibt so lange bestehen, bis du ein fertiger Mensch geworden bist, einer von den Unsrigen. Wenn mir das nicht gelingen sollte, bin ich keinen Heller wert. Bis dahin dürfen wir unser Bündnis nicht lösen. Sobald du dich völlig entwickelt hast, bist du von jeglicher Verpflichtung mir gegenüber frei. Wer weiß, was kommt. Es kann ja möglich sein, daß ich körperlich endgültig zusammenbreche. Vergiß nicht, daß du dann nicht mehr an mich gebunden bist."

Nachdem er einige Sekunden geschwiegen hatte, fuhr er warm und innig fort:

„Jetzt biete ich dir Freundschaft und Liebe an."

Er hielt ihre Hand fest in der seinen und war so ruhig, als hätte er bereits ihr Einverständnis.

„Und wirst du mich auch nicht verlassen?"

„Mit Worten läßt sich nichts beweisen, Taja. Dir bleibt nur übrig zu glauben, daß Menschen meines Schlages ihre Freunde nicht verraten ... wenn nur sie mich nicht verraten", schloß er bitter.

„Ich kann dir heute noch nicht antworten, all das kommt so unerwartet", erwiderte sie.

Kortschagin erhob sich.

„Leg dich schlafen, Taja, der Morgen naht schon."

Er ging langsam in sein Zimmer hinüber. Ohne sich auszukleiden, warf er sich auf das Bett und schlummerte sofort ein, kaum daß sein Kopf das Kissen berührt hatte.

In Kortschagins Zimmer lagen auf dem Tisch vor dem Fenster ganze Stapel aus der Parteibibliothek ausgeliehener Bücher, ein Stoß Zeitungen und mehrere vollgeschriebene Notizbücher. Im Zimmer standen ein Bett, zwei Stühle, und an der Tür, die zu Tajas Zimmer führte, hing eine riesige Karte von China, die mit schwarzen und roten Fähnchen besteckt war. Mit den Genossen aus dem Parteikomitee hatte Kortschagin vereinbart, daß

man ihm Parteiliteratur schicken würde, außerdem hatten sie ihm versprochen, daß sich der Leiter der Hafenbibliothek, der größten Bibliothek der Stadt, seiner besonders annehmen würde. Bald erhielt er von dort große Bücherpakete. Lolja sah erstaunt, wie er vom frühen Morgen bis zum Abend, mit kurzen Unterbrechungen nur während des Frühstücks und Mittagessens, las und sich Notizen machte. Den Abend verbrachten sie stets zu dritt in ihrem Zimmer. Kortschagin unterhielt sich dann mit den Schwestern über das Gelesene.

Spät nach Mitternacht sah der Alte, wenn er auf den Hof hinausging, zwischen den Fensterläden des unwillkommenen Mieters stets noch einen Lichtstreifen. Leise, auf den Fußspitzen, schlich er sich dann ans Fenster heran und erspähte durch den Spalt einen über Bücher gebeugten Kopf.

Andere Leute schlafen, und der brennt die ganze Nacht Licht. Geht im Haus herum, als sei er der Herr. Die Mädel sind so gehässig geworden, grübelte der Alte böse und verschwand.

Zum erstenmal seit acht Jahren hatte Kortschagin so viel freie Zeit und gar keine Pflichten. Und er las mit dem Heißhunger eines Neubekehrten. Achtzehn Stunden des Tages saß er über die Bücher gebeugt. Wer weiß, wie sich das auf seine Gesundheit ausgewirkt hätte, wenn Taja nicht eines Tages wie beiläufig gesagt hätte:

„Ich habe meine Kommode an einen anderen Platz geschoben. Die Tür zu deinem Zimmer kann jetzt geöffnet werden. Wenn du mir etwas zu sagen hast, brauchst du nicht erst durch Loljas Zimmer zu gehen."

Pawel strahlte vor Glück. Taja lächelte ihm freudig zu – der Bund war geschlossen.

Nun sah der Alte in den späten Nachtstunden keinen Lichtschimmer im Eckzimmer seines Mieters mehr, aber der Mutter entging die nur schlecht verhehlte Freude in Tajas Augen nicht. Ein leichter Schatten zeichnete sich unter den von innerem Feuer strahlenden Augen, der von schlaflosen Nächten erzählte. Der Klang der Gitarre und Tajas Lieder waren immer häufiger in der kleinen Wohnung zu hören.

Taja war durch ihre Liebe zur Frau erwacht und litt nun darunter, diese Liebe wie etwas Verbotenes verbergen zu müssen. Jedes Geräusch ließ sie zusammenschrecken, immer vermeinte sie die Schritte der Mutter zu hören. Qualvoll war ihr der Gedanke, was sie der Mutter antworten würde, wenn diese einmal fragen sollte, weshalb sie nachts ihre Zimmertür zu-

riegle. Pawel merkte, was in ihr vorging, und sprach ihr zärtlich und beruhigend zu:

„Warum fürchtest du dich? Wenn man richtig nachdenkt, sind wir doch eigentlich die Herren hier. Schlafe ruhig. Fremde haben sich in unser Leben nicht einzumischen."

Sie schmiegte die Wange an Pawels Brust und schlief beruhigt in den Armen des Geliebten ein. Lange lauschte er ihren Atemzügen und lag regungslos da, um ihren ruhigen Schlummer nicht zu stören. Tiefe Zärtlichkeit zu diesem Mädchen, das ihm ihr Leben anvertraut hatte, erfüllte ihn.

Als erste erfuhr die Schwester den Grund für den immerwährenden Glanz in Tajas Augen, und ein Schatten der Entfremdung legte sich zwischen die beiden Schwestern. Auch die Mutter hörte davon, oder eigentlich hatte sie es erraten. Ihr Mißtrauen war erwacht. Das hatte sie von Kortschagin nicht erwartet.

„Tajuscha paßt nicht zu ihm", sagte sie eines Tages zu Lolja. „Was soll daraus werden?"

Unruhige Gedanken quälten sie, doch konnte sie sich nicht entschließen, mit Pawel zu sprechen.

Bei Kortschagin kam viel junges Volk zusammen, so daß es häufig in dem kleinen Zimmer zu eng wurde.

Die Stimmen drangen wie das Gesumm eines Bienenschwarms ans Ohr des Alten. Zuweilen sang man da im Chor:

> Unwirsch ist's auf unserem Meer,
> Stürme brausen Tag und Nacht...

und Pawels Lieblingslied:

> Des Volkes Blut verströmt in Bächen...

Es war ein Zirkel von Arbeiterfunktionären, der sich hier versammelte, mit dessen Leitung Kortschagin beauftragt worden war, nachdem er in einem Brief an das Stadt-Parteikomitee darum gebeten hatte, ihm eine Propagandaarbeit anzuvertrauen.

So verliefen Pawels Tage.

Wieder hielt Kortschagin das Steuer in beiden Händen und gab seinem Leben, das einige scharfe Wendungen vollführt hatte, eine neue Richtung. Er träumte davon, durch sein Studium und die erworbenen Kenntnisse

der Literatur wieder einen Platz in den Reihen der Kämpfer einnehmen zu können.

Aber das Leben stellte ihm immer neue Hindernisse in den Weg, und während er ihnen begegnete, dachte er beunruhigt darüber nach, inwieweit sie ihn hindern würden, sein Ziel zu erreichen.

Ganz unerwartet kam aus Moskau der mißratene Student George mit seiner Frau an. Er quartierte sich bei seinem Schwiegervater ein, der das Amt eines Notars ausübte, und kam häufig zur Mutter um Geld.

Die Ankunft Georges trug erheblich zur Verschlechterung der Familienbeziehungen bei. Ohne zu zögern, hatte George sofort seines Vaters Partei ergriffen und hetzte, von der sowjetfeindlich gesinnten Familie seiner Frau unterstützt, aus dem Hinterhalt, um Kortschagin – koste es, was es wolle – aus dem Haus hinauszuekeln und Taja von ihm zu trennen.

Zwei Wochen nach Georges Ankunft erhielt Lolja in einem der umliegenden Bezirke Arbeit. Sie verließ mit ihrem Sohn und der Mutter die Stadt. Kortschagin und Taja siedelten in ein abgelegenes Küstenstädtchen über.

Artjom erhielt nur selten von seinem Bruder einen Brief, aber an den Tagen, an denen er auf seinem Tisch im Stadtsowjet das graue Kuvert mit der bekannten eckigen Handschrift vorfand, verlor er beim Überfliegen der Seiten die ihm eigene Gelassenheit. Und auch diesmal dachte er, während er den Brief öffnete, mit verhaltner Zärtlichkeit:

Ach, Pawluscha, Pawluscha! Wenn wir doch näher beieinander leben könnten; wie gut würden mir deine Ratschläge tun, Bruderherz. Er las:

Artjom, ich möchte Dir erzählen, was ich durchgemacht habe. Solche Briefe wie Dir schreibe ich sonst niemandem. Du kennst mich ja und verstehst meine Worte. Das Leben setzt mir im Kampf um meine Gesundheit recht hart zu.

Mich treffen immer neue Schläge. Kaum habe ich mich von dem einen erholt, da kommt schon ein neuer, noch unbarmherziger als der erste. Das schrecklichste jedoch ist, daß ich machtlos bin, etwas dagegen zu tun. Mein linker Arm versagte den Dienst. Das war ein harter Schlag, bald ließen mich aber auch meine Beine im Stich, und ich, der ich mich bisher schon schwer genug innerhalb meiner vier Wände bewegen konnte, schleppe mich jetzt mit Müh und Not vom Bett zum Tisch. Das

ist jedoch voraussichtlich noch nicht alles. Was mir das Morgen bringt – weiß ich nicht.

Ich gehe nicht mehr aus dem Haus, sehe nur noch aus dem Fenster ein Stückchen Meer. Kann es denn eine schlimmere Tragödie geben als die eines Menschen, dessen Körper ihm verräterisch den Dienst versagt, eines Menschen mit dem Herzen eines Bolschewiken, der sich danach sehnt zu arbeiten, mit Euch in der an allen Fronten angreifenden Armee zu sein, dort, wo die eiserne Sturmlawine heranrollt? Ich glaube daran, daß ich noch in die Kampfreihen zurückkehren werde, daß in den zum Angriff vorstürmenden Kolonnen auch mein Bajonett nicht fehlen wird. Zweifeln darf ich nicht, habe kein Recht dazu. Zehn Jahre lang haben mich Partei und Jugendverband in der Kunst des Widerstandes erzogen, und auch für mich gelten die Worte: „Es gibt keine Festungen, die die Bolschewiki nicht nehmen könnten."

Mein Leben besteht jetzt darin, daß ich studiere. Bücher, Bücher und nochmals Bücher. Ich habe viel geschafft, Artjom. Ich habe die Hauptwerke der gesamten klassischen schönen Literatur durchgenommen, habe meine Arbeiten für den ersten Fernkursus der Kommunistischen Universität abgeliefert. Am Abend leite ich einen Zirkel für junge Parteigenossen. Meine Verbindung zur praktischen Arbeit der Organisation geht über diese Genossen. Und dann habe ich Tajuscha, ihr geistiges Wachstum, ihre Entwicklung und dann ihre Liebe, die rührende Zärtlichkeit meiner kleinen Frau. Wir leben sehr gut zusammen. Unsere Wirtschaft ist einfach und unkompliziert – mit den zweiunddreißig Rubel meiner Rente und Tajas Verdienst. Zur Partei geht Taja meinen Weg: Sie hat als Hausangestellte gearbeitet und ist jetzt Geschirrwäscherin in einer Speisehalle (in diesem Städtchen gibt es keine Industrie).

Vor kurzem zeigte mir Taja triumphierend ihre erste Delegiertenkarte von der Frauenabteilung. Das ist für sie kein einfaches Stück Papier. Ich verfolge ihre Entwicklung zum neuen Menschen und helfe ihr dabei, soviel ich kann. Die Zeit wird kommen, da ein Großbetrieb, ein Arbeiterkollektiv ihre Ausbildung vollenden werden. Solange wir hier sind, geht sie jedoch den hier einzig möglichen Weg.

Zweimal hat uns Tajas Mutter besucht. Die Mutter zieht, ohne daß sie es selbst weiß, Taja zurück in ein Leben, das aus lauter Kleinigkeiten besteht und das sich nur auf das Persönliche, auf engstirnige Interessen

beschränkt. Ich habe mich noch bemüht, Albina zu überzeugen, daß ihre eigenen schweren Erlebnisse keinen Schatten auf den Weg ihrer Tochter werfen dürfen. Aber all dies war vergebens. Ich fühle, daß sich die Mutter eines Tages der Tochter auf ihrem Weg zum neuen Leben in die Quere stellen wird, und dann wird ein Kampf unvermeidlich sein.

Ich drücke dir fest die Hand.

Dein Pawel

Sanatorium Nr. 5 in Staraja Mazesta. Das zweistöckige Steingebäude steht auf einer in einen Felsen gehauenen Terrasse. Überall ringsum Wald, zickzackartig schlängelt sich der Weg dahin. Die Zimmerfenster sind weit offen, ein leichter Wind bringt den Geruch der Schwefelquellen herauf. Kortschagin ist allein in seinem Zimmer. Morgen werden neue Genossen kommen, dann wird er einen Mitbewohner haben. Er hört hinter dem Fenster Schritte und eine ihm bekannte Stimme. Es unterhalten sich dort einige Leute. Aber wo hat er nur diesen tiefen Baß schon einmal gehört? – Er dachte angestrengt nach und holte dann plötzlich aus der Tiefe seines Gedächtnisses einen längst vergrabenen, jedoch nicht vergessenen Namen hervor: Innokenti Pawlowitsch Ledenew – ja, das ist er und kein anderer. Und fest überzeugt von der Richtigkeit seiner Vermutung, rief Pawel ihn beim Namen. Eine Minute später saß Ledenew bei ihm und schüttelte ihm freudig die Hand.

„Bist also noch am Leben, alter Junge? Nun, was kannst du mir Erfreuliches mitteilen? Du hast also, scheint's, beschlossen, diesmal ernstlich krank zu spielen? Das kann ich nicht billigen, keinesfalls! Du solltest dir an mir ein Beispiel nehmen. Mich wollten die Ärzte auch schon zum alten Eisen werfen, und ich halte mich, ihnen zum Trotz, immer noch auf den Beinen." Ledenew lachte gutmütig.

Kortschagin fühlte, wie der Freund durch dieses Lachen sein Mitgefühl und seine tiefe Besorgnis verbergen wollte.

Zwei Stunden verbrachten sie in angeregter Unterhaltung. Ledenew erzählte die letzten Moskauer Neuigkeiten. Von ihm erfuhr Kortschagin zum erstenmal von den wichtigen Beschlüssen, die gerade von der Partei gefaßt worden waren – über die Kollektivierung der Landwirtschaft und die Umgestaltung des Dorfes. Gierig sog Pawel seine Worte auf.

„Und ich dachte, daß du irgendwo in der Ukraine in deiner Heimat steckst und den Laden schmeißt. Und da plötzlich – so was Dummes! Nun,

das hat nichts zu bedeuten, bei mir stand's noch schlimmer, ich war schon ganz ans Bett gefesselt, und, siehst du, ich kann mich wieder bewegen. Es ist jetzt nicht die Zeit für ein geruhsames Leben. Das geht ganz und gar nicht! Ich denke manchmal so bei mir, daß es wohl an der Zeit ist, ein wenig auszuruhen, Atem zu schöpfen. Man ist doch nicht mehr so jung, da kommt's einem schon zuweilen sauer an, so seine zehn bis zwölf Stunden bei der Arbeit zu sitzen. Nun, wenn du dir das so durch den Kopf gehen läßt und dabei beginnst, deine gesamte Tätigkeit zu überprüfen, um wenigstens einen Teil davon ‚abzuschieben', da ist's immer wieder dieselbe Geschichte. Du fängst an, deine verschiedenen Arbeiten abzuschieben, und versinkst derartig darin, daß du vor zwölf Uhr nachts nicht nach Hause kommst. Je stärker eine Maschine arbeitet, desto schneller drehen sich die Räder, und bei uns kommt alles mit jedem weiteren Tag immer mehr und mehr in Schwung, und so geschieht's also, daß wir Alten jetzt leben müssen wie zu der Zeit, da wir noch jung waren."

Ledenew fuhr sich mit der Hand über die hohe Stirn und sagte mit väterlichem Interesse:

„Na, und jetzt erzähl mal, was es bei dir gibt."

Gespannt lauschte er Pawels Erzählung über seine Erlebnisse, und Pawel fing des öfteren einen verständnisvollen warmen Blick auf.

Im Schatten der weitverzweigten Bäume, in einer Ecke der Terrasse, saß eine Gruppe von Kurgästen. Die buschigen Augenbrauen fest zusammengezogen, las ein Mann an einem kleinen Tisch die „Prawda". Sein schwarzes Russenhemd, die abgetragene Schirmmütze, das braungebrannte, hagere, seit langem nicht rasierte Gesicht mit den tiefliegenden hellblauen Augen – das alles ließ in ihm den alten Kumpel Tschernokossow erkennen. Zwölf Jahre waren vergangen, seit dieser Mann, dem man die Leitung eines ganzen Gebiets anvertraute, seinen Hammer beiseite gelegt hatte, und doch schien es, als sei er eben erst aus der Grube gekommen. Das lag an seiner Art, sich zu benehmen, zu sprechen, ja, sogar an seiner Ausdrucksweise.

Tschernokossow war Leitungsmitglied des Gebiets-Parteikomitees und Mitglied der Regierung. Eine qualvolle Krankheit, der Brand im Bein, untergrub seine Kräfte. Tschernokossow haßte sein krankes Bein, das ihn gezwungen hatte, jetzt schon beinah ein halbes Jahr das Bett zu hüten.

Ihm gegenüber saß, nachdenklich rauchend, Alexandra Alexejewna Shigirewa. Sie war siebenunddreißig Jahre alt und schon seit neunzehn

Jahren Parteimitglied. Die „Metallarbeiterin Schurotschka", wie sie einst die Petersburger Illegalen genannt hatten, war schon als ganz junges Mädchen in sibirischer Verbannung gewesen.

Der dritte am Tisch war Pankow. Seinen schönen Kopf mit dem antiken Profil etwas geneigt, las er in einer deutschen Zeitschrift und rückte von Zeit zu Zeit seine große Hornbrille zurecht. Es mutete sonderbar an, wie dieser dreißigjährige Athlet mühsam sein Bein nachschleppte, das ihm nicht mehr gehorchen wollte. Michail Wassiljewitsch Pankow, Redakteur, Schriftsteller und Mitarbeiter des Volksbildungskommissariats, hatte ganz Europa bereist, beherrschte mehrere Fremdsprachen, besaß ausgedehnte Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, und sogar der sonst sehr zurückhaltende Tschernokossow begegnete ihm mit großer Achtung.

„Das ist also der Genosse, mit dem du in einem Zimmer lebst?" fragte Shigirewa leise Tschernokossow und deutete mit dem Kopf auf den Krankenwagen, in dem Kortschagin saß.

Tschernokossow legte die Zeitung beiseite, sein Gesicht hellte sich plötzlich auf.

„Ja, das ist Kortschagin. Ich muß dich mit ihm bekannt machen, Schura. Seine Krankheit hat ihm allerlei Hindernisse in den Weg gelegt, sonst würde er noch an so manchen Engpässen seinen Mann stehen können. Er ist einer von den Jungkommunisten der ersten Generation. Kurz, wenn wir den Burschen ein wenig unterstützen – und ich habe die feste Absicht, das zu tun –, so wird er noch arbeiten können."

Pankow lauschte seinen Worten.

„Was hat er denn?" fragte ebenso leise Schura Shigirewa.

„Die Folgen des Jahres zwanzig. Bei ihm ist was mit dem Rückgrat nicht in Ordnung. Ich habe hier mit dem Arzt gesprochen, der befürchtet, daß diese Quetschung zu einer völligen Lähmung führen wird. So eine verfluchte Geschichte!"

„Ich werde ihn sofort herbringen", sagte Schura.

Das war der Anfang ihrer Bekanntschaft. Pawel ahnte damals noch nicht, daß ihm Shigirewa und Tschernokossow bald nahe und teure Freunde und in den bevorstehenden schweren Krankheitsjahren seine treuesten Stützen werden sollten.

Das Leben ging seinen alten Lauf. Taja arbeitete, Kortschagin lernte. Kaum hatte er die Zirkelarbeit aufgenommen, als sich plötzlich ein neues

Unglück heranschlich. Die Paralyse lähmte ihm die Beine. Jetzt gehorchte ihm nur noch der rechte Arm. Er biß sich die Lippen blutig, als er nach vergeblichen Bemühungen begriff, daß er sich nicht mehr werde bewegen können. Tapfer verbarg Taja vor ihm die Verzweiflung und den Kummer über ihre Ohnmacht, ihm nicht helfen zu können. Schuldbewußt lächelnd sagte er zu ihr:

„Tajuscha, wir müssen uns trennen. Das war in unserer Vereinbarung nicht vorgesehen. Ich werde die Sache noch heute genau überdenken."

Sie ließ ihn nicht ausreden. Es war schwer, die Tränen zurückzuhalten. Krampfhaft schluchzend drückte sie Pawels Kopf an ihre Brust.

Artjom erfuhr von dem neuen Unglück, das den Bruder betroffen hatte. Er schrieb der Mutter, und Maria Jakowlewna ließ alles im Stich und fuhr zu ihrem Sohn. Sie lebten jetzt zu dritt. Die alte Frau befreundete sich rasch mit Taja. Pawel setzte sein Studium fort.

Eines Abends, an einem unfreundlichen Wintertag, brachte Taja den Beleg ihres ersten Sieges – den Ausweis eines Mitglieds des Stadtsowjets. Von da an sah sie Pawel immer seltener. Von der Sanatoriumsküche, in der sie als Geschirrwäscherin beschäftigt war, ging Taja in die Frauenabteilung, in den Sowjet und kam erst spätabends müde, jedoch voller Eindrücke nach Hause. Es näherte sich der Tag ihrer Aufnahme als Kandidat in die Partei. In großer Erregung bereitete sie sich darauf vor, als sie ein neuer Schlag traf. Pawels Krankheit tat ihr Werk. Unerträglich, wie Feuer brennend, begann ein Entzündungsprozeß im rechten Auge, der dann auch auf das linke übergriff. Ein dunkler Schleier bedeckte alles um ihn herum – und zum erstenmal im Leben erfaßte Pawel, was es heißt, blind zu sein.

Lautlos hatte sich das in seiner Unüberwindlichkeit doppelt schreckliche Hindernis eingestellt und versperrte ihm den Weg. Die Mutter und Taja waren in grenzenloser Verzweiflung, er aber faßte ruhig den Entschluß:

Man muß abwarten. Wenn es wirklich keine Möglichkeit zum Vorwärtskommen gibt, wenn all das, was ich getan habe, um zur Arbeit zurückkehren zu können, durch die Blindheit zunichte gemacht wird und ich mich niemals wieder einreihen kann – dann muß Schluß gemacht werden.

Kortschagin schrieb an seine Freunde. Sie antworteten ihm und ermahnten ihn, stark zu sein und den Kampf fortzusetzen.

In diesen für ihn so schweren Tagen teilte ihm Taja eines Tages freudig erregt mit:

„Pawluscha, ich bin Kandidat der Partei.“

Pawel lauschte ihrem Bericht, wie die Zelle die neue Genossin in ihre Reihen aufgenommen hatte, und erinnerte sich seiner eigenen ersten Schritte in der Partei.

„Und so, Genossin Kortschagina, sind wir zwei jetzt eine kommunistische Fraktion“, sagte er und drückte ihr die Hand.

Am nächsten Tag übermittelte er dem Parteisekretär des Bezirks brieflich die Bitte, ihn zu besuchen. Am Abend hielt vor Kortschagins Haus ein dreckbespritztes Auto, und Wolmer, ein bejahrter Lette mit einem üppigen Backenbart, schüttelte Pawel die Hand.

„Na, wie geht's? Was treibst du denn da für Unfug? Los, steh auf, wir wollen dich sofort zur Landarbeit schicken“, sagte er lachend.

Der Bezirkssekretär verbrachte zwei Stunden bei Kortschagin und vergaß sogar die für den Abend angesetzte Sitzung. Im Zimmer auf und ab gehend, hörte sich der Lette Pawels erregte Worte an und sagte schließlich:

„Red doch nicht immer vom Zirkel. Du mußt dich ordentlich ausruhen, und dann muß man sehen, wie es um deine Augen steht. Vielleicht ist noch nicht alles verloren. Wäre es nicht gut, dich nach Moskau zu schicken? Denk mal darüber nach ...“

Kortschagin unterbrach ihn:

„Ich brauche Menschen, Genosse Wolmer, lebendige Menschen! Ich halte es in der Einsamkeit nicht aus. Mehr als je brauche ich jetzt Menschen um mich. Schicke mir die Jungen, möglichst noch ganz unreife Burschen. Ich weiß, die schwenken bei dir in den Dörfern gar zu leicht nach links ab, zur Kommune – in der Kollektivwirtschaft fühlen sie sich beengt. Denn die Jungkommunisten, die schlagen leicht über die Stränge, wenn man nicht aufpaßt. Ich kenne das!“

„Woher hast du denn das erfahren?“ fragte Wolmer erstaunt. „Erst heute haben wir derartige Nachrichten aus dem Bezirk bekommen.“

Pawel lächelte.

„Du wirst dich vielleicht an meine Frau erinnern? Man hat sie gestern als Kandidatin in die Partei aufgenommen. Sie hat mir das alles erzählt.“

„Die Geschirrwäscherin Kortschagina? Das ist deine Frau? Und ich habe es gar nicht gewußt!“ Er dachte kurz nach und schlug sich plötzlich mit der Hand an die Stirn. „Jetzt weiß ich, wen wir dir schicken – Lew Bersenew. Einen besseren Genossen kannst du gar nicht bekommen. Ihr werdet gut zueinander passen. Seid beide so etwas wie zwei Hochfrequenz-Transformatoren. Ich war nämlich früher mal Elektromonteur, daher dieser Vergleich. Und dann wird Lew für dich auch einen Radioapparat zusammenbasteln, er ist auf diesem Gebiet ein Meister. Ich hocke selber häufig bis zwei Uhr nachts bei ihm mit den Hörern an den Ohren. Meine Frau hat sogar schon Verdacht geschöpft: ‚Wo treibst du dich denn neuerdings nachts herum, alter Kunde?‘ “

Kortschagin erkundigte sich lächelnd: „Wer ist denn dieser Bersenew?“

Von dem Hinundherlaufen ermüdet, ließ sich Wolmer auf einen Stuhl fallen und erzählte:

„Bersenew ist unser Notar. Er ist aber grad so ein Notar, wie ich eine Ballettänzerin bin. Vor noch nicht sehr langer Zeit war Lew ein maßgebender Parteiarbeiter. Seit 1912 steht er in der revolutionären Bewegung, und seit der Oktoberrevolution ist er Parteimitglied. In den Bürgerkriegsjahren hatte er einen großen Posten im Armeestab inne, in der 2. Reiterarmee war er Mitglied des Revolutionstribunals, zermalmte die weiße Brut im Kaukasus. Auch bei Zarizyn war er und an der Südfront. Im Fernen Osten stand er an der Spitze des Obersten Militärgerichts der Republik. Hat so manches durchgemacht. Schließlich packte ihn die Tuberkulose. Er ist vom Fernen Osten hergekommen. Hier im Kaukasus war er Vorsitzender des Gouvernementsgerichts und stellvertretender Vorsitzender des Landesgerichts. Wegen seiner Lunge ging es mit ihm immer mehr bergab. Jetzt, wo er schon auf dem letzten Loch pfeift, haben ihn die Ärzte hergeschickt. Siehst du, deshalb haben wir auch so einen ungewöhnlichen Notar. Er hat hier eine ruhige Arbeit, da geht's mit ihm einigermaßen. Dann hat man ihm allmählich die Leitung einer Zelle übertragen, dann wurde er ins Bezirkskomitee gewählt, einen Kursus für politischen Unterricht hat man ihm noch aufgehalst, dazu die Kontrollkommission; er ist ein unersetzliches Mitglied aller verantwortlichen Kommissionen für die kompliziertesten und kniffligsten Angelegenheiten. Außerdem ist er Jäger und schließlich, wie gesagt, leidenschaftlicher Radiobastler. Und obgleich ihm eine Lunge fehlt, kann man sich kaum vorstellen, daß er krank ist. Er strotzt vor Energie. Sterben wird er sicherlich auch irgendwo unterwegs vom Bezirkskomitee zum Gericht.“

Pawel unterbrach ihn schroff:

„Warum bürdet ihr ihm derart viel auf? Er arbeitet doch bei euch hier mehr als früher.“

Wolmer kniff die Augen zusammen und schaute Kortschagin von der Seite an:

„Und wenn wir dir jetzt einen Zirkel oder sonstwas geben, dann wird Lew sagen: ‚Warum halst ihr ihm so viel auf?' Er steht auf dem Standpunkt: Besser ein Jahr in heißer Arbeit, als fünf Jahre krank dahinzuvegetieren. Die Menschen werden wir erst schonen können, wenn wir den Sozialismus aufgebaut haben."

„Das stimmt. Auch ich bin dafür, ein Jahr voller Arbeit gegen fünf Jahre Dahinvegetieren einzutauschen. Trotzdem sind wir manchmal zu verschwenderisch mit unseren Kräften. Und darin liegt, wie ich jetzt begriffen habe, weniger Heroismus als Spontaneität und Verantwortungslosigkeit. Erst jetzt habe ich angefangen zu begreifen, daß ich keinerlei Recht hatte, so brutal mit meiner Gesundheit umzugehen. Es hat sich herausgestellt, daß das gar kein Heroismus war. Vielleicht hätte ich ohne dieses Spartanertum noch einige Jahre durchgehalten. Kurz, die Kinderkrankheit, der Radikalismus – das ist eine der Hauptgefahren in meiner Lage."

So redet er jetzt, aber stell ihn auf die Beine, und er wird alles auf der Welt vergessen, dachte Wolmer, aber er schwieg.

Am Abend des nächsten Tages kam Lew zu Pawel. Sie trennten sich erst um Mitternacht. Lew verließ seinen neuen Freund mit einem Gefühl, als sei er einem Bruder begegnet, den er vor vielen Jahren verloren hatte.

Am nächsten Morgen kletterten Leute auf dem Dach herum und montierten eine Antenne, während Lew drinnen in der Wohnung hantierte und dabei interessante Begebenheiten aus seinem Leben erzählte. Pawel konnte ihn nicht sehen, aus Tajas Schilderung wußte er jedoch, daß Lew blond war, helle Augen hatte, daß er schlank war und sich rasch bewegte, das heißt, daß er genauso aussah, wie ihn sich Pawel vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an vorgestellt hatte.

In der Dämmerung leuchteten im Zimmer drei Radioröhren auf. Lew überreichte Pawel feierlich die Kopfhörer. Im Äther herrschte ein Chaos von Tönen. Die Morseapparate aus dem Hafen zwitscherten wie die Vögelchen, irgendwo – offenbar nicht weit von der Küste entfernt – peilte sie der Funker eines Dampfers an. Und in diesem Gewirr von Geräuschen und Tönen fand das Variometer eine ruhige und sichere Stimme und holte sie näher heran.

„Achtung! Achtung! Hier spricht Moskau..."

Der kleine Apparat fing mit seiner Antenne sechzig Sender der Welt auf. Das Leben, das Pawel abseits geschleudert hatte, drang durch die stählerne Membran zu ihm ins Krankenzimmer, und er spürte seinen mächtigen Atem.

Als der ermüdete Bersenew die Freude in Pawels Gesicht sah, lächelte er befriedigt.

In dem großen Haus liegt alles in tiefem Schlaf. Unruhig murmelt Taja irgend etwas im Traum vor sich hin. Sie kommt jetzt immer erst spätabends nach Haus, erschöpft und durchfroren. Pawel sieht sie nur wenig. Je tiefer sie in die Arbeit eindringt, desto seltener hat sie freie Abende, und Pawel erinnert sich an Bersenews Worte:

Wenn ein Bolschewik eine Frau hat, die Parteigenossin ist, so sehen sich beide selten. Das hat zwei Vorteile: Sie werden einander nicht überdrüssig, und zum Zanken bleibt ihnen auch keine Zeit!

Was konnte er dagegen einwenden? Das war zu erwarten. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da Taja ihm all ihre Abende widmete. Damals gab es mehr Wärme, mehr Zärtlichkeit. Aber während sie eben damals nur seine Freundin und seine Frau gewesen war, war sie jetzt seine Schülerin und Parteigenossin.

Er begriff, daß Taja, je weiter sie in ihrer Entwicklung fortschritt, immer weniger Zeit für ihn haben würde, und er nahm das als etwas Selbstverständliches hin.

Pawel wurde die Leitung eines Zirkels übertragen.

Und wieder wurden im Hause die Abende lebhaft. Die Stunden, die Pawel mit der Jugend verbrachte, erfüllten ihn mit neuem Mut.

In der übrigen Zeit konnte ihn die Mutter kaum von den Kopfhörern wegbringen, um ihm die Mahlzeiten zu reichen.

Das Radio gab ihm das, was ihm die Blindheit genommen hatte: die Möglichkeit zu lernen. Und dieser, keine Hindernisse kennende Drang ließ ihn die qualvollen Schmerzen des immer noch fiebernden Körpers, das Brennen in den Augen und das ganze harte, ihm so ungnädige Leben vergessen.

Als Pawel im Rundfunk von den Leistungen der heldenhaften Magnitogorsker Jugend hörte, die unter dem Banner des Komsomol die Kortschaginsche Generation abgelöst hatte, war er überglücklich.

Im Geist erlebte er die bitteren Uralfröste und die Schneestürme mit, die die Menschen wie Rudel toller Wölfe überfielen. Der Wind heulte, aber

Nacht und Schneesturm trotzend, setzte ein Trupp Komsomolzen der zweiten Generation beim Schein der Bogenlampen Glasscheiben in die Dächer der Riesenbauten ein, um die ersten Gebäude dieses gigantischen Kombinats vor Schnee und Kälte zu schützen. Winzig klein schien dagegen der Streckenbau im Wald, bei dem die erste Generation der Kiewer Jungkommunisten einst gegen den Schneesturm gekämpft hatte. Das Land war gewachsen, gewachsen waren auch die Menschen.

Am Dnepr durchbrach das Wasser die stählernen Dämme und überflutete Maschinen und Menschen. Abermals waren es Jungkommunisten, die sich den Naturgewalten entgegenstemmten und nach erbittertem, zweitägigem Kampf die entfesselten Elemente wieder in ihre stählernen Schranken zurücktrieben. In diesem grandiosen Kampf marschierte die neue Generation der Komsomolzen an der Spitze. Freudig vernahm Pawel unter den Namen der Helden einen ihm vertrauten Namen: Ignat Pankratow.

NEUNTES KAPITEL

Mehrere Tage wohnten sie in Moskau im Lagerraum des Archivs einer Behörde, deren Chef ihnen behilflich war, Pawel in einer Spezialklinik unterzubringen.

Erst jetzt begriff Pawel, daß es keine große Kunst war, mit gesundem, jugendlichem Körper standhaft zu sein; doch auch nun nicht zu wanken, da einen das Leben mit eisernen Ringen umklammert hielt – das war, fühlte er, eine Sache der Ehre.

Seit den Tagen, die Pawel im Lagerraum des Archivs verbracht hatte, waren anderthalb Jahre vergangen, achtzehn Monate unbeschreiblicher Leiden.

In der Klinik erklärte Professor Awerbach ihm ganz offen, daß er das Augenlicht nicht wiedergewinnen werde. In unbestimmter Zukunft, wenn die Entzündung zurückgegangen sein werde, würden die Chirurgen eine Operation seiner Pupillen versuchen. Um die Entzündung abzudämmen, wurden chirurgische Eingriffe vorgeschlagen.

Man bat ihn um seine Zustimmung, und Pawel gestattete den Ärzten, alles zu tun, was sie für nötig hielten.

In den Stunden, die er auf den Operationstischen verbrachte, während Lanzetten seinen Hals bearbeiteten, um die Nebenschilddrüsen zu entfernen, streiften ihn dreimal die dunklen Fittiche des Todes. Aber das Leben gab Kortschagin nicht her. Nach den schrecklichen Stunden des Wartens fand Taja ihren Freund totenbleich, aber doch lebendig und, wie immer, ruhig und liebevoll wieder.

„Mach dir keine Sorgen, Mädel, ich bin nicht so leicht umzubringen, ich werde noch leben und allerlei Unfug treiben, den arithmetischen Berech-

nungen der gelehrten Äskulapjünger zum Trotz. Was meinen Gesundheitszustand betrifft, so haben sie vollkommen recht; sie irren sich jedoch sehr, wenn sie mich für hundertprozentig arbeitsunfähig halten. Das werden wir erst noch sehen."

Pawel hatte fest entschlossen den Weg gewählt, auf dem er in die Reihen der Erbauer des neuen Lebens zurückkehren wollte.

Der Winter war zu Ende, und der Frühling riß die Fenster auf. Der vom Blutverlust völlig entkräftete Kortschagin begriff, nachdem er die letzte Operation überstanden hatte, daß er im Krankenhaus nicht mehr bleiben konnte. So viele Monate inmitten von menschlichem Elend, von Stöhnen und Klagen der dem Tode Geweihten waren unvergleichlich schwerer als nur seine eigenen Qualen zu ertragen.

Auf den Vorschlag, sich einer neuen Operation zu unterziehen, erwiderte er kalt und schroff:

„Schluß, hab' genug davon. Einen Teil meines Blutes habe ich der Wissenschaft geopfert, und das, was mir verbleibt, habe ich für andere Zwecke nötig."

Noch am selben Tage schrieb er an das Zentralkomitee der Partei einen Brief, mit der Bitte, ihm behilflich zu sein, in Moskau zu bleiben, wo seine Frau Arbeit gefunden hatte, da jedes weitere Herumreisen für ihn sinnlos sei.

Zum erstenmal wandte er sich an die Partei um Hilfe. Als Antwort auf seinen Brief gab ihm der Moskauer Sowjet ein Zimmer.

Pawel verließ das Krankenhaus mit dem einzigen Wunsch, nie mehr dorthin zurückkehren zu müssen.

Das bescheidene Zimmer in einer stillen Nebengasse der Kropotkinstraße erschien ihm als höchster Luxus. Und häufig, wenn er nachts erwachte, wollte er kaum daran glauben, daß das Krankenhaus irgendwo weit hinter ihm lag.

Taja wurde Parteimitglied. Beharrlich in ihrer Arbeit, blieb sie, trotz der Tragödie ihres privaten Lebens, hinter den tüchtigsten Aktivistinnen ihres Betriebes nicht zurück. Die Belegschaft schenkte dieser wortkargen Arbeiterin volles Vertrauen und wählte sie als Mitglied des Betriebsrats. Der Stolz auf seine Freundin, die sich zu einer Bolschewikin entwickelt hatte, erfreute Pawel und gab ihm einen gewissen Trost in seiner schweren Lage. –

Die Ärztin Bashanowa, die in dienstlichen Angelegenheiten nach Moskau gekommen war, besuchte ihn. Sie unterhielten sich lange. Pawel sprach mit leidenschaftlicher Wärme von dem Weg, der ihn in nicht mehr allzu ferner Zukunft in die Reihen der Kämpfer zurückführen sollte.

Die Bashanowa bemerkte an seinen Schläfen einen Silberstreifen und sagte mit leiser Stimme:

„Ich sehe, Sie haben nicht wenig durchgemacht. Aber Ihren unauslöschlichen Enthusiasmus haben Sie trotzdem nicht eingebüßt. Was braucht man mehr? Es ist gut, daß Sie sich entschlossen haben, die Arbeit zu beginnen, zu der Sie sich fünf Jahre lang vorbereitet haben. Wie werden Sie aber arbeiten?"

Pawel lächelte beruhigend.

„Morgen bekomme ich eine Kartonvorlage. Ohne die kann ich nicht schreiben. Sonst geraten die Zeilen durcheinander. Ich habe lange nach einem Ausweg gesucht und habe ihn gefunden – aus dem Karton herausgeschnittene Streifen werden meinen Bleistift daran hindern, aus dem Rahmen einer geraden Zeile zu gleiten. Es ist schwer zu schreiben, ohne das Geschriebene zu sehen, jedoch nicht unmöglich. Davon habe ich mich schon überzeugt. Anfangs wollte es nicht gelingen, jetzt schreibe ich aber langsamer, ich führe jeden einzelnen Buchstaben sorgfältig aus, und so geht es ziemlich gut."

Pawel begann zu arbeiten.

Er plante ein Buch, das der heldenhaften Kotowski-Division gewidmet sein sollte.

Der Titel fand sich von selbst.

„Die Sturmgeborenen."

Von diesem Tag an konzentrierte sich sein ganzes Leben auf seine Arbeit an diesem Buch. Langsam, Zeile um Zeile, wuchsen die Seiten an. Ganz im Bann der von ihm geschaffenen Gestalten, vergaß er alles andere. Zum erstenmal erlebte er die Qual des Schaffens, als sich die lebendig vor ihm erstehenden, so gegenwärtigen, unvergeßlichen Bilder nicht auf das Papier bannen ließen und die Zeilen blaß, ohne Feuer und Leidenschaft blieben.

Alles, was er schrieb, mußte er Wort für Wort im Gedächtnis behalten. Verlor er den Faden, so stockte die ganze Arbeit. Die Mutter beobachtete ihn besorgt.

Oft mußte er ganze Seiten, manchmal sogar ganze Kapitel auswendig vor sich hersagen, und der Mutter schien es manchmal, als habe ihr Sohn

den Verstand verloren. Solange er schrieb, wagte sie nicht, ihn zu stören. Nur wenn sie die auf den Boden gerutschten Blätter aufhob, sagte sie schüchtern:

„Du solltest dich lieber mit etwas anderem beschäftigen, Pawluscha. Wo hat man das schon gesehen, immer nur schreiben und schreiben, ohne Ende ...“

Pawel lachte herzlich über die Besorgnis der Mutter und versicherte ihr, sie könne ganz beruhigt sein, da bei ihm „vorläufig noch keine Schraube locker“ sei.

Drei Kapitel des geplanten Buches waren fertig. Pawel sandte sie nach Odessa, an seine ehemaligen Mitkämpfer aus der Kotowski-Division, damit sie ihre Meinung äußerten. Und bald darauf erhielt er von ihnen einen Brief mit günstigen Urteilen – das Manuskript jedoch ging auf dem Rückweg verloren. Die Arbeit von sechs Monaten war vernichtet. Das war für Pawel ein harter Schlag. Er bedauerte es bitter, daß er das Original des Manuskripts weggeschickt hatte, ohne Kopien davon anfertigen zu lassen. Als er Ledenew von seinem Verlust erzählte, meinte der:

„Warum bist du nur so unvorsichtig gewesen? Beruhige dich, jetzt nützt das Schimpfen nichts. Fang noch einmal von vorn an.“

„Aber Innokenti Pawlowitsch! Man hat mir die Arbeit von sechs Monaten geraubt, das Resultat vieler mühseliger Arbeitstage! Diese elenden Hunde!“

Ledenew war bemüht, ihn zu beruhigen.

Alles mußte also von neuem begonnen werden. Ledenew besorgte Papier. Er ließ die bereits fertigen Blätter mit der Schreibmaschine abtippen. Nach anderthalb Monaten war das erste Kapitel wieder neu geschrieben.

Kortschagins hatten als Wohnungsnachbarn die Familie Alexejew. Der älteste Sohn, Alexander, war Sekretär eines der städtischen Bezirkskomitees des Kommunistischen Jugendverbandes. Er hatte eine achtzehnjährige Schwester, Galja, die eine Betriebsschule absolviert hatte. Galja war ein lebensfrohes Mädchen. Pawel beauftragte die Mutter, mit ihr zu sprechen, ob sie nicht bereit wäre, ihm als seine „Sekretärin“ bei der Arbeit zu helfen.

Galja gab mit großer Bereitwilligkeit ihre Zustimmung.

Sie kam lächelnd und freundlich, und als sie erfuhr, daß Pawel ein Buch schrieb, sagte sie:

„Ich werde Ihnen gern behilflich sein, Genosse Kortschagin. Das ist doch etwas anderes, als für den Vater langweilige Rundschreiben über die Instandhaltung der Wohnungen zu schreiben.“

Seit diesem Tag ging die literarische Arbeit mit doppelter Geschwindigkeit vorwärts. Im Verlauf eines Monats war so viel geschafft worden, daß Pawel darüber selbst erstaunt war. Galjas lebhafte Teilnahme und ihr Interesse erleichterten ihm die Arbeit sehr. Ihr Bleistift glitt leise übers Papier hinweg, und die Stellen, die ihr besonders gefielen, las sie wiederholt vor, in ehrlichem Entzücken über das Geschriebene. Im Hause war sie fast der einzige Mensch, der Vertrauen zu seiner Arbeit hatte. Den anderen schien es, daß nichts dabei herauskommen würde und daß er sich nur bemühe, seine erzwungene Untätigkeit durch irgend etwas auszufüllen.

Als Ledenew, von einer Dienstreise nach Moskau zurückgekehrt, die ersten Kapitel gelesen hatte, sagte er:

„Fahr nur so fort, mein Freund. Der Erfolg ist dir sicher. Du wirst noch viel Freude erleben, Genosse Pawel. Ich bin fest davon überzeugt, daß dein Traum, wieder in die Reihen zurückzukehren, bald in Erfüllung gehen wird. Verlier nur die Hoffnung nicht, mein Sohn.“

Der Alte ging mit großer Zufriedenheit.

Pawel war stets voller Energie.

Und dann kam Galja. Ihr Bleistift huschte über das Papier, und neue Worte, neue Zeilen über die unvergeßliche Vergangenheit reihten sich aneinander. In jenen Momenten, wenn Pawel in seine Gedanken versank und sich der Macht der Erinnerungen hingab, beobachtete Galja, wie seine Wimpern zuckten, wie sich seine Augen veränderten und die einander ablösenden Gedanken widerspiegelten. Es war schwer zu glauben, daß er blind war, denn die reinen, durch kein Fleckchen getrübten Augen zeugten von Leben.

Am Abend las sie ihm jedesmal die Arbeit des Tages vor und sah, wie er aufmerksam lauschte, aber zuweilen die Stirn runzelte.

„Warum sind Sie denn unzufrieden, Genosse Kortschagin? Das ist doch gut geschrieben.“

„Nein, Galja, es ist nicht das Richtige.“

Wenn die eine oder die andere Seite mißlungen war, begann Pawel wieder selbst zu schreiben. Durch die schmalen Streifen der Vorlage gehemmt, hielt er es manchmal nicht mehr aus und ließ das Schreiben wieder sein. Dann zerbrach er in grenzenloser Wut über das Leben, das ihm sein

Augenlicht genommen hatte, die Bleistifte, und auf den wundgebissenen Lippen zeigten sich Blutspuren.

Als die Arbeit zu Ende ging, begannen häufiger als sonst verbotene Empfindungen die immer wache Willenskraft zu sprengen. Verboten waren ihm Kummer und andere einfache menschliche Gefühle, heiße und zärtliche, die jeder haben durfte, nur er nicht. Wenn er nur einem dieser Gefühle nachgeben würde, so könnte die Sache ein tragisches Ende nehmen.



Taja kehrte gewöhnlich erst spätabends aus der Fabrik heim, und nachdem sie mit der Mutter halblaut einige Worte gewechselt hatte, ging sie zur Ruhe.

Das letzte Kapitel war geschrieben. Mehrere Tage hintereinander hatte Galja ihm das Buch vorgelesen. Morgen wird das Manuskript nach Leningrad an die Kultur- und Propagandaabteilung des Gebietskomitees geschickt. Wenn man dort dem Buch „den Weg ins Leben" freigibt, so wird es einem Verlag zugestellt und dann...

Unruhig klopfte Pawels Herz. Dann... ja, dann beginnt ein neues Leben, das er sich durch Jahre angestrengter und hartnäckiger Arbeit erobert hatte.

Mit dem Schicksal des Buches entschied sich auch das Schicksal Pawels. Wenn das Manuskript für schlecht erklärt wird, dann ist es mit ihm aus. Sollte aber der Mißerfolg nur ein halber sein, ein Mißerfolg, den man durch weiteres Studium beheben kann, so würde er es sofort wieder anpacken.

Die Mutter gab das schwere Paket auf der Post ab. Es folgten Tage gespanntester Erwartung. Noch nie in seinem Leben hatte Kortschagin mit so qualvoller Ungeduld auf Briefe gewartet wie in diesen Wochen. Er fieberte von der Morgenpost bis zur Abendpost.

Aber Leningrad schwieg.

Das Schweigen Leningrads schien Gefahr zu verheißen. Das Vorgefühl einer Niederlage wuchs mit jedem Tag, und Pawel gestand sich ein, daß eine völlige Ablehnung des Buches seinen Tod bedeuten würde. Dann konnte er nicht mehr leben. Das Leben hätte jeden Sinn verloren.

In solchen Augenblicken erinnerte er sich an den Park draußen am Meer, und wieder und wieder stellte er sich die Frage:

Hast du auch alles getan, um dich aus der eisernen Umklammerung frei zu machen, um in die Kampfreihen zurückzukehren, um dein Leben nützlich zu gestalten?

Und er antwortete:

Ja, es scheint so, alles!

Wochen vergingen. Und eines Tages, als das Warten schon unerträglich geworden war, rief die Mutter, die nicht weniger aufgeregt war als ihr Sohn, beim Betreten des Zimmers:

„Nachricht aus Leningrad!"

Es war ein Telegramm vom Gebietskomitee. Einige knappe Worte auf einem Formular: „Roman begeistert aufgenommen. Wird sofort herausgegeben. Herzliche Glückwünsche zum Erfolg."

Pawels Herz schlug höher. Der ersehnte Traum war Wirklichkeit geworden! Der eiserne Ring war gesprengt. Abermals – mit einer neuen Waffe – war er in die Kampfreihen, zum Leben zurückgekehrt.

28. Auflage, 1968
Verlag Neues Leben Berlin
Lizenz Nr. 303 (305/71/68)
ES 9 D 4/5
Schutzumschlag und Einband: Kurt Zimmermann und Gerhard Schulz
Typographie: Gerhard Schulz
Schrift: 9 p Baskerville
Gesamtherstellung: Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30